

School of Theology at Claremont



1001 1403087



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA









# Bibliothek der Kirchenväter.

## Auswahl

der

vorzüglichsten patristischen Werke

in

deutscher Uebersetzung,

herausgegeben unter der Oberleitung

von

Dr. Valentin Thalhoser,

ordentlichem öffentlichen Professor der Theologie an der Universität München,  
Direktor des Georgianischen Klerikalseminars, bish. geistlichen Rath u. c.

---

Re m p t e n.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Lactantius, Lucius Caecilius  
Firmianus.

Ausgewählte Schriften

des

**Firmianus Lactantius,**

des

„christlichen Cicero,“

nach dem Urtexte übersetzt.

Mit einem kurzen Vorbericht über das Leben und die  
Schriften des Lactantius

von

P. H. Jansen,

Pfarrer der Erzdiöcese Köln.

K e m p t e n.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

1875.



Des Firmianus Laktantius  
Leben und Schriften.

A1975





Vaterland und Geburtsjahr des Lactantius sind nicht mit absoluter Gewißheit festzustellen. Hieronymus de vir. ill. nennt ihn Schüler des Arnobius, der zu Sitta in Afrika lehrte. Daraus hat man<sup>1)</sup> nun den Schluß gezogen, daß Afrika sein Geburtsland sei. Indessen haben die neueren Forscher in „Lactantius“ den eigentlichen Familiennamen finden wollen, in „Firmianus“ aber den vom Geburtsorte stammenden Beinamen, und so halten sie das alte Firmum (Firmium) im picenischen Gebiete für seine Vaterstadt. Der Carmelit Eduard<sup>2)</sup> a. S. Xaverio hat zu Gunsten dieser Ansicht eine größere Abhandlung geschrieben. Er behauptet, in allen von ihm in Einsicht genommenen Manuscripten stehe am Anfange bloß „Lactantius Firmianus“, erst am Schlusse eines jeden Buches sei immer der Name Lucius und

---

1) Nämlich Baluze, Possevin, Du Pin, Baronius.

2) Er schrieb zwanzig Dissertationen über die Werke des Lactantius. Die II. Dissertation handelt von der Heimath desselben. Nur diese Dissertationen standen uns aus Binterim's Bibliothek zu Gebote; von der Textausgabe des genannten Autors enthält Binterim's Bibliothek nur die „Institutiones divinae“. Das ganze Werk erschien in 14 Bänden (Rom 1754—59). Ueber den Inhalt der einzelnen Bände siehe Schönemann, Bibliotheca patrum I. 242—246 (Leipzig 1792). Schönemann erklärt sich a. a. O. S. 177 auch für italienische Abstammung des Lactantius.

Cölius beigelegt. Indes hält der Benediktinerabt Tiraboschi diesen Grund nicht für überzeugend genug und stellt die Vermuthung auf, daß Lactantius der Familie der Cölii angehört habe, die zweifelsohne eine römische war und etwa an einer Expedition, Fermo zu colonisiren, sich betheiligt haben möge, wodurch Lactantius Bürger von Firmum (Firmianus) geworden. Auch sein reiner Stil weist auf Italien und nicht nach Afrika. Dieser Meinung folgt auch der Benediktiner Bertold in Metten in seinen äußerst schätzenswerthen „Prolegomena<sup>1)</sup> ad Lactantium“. Möhler läßt die Frage offen. Alzog<sup>2)</sup> dagegen entscheidet sich für Italien als Heimathsland des Lactantius. Und wenn seine Schriften etwas afrikanisches Colorit haben, so ist das übergenügend durch seinen Aufenthalt in Afrika zu erklären: seine schöne Latinität und der Name Firmianus dürften es rechtfertigen, ihn als Bürger von Firmo<sup>3)</sup> zu betrachten, wo er etwa um 248 geboren wurde. Seine Eltern waren Heiden, wie allgemein angenommen ist; übrigens sind die dafür aus seinen Schriften angezogenen Beweise nicht zwingend, so z. B. Div. institt. VII. 27 und ep. 48: Nos qui sumus ex gentibus; da spricht Lactantius nicht von sich persönlich; von sich selbst redet er stets im Singular, z. B. Institt. V. 2: ego cum docerem.

Die Richtigkeit der traditionellen Annahme vorausgesetzt, wird weiter festzuhalten sein, daß Lactantius in Afrika den heidnischen Irrthum abgelegt und sich zur Religion Jesu Christi entschlossen habe, die damals nichts Anderes in Aussicht stellte als Kerker, Feuer, Blutgerüst und wilde Thiere. So wäre denn Afrika, das, bevor es die Perle des Glaubens verloren, durch eine große Menge starkmüthiger Blutzeugen, standhafter Bekenner, großer Lehrer und frommer Bischöfe ein Paradies der Kirche war, in religiöser Beziehung das Vater-

1) Diese Prolegomena sind 1861 in Landsbut gedruckt.

2) In seiner Patrologie 2. Aufl. 1869.

3) Auch Teuffel in seiner Literaturgeschichte sagt (III. 897): „Lactantius ist wohl italischen Ursprungs, da er die Römer als nostri (institt. I. 5) den Griechen gegenüber zu stellen pflegt.“

land des herrlichen Mannes gewesen. In Afrika verfaßte er eine Schrift unter dem Titel „Symposion“, welche Diocletians Aufmerksamkeit auf den Schüler des Arnobius lenkte und den Kaiser veranlaßte, den Laktantius nebst dem Grammatiker Fannius (andere sagen Flavius)<sup>1)</sup> um das Jahr 290 nach seiner Residenzstadt Nikomedien zu berufen, um daselbst als Lehrer der lateinischen Beredsamkeit zu wirken. Doch Laktantius, nicht in dem Grade der griechischen Sprache mächtig, um seine Zuhörer durch wohlgesetzte Schaulreden fesseln zu können, sah seinen Lehrsaal immer schwächer besucht, sich selbst aber in eine Dürftigkeit versetzt, die ihn des Nothwendigsten beraubte und ihn in eine Laufbahn drängte, die für seine Zeitgenossen wie für die dankbare Nachwelt als eine segensbringende bezeichnet werden muß.<sup>2)</sup>

Als erste Schrift aus dieser Zeit haben wir wohl das Werk „De opificio Dei“ zu verzeichnen; in dieser will Laktantius aus der Erschaffung des Menschen, aus seiner körperlichen Organisation und aus den Eigenschaften seiner Seele die Einheit und Allmacht Gottes nachweisen. — Als Konstantin 312 die Herrschaft über den ganzen römischen Westen erhalten, berief er den Laktantius zum Lehrer seines Sohnes Krispus nach Konstantinopel; im Jahre 317 folgte er seinem kaiserlichen Böglinge nach Trier. Um das Jahr 314 verfaßte er die hier übersezte Schrift „De mortibus persecutorum“. Später schrieb er die sieben Bücher „Divinae institutiones“ (Unterweisungen über die Religion). Sie sind eine umfassende Vertheidigung des christlichen Glaubens. Isäus<sup>3)</sup> setzte ihre Abfassung in das Jahr 302. Da die

1) Hier. de vir. illustr. c. 80: Sub Diocletiano cum Flavio grammatico accitus.

2) Hier. de vir. illustr. c. 80: Nicomediae rhetoricam docuit et penuria discipulorum ob graecam videlicet civitatem ad scribendum se contulit.

3) Joseph Isäus gab des Laktantius Werke in Cesena 1646 heraus. Isäus verglich zu seiner Ausgabe vierzehn Handschriften und bereicherte sie mit schönen Anmerkungen, die bei Wigne ab-

Bücher aber dem Kaiser Konstantin gewidmet und außerdem die Frucht langwieriger Studien sind, auch deutliche Spuren der Ricinianischen Verfolgung enthalten, dazu noch der Arianer Erwähnung thun, so ist ihre Abfassung wohl in die Zeit von 320—324 zu setzen.<sup>1)</sup> Später fertigte Laktantius noch einen Auszug (epitome) aus diesen sieben Büchern, wovon später das Nähere! Zunächst beschäftigt uns das Buch „De mortibus persecutorum“, welches von Hieronymus unter dem Titel „De persecutione“ erwähnt wird. Es wurde 1678 von dem Grafen Foucault in der Benediktinerabtei Moissac in Quersch in einer Handschrift des neunten Jahrhunderts entdeckt. Im folgenden Jahre wurde es von dem gelehrten Steph. Baluze im zweiten Bande seiner Miscellanea mit Noten herausgegeben. Baluze schätzte dieses opus dem Golde gleich, und darin stimmen ihm alle Gelehrten von Bedeutung bei. Der Protestant Heumann sagt: Besser wäre es, daß alle anderen Werke des Laktantius verloren gegangen, als dieses Werk. Dieses Urtheil wurde auch noch festgehalten von Bähr;<sup>2)</sup> nur ein Burdhardt<sup>3)</sup> hatte die beispiellose Unverschämtheit, dieses Buch für einen Roman zu erklären. Rothsuchs<sup>4)</sup> will nur Einiges als Wahrheit gelten lassen. Wir halten mit Bähr diese Schrift als mit historischer Treue verfaßt in allen Theilen

gedruckt sind. Von deutschen Gelehrten benützte sie nur Bueemann, der Häus sehr lobt; vgl. dessen Vorrede. In Italien (Rom) erschien auch 1465 die ed. princeps (es ist das erste in Italien gedruckte Werk).

1) Ebert meint, sie seien um 307—310 verfaßt und die Mittheilung über spätere Thatsachen eingeschoben. Darüber nächstens mehr.

2) Christlich-römische Theologie (Karlsruhe 1837 s. v.).

3) Jakob Burdhardt, Die Zeit Konstantin's des Großen (Basel 1853, nun bei Seemann in Leipzig); dessen Irrthümer werden in den Noten nachfolgend widerlegt.

4) Rothsuchs, Qua historiae fide usus sit in libro de mortibus persecutorum (Marburg 1861).



aufrecht; <sup>1)</sup> Lactantius war ein Ehrenmann, <sup>2)</sup> der sich um des Himmelreiches willen Gewalt angethan. Er starb um das Jahr 330 in Trier.

Daß Lactantius Verfasser dieser Schrift sei, ist nun bis zur Evidenz nachgewiesen von Prof. Dr. Ebert: „Der Verfasser des Buches *de mort. persec.*“ (Leipzig 1871); ebenso von Teuffel, *Literaturgeschichte* III. p. 896 (Leipzig 1872); nur nennt dieser Kulturkämpfer die Schrift fanatisch. Will er denn als Christ und Bibelfenner nicht beherzigen, was im zweiten Psalme geschrieben steht: *Sicut vas figuli confringes eos?* <sup>3)</sup> Diese Stelle geben wir allen Schmähern des Lactantius zur Erwägung anheim.

Anerkennenswerth sind meistens die Darlegungen Hunziker's <sup>4)</sup> über unser Buch; er nennt es „im Ganzen zuverlässig“, ja drei Zeilen tiefer schreibt er ihm „einen unschätzbaren Werth“ zu.

Dieses werthvolle Buch wird dem deutschen Leser hier zum ersten Male vollständig geboten. Es gibt zwar eine deutsche Übersetzung vom Jahre 1822 (Landshut bei Weber; nach Hortig, Döllingers Kirchengeschichte I. p. 117 2. Aufl. ist sie von Professor Feiler); sie ist aber vergriffen und ist ohne Ergänzung der defekten Stellen. Außerdem wurde die in Rede stehende Schrift 1783 im *Religionsjournal* vom Jesuiten Goldhagen mit Auslassung einiger Kapitel übersetzt. Schließlich wird noch eine citirt in der Zweibrücker Ausgabe mit Verweisung auf „gesellschaftliche Bemühungen“ (Göttingen 1771); wir konnten dieses Buch nicht aufstreiben. Von fremden Übersetzungen benützten wir die französische von Maucroix (Pa-

1) Quae omnia secundum fidem scientium loquor, ita ut gesta sunt mandanda literis credidi; *de mort. persecut.* n. 52.

2) Siehe Eucherius von Lyon in der 19. Dissertation des Eduard. a. S. Xaverio, die vierzehn Oktavseiten *elogia* enthält.

3) Wie Töpsfergeschirr wirfst du sie (die Verfolger) zermalmen.

4) Hunziker im zweiten Bande von Max. Bubinger, *Beiträge zur Kaisergeschichte* (Leipzig 1868, Seite 117—280).

ris 1677) und die italienische von Simon Majoni (Venedig 1774).

Zu unserer Übersetzung wurden die besten Ausgaben mit Erklärungen benützt: Lactantii opera ed. Heumann, Göttingen 1736; die Ausgabe von Bunemann, Leipzig 1739, die Würzburger von Oberthür 1784, die Zweibrücker von 1786; beide letzteren sind nach der kostbaren Ausgabe von Lebrun und Vanglet-Dufresnoy (Paris 1748), die auch benützt wurde. Aus diesem Jahrhundert benützten wir die Migne'sche Ausgabe (Paris 1844, Bd. VI und VII der lateinischen Väter); darin finden sich die Commentare von Stephan Baluze (Paris 1679), Le Mourry (Paris 1710), von Johannes Columbus Abou (in Finland, 1684) und der große Commentar von Paul Baudri (Utrecht 1692), in welchen des Toynardus Noten (Paris 1690) und des Hub. Euperus im Haag (1689) als Manuscript verfaßt, dem Paul Voet in Utrecht zugesandt, aufgenommen sind. Eine vollständige von uns benützte Ausgabe mit ganz kurzen Noten erschien Lyon 1845. Deutschland hat in diesem Jahrhundert wenig für Lactantius gethan; nur eine vollständige Ausgabe hat es uns gebracht (Fritzsche, Leipzig 1842); die Ausgabe ist wenig werthvoll. Hauptsächlich wird Professor Palm, der durch die Broschüre „Textesverbesserung des Buches von dem Tode der Verfolger“ (Wien 1865) sehr viel zum Verständnisse gefördert hat, uns bald mit einer vollständigen neuen Edition beglücken. Einzelausgaben haben wir noch in dem Werke: „Opuscula selecta patrum“, tomus tertius, Gandae 1833,<sup>1)</sup> und in Hurter's opuscula patrum, tom. XXII. (Innsbruck 1874).

1) Diese im Ganzen aus zehn Bänden bestehende Vätersammlung ist von dem gelehrten Präses des Seminars von Gent, Aug. Jos. Nyléwart († 16. Mai 1836). Er hat unter Napoleon für den Glauben gelitten und war eine starke Stütze des Bischofs Broglie von Gent. Er hat des Lactantius Buch aus Drosius bis zu Karl dem Großen weitergeführt und von da an bis 1830 hat er selbstständig das schmachliche Ende der Christenverfolger geschildert.

Sehr vorzüglich ist die mit französischen Noten versehene, 1863 erschienene Ausgabe unserer Schrift von Fr. Dübner, welcher den hochwichtigen Codex Colbertinus<sup>1)</sup> einer neuen Vergleichung unterzogen hat.

1) Codex Colbertinus ist die einzige Handschrift unseres Buches. Der um die Wissenschaften verdiente Finanzminister Colbert kaufte sie 1679 vom Kloster Moissac und ließ sie dann Baluze herausgeben. In der großen Sammlung des Ministers Colbert, der aus allen Ländern Handschriften kaufte, trug sie die Nummer 1297. Später kam sie in die königliche Bibliothek unter N. 2627 in 4°.





Des  
**Firminus Lactantius**  
Schrift:  
**Von den Todes-Arten**  
der  
**Christen-Verfolger,**  
nach dem Urtexte übersetzt  
von  
P. H. Jansen.







# I. Freude über Gottes strafende Gerechtigkeit nach so lange dauernden Verfolgungen seiner Kirche.

Der Herr hat erhört deine Gebete, theuerster Donatus, welche du ohne Unterlaß alle Tage vor seinem Angesichte verrichtest, wie auch die unserer theuersten Brüder, welche durch ein herrliches Bekenntniß eine ewige Krone, wie ihr Glaube es verdiente, sich erworben haben. Sieh', durch alle diese (Gebete) wird der Widersacher<sup>1)</sup> überwunden,<sup>2)</sup> und nach Wiederherstellung der Ruhe auf dem Erdenrund erhebt sich die jüngst niedergeschmetterte Kirche wieder von Neuem, und der Tempel Gottes,<sup>3)</sup> welchen die Gottlosen zerstört hatten, wird durch des Herrn Barmherzigkeit herrlicher aufgebaut. Gott hat nämlich Fürsten erweckt, welche die ruchlosen und blutigen Befehle der Tyrannen aufhoben und für das menschliche Geschlecht Vorsorge trugen, so daß jetzt, nachdem die Wol-

---

1) Widersacher (adversarius) ist der Teufel — so nennt ihn Lactantius im ersten Kapitel de opificio Dei; — dieser ist ja der Urheber der Verfolgungen durch die Mächte der Welt.

2) Der Ausdruck „er wird überwunden“ entspricht sachlich den verschiedenen Lesarten: additur, abditur sowie der schon lange von Eutelerius vorgeschlagenen: adteritur, welche jüngst Dübner festgehalten.

3) Unter Tempel Gottes muß man die Kirche von Nicomeden verstehen, deren Zerstörung Kap. 13 und Instit. V. Kap. ■ erzählt wird, da das Wort „fabricatur“ nur diese Auffassung zuläßt.

ten der Vergangenheit sich gleichsam verzogen, die Gemüther Aller süßer und heiterer Friede erfreut. Nun erglänzt uns nach den gewaltigen Stürmen eines so schrecklichen Unge- witters wieder ein ruhiger Himmel und erwünschtes Licht. Der auf das Gebet seiner Diener sich erbarmende Gott hat die schmerzvoll Niedergeschmetterten durch himmlische Hilfe aufgerichtet; er hat die Verschwörung der Gottlosen zernichtet und die Thränen der Weinenden abgewischt. Die Gottes Gegner waren, liegen darnieder, und die den Tem- pel Gottes zerstört hatten, sind weit schmähhlicher gefallen, und Jene, welche die Gerechten folterten, haben unter himm- lischen Plagen und verdienten Qualen ihre schuldbeladenen Seelen ausgehaucht, spät zwar, aber ihrer schweren Schuld angemessen. Denn Gott hatte ihre Züchtigung verschoben,<sup>1)</sup> um an ihnen große und Staunen erregende Beispiele auf- zustellen, woraus die Nachkommen lernen sollten, daß ein Gott sei, der auch züchtigt die Gottlosen und Verfolger, in- dem er nämlich die verdienten Todesqualen über sie verhängt.

Ich habe nun beschlossen, über das Lebensende der zu- letzt Genannten Zeugniß in dieser Schrift abzulegen, damit Die, welche weit entfernt sind oder nach uns kommen, er- kennen möchten, wie der Allerhöchste seine Macht und Maje- stät in der Vertilgung und Vernichtung der Feinde seines Namens erwiesen. Dazu wird es von Nutzen sein, wenn

---

1) Dieser Ausspruch des Laktantius, daß Gott die Züchti- gung der Gottlosen verschiebe (Gottes Mühlen mahlen lang- sam, aber sicher), kann nicht genug beherzigt werden, wenn die Gott- losigkeit lange stolz das Haupt erhebt. Die heilige Schrift lehrt Dieses schön im 36. Psalme: „Ich sah den Gottlosen sich erheben, ja, hoch wie eine Cedar des Libanon, und ich ging vorüber, und er war nicht (mehr).“ Auch bei den Heiden war diese Wahr- heit schon erkannt: Cäsar (de bello gallico I, 14) sagt den prah- lenden Helvetiern, daß Gott oft die Verbrecher längere Zeit in glücklicheren Verhältnissen lasse, um sie durch den Wechsel um so empfindlicher zu züchtigen (quo gravius doleant); und Valerius Maximus schreibt: Langsamen Schrittes geht die Strafgerichtig- keit Gottes vor; aber das Zögern ersetzt sie durch Größe der Strafe.

ich vom Beginne der Gründung der Kirche an erzähle, welche Verfolger sie gehabt und welche Strafen der himmlische Richter nach seiner Gerechtigkeit über sie verhängt hat.

2. Nach Christi Auffahrt in den Himmel und Vertheilung der Apostel ist Petrus nach Rom gekommen, wo er gekreuzigt und Paulus enthauptet wurde. Nero's Untergang.

In den letzten Zeiten des Kaisers Tiberius, wie wir geschrieben lesen, ist unser Herr Jesus Christus am dreißigsten März unter dem Konsulate der beiden Geminus<sup>1)</sup> von den Juden gekreuzigt worden. Als er am dritten Tage auferstanden war, versammelte er seine Jünger, welche die Furcht bei seiner Gefangennehmung zur Flucht verleitet hatte; vierzig Tage verweilte er bei ihnen, um die Augen des Geistes zu erschließen und ihnen die heiligen Schriften zu erklären, die bis dahin noch dunkel und unenthüllt waren. Dann rüstete er sie mit Amtsgewalt aus und gab ihnen die Anweisung, die von ihm geoffenbarte Lehre zu predigen, und stellte so die Ordnung des neuen Bundes feierlich fest. Als er so seine Aufgabe vollendet, umhüllte ihn eine Sturmwolke, entzog ihn den Augen der Menschen und führte ihn gen Himmel. Hierauf haben die Jünger, deren damals eils waren, an Stelle des Verräthers Judas den Mathias und Paulus sich zugesellt und sich in alle Welt zerstreut zur Verkündigung des Evangeliums, wie es ihnen ihr Lehrmeister befohlen hatte. In einem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren bis zu Nero's Antritt der Regierung legten sie in allen Provinzen und Städten die Fundamente der Kirche. Als Nero regierte,<sup>2)</sup> ist Petrus

1) Diese Beiden, Cajus Furius Geminus und Cajus Rubellius Geminus, waren im Jahre 29 nach Christus Konsuln zu Rom. Laktantius hat sich bei dieser Angabe, die auch Instt. 4, 10 vorkommt, geirrt.

2) Daß Laktantius von einer Ankunft Petri in Rom unter

nach Rom gekommen, und er bekehrte Viele durch einige Wunderwerke, die er durch Gottes Kraft und in Folge der ihm von Gott verliehenen Macht wirkte, zur Gerechtigkeit, und so bildete er für Gott eine treue und standhafte Gemeinde. Als Dieß dem Nero hinterbracht worden und er wahrnahm, daß nicht bloß zu Rom, sondern allenthalben tagtäglich eine große Menge vom Dienste der Götzen abfalle und mit Verwerfung der alten Religion zu der neuen übergehe, so ist er als abscheulicher und ruchloser Tyrann losgestürzt, die himmlische Pflanzung (Kirche Gottes) auszurotten und die Gerechtigkeit zu vernichten, und so hat er als erster Verfolger der Diener Gottes den Petrus kreuzigen und den Paulus hinrichten lassen. Aber er blieb nicht ungestraft; denn Gott sah auf die Bedrängniß seines Volkes. Und so wurde er herabgestürzt vom Gipfel der Herrschaft, hinabgeschleudert von der höchsten Höhe, und es kam der ohnmächtige Tyrann auf einmal nirgends mehr zum Vorscheine, damit nicht einmal die Stelle des Begräbnisses eines so boshaften Ungeheuers auf Erden sichtbar wäre. Deßhalb glauben Einige thörichter Weise,<sup>1)</sup> daß er lebend hinweggenommen worden und so erhalten bleibe, da die Sibylle verkünde, der flüchtige Muttermörder werde von den Grenzen (der Erde) kommen, damit eben Derjenige, welcher zuerst (die Kirche) verfolgt hat, sie auch

Nero's Regierung spricht, führen die Protestanten (Oxford Ausgabe 1680) und der neueste Scharfrichter des Laktantius, Rothfuchs (vgl. Einleitung), mit Jubel gegen den fünfundzwanzigjährigen *Prima Petri* zu Rom an; es liegt indeffen kein zwingender Grund vor, aus dieser Stelle zu schließen, daß Petrus nicht früher für kurze Zeit nach Rom gekommen sei, wie Dieses von Eusebius und Hieronymus berichtet wird.

1) Laktantius hält die ganze folgende Mittheilung für eine Fabel und will er nur die abergläubigen Meinungen aus jener Zeit berichten, wie Dieses auch von Hieronymus (zu Daniel 9, 30) und Augustinus (Stadt Gottes 20, 19) erzählt wird. Selbst Suetonius erzählt schon diese alberne Volksmeinung von dem Verschwinden des Nero, um einstens zum größten Verderben wieder zu kommen, obschon er als Geschichtsschreiber berichtet, daß derselbe am 9. Juni des Jahres 68 auf der Flucht sich selbst getödtet habe.



zulezt verfolge und der Ankunft des Antichrists vorangehe. Demnach erklären sie, da wir mit Recht glauben, daß zwei Propheten lebendig sind versetzt worden, damit sie in der letzten Zeit vom Himmel herabstiegen. um Christus, dem ewigen Hohenpriester, voranzuziehen, daß in gleicher Weise auch Nero kommen werde, damit er ein Vorläufer des Teufels sei und Dem vorangehe, der kommen wird, die Erde zu verwüsten und das Menschengeschlecht zu vertilgen.

### 3. Verfolgung Domitians, dessen gewaltsamer Tod; darauffolgende allgemeine Verbreitung der Kirche.

Nach Verlauf von einigen Jahren erhob sich nach diesem ein anderer nicht minder Tyrann. Obgleich derselbe eine verhaßte Herrschaft ausübte, so hat er doch eine gar lange Zeit die Untertanen ganz gewaltig unterdrückt und sicher regiert, bis er seine ruchlosen Hände gegen den Herrn ausstreckte. Nachdem er sich nämlich zur Verfolgung des gerechten Volkes durch Eingebung der bösen Geister hatte verleiten lassen, da fiel er in die Hände seiner Feinde und erhielt seinen Lohn. Aber zur Rache genügte es nicht, daß er in seinem Hause ermordet wurde; sogar das Andenken seines Namens wurde vernichtet. Da er nämlich viele bewundernswerthe Gebäude hatte aufrichten, wie auch das Capitol und andere berühmte Denkmäler herstellen lassen, so verfolgte der Senat dermaßen seinen Namen, daß er weder von seinen Bildnissen noch von seinen Inschriften die geringsten Spuren übrig ließ und sogar durch die schärfsten Verordnungen den Gestorbenen zur immerwährenden Schmach brandmarkte. Nachdem so alle Anordnungen<sup>1)</sup> des Tyrann-

1) Zu diesen gehörten auch des Domitianus — denn dieses ist der Name des Tyrannen, den Tertullian ein Stück Nero's nennt — Edikte gegen die Befenner des Christenthums. Nerva, sein Nachfolger, ließ den nach Pathmos verbannten Apostel Johannes nach Ephesus zurückkehren, wie Eusebius (H.-G. 3, 23) nach Clemens von Alexandrien erzählt; ebenso Hieronymus in den kirchlichen Schriftstellern.

nen vernichtet waren, da wurde die Kirche nicht allein in ihren vorigen Zustand wieder hergestellt, sondern sie erglänzte noch viel herrlicher und blühender. In den folgenden Zeiten nämlich, wo viele gute<sup>1)</sup> Fürsten das Ruder des römischen Reiches führten und sie keine feindlichen Anfälle zu erleiden hatte, dehnte sie ihre Macht nach Osten und Westen aus, so daß nunmehr kein noch so entfernter Winkel der Erde war, wohin die göttliche Religion nicht gedrungen, daß überhaupt keine Nation mit so wilden Sitten lebte, die nicht durch Annahme der wahren Gottesverehrung zu Werken der Gerechtigkeit mild angeleitet wurde. Allein nachher ist der lange Friede freilich gebrochen worden.

#### 4. Des Decius<sup>2)</sup> Verfolgung; sein Tod in der Schlacht; er findet keine Grabstätte.

Denn viele Jahre<sup>3)</sup> nachher erhob sich das abscheuliche Ungeheuer Decius zur Verfolgung der Kirche. Wer

1) Laktantius setzt die Zeit der guten Fürsten von Nerva bis zu Philippus von 96—249. In dieser Zeit gab es allerdings viele gute Fürsten, wie Nerva, Antoninus Pius, Alexander Severus, die den Christen günstig waren. Philippus Arabs soll sogar selbst Christ gewesen sein (Eusebius, Kirchengeschichte VI. 34; S. 390 dieser Sammlung); doch gab es auch noch viele Märtyrer in dieser Zeit: unter Trajan den hl. Ignatius 107; um diese Zeit wurde auch der hundertzwanzigjährige Bischof Simeon von Jerusalem gemartert; unter Hadrian die heil. Symphorosa mit ihren sieben Söhnen; unter Marc Aurel der heil. Polykarpus 168; um 177 der heil. Photinus in Lyon, ebenda 202 der heil. Irenäus. Unter Maximus Thraz. 235—238 gab es viele Märtyrer; wenn Laktantius demnach sagt, es seien keine Stürme erregt worden, so ist Dieses dahin zu verstehen, daß in dieser Zeit keine neuen Verfolgungsedikte erlassen wurden.

2) Decius regierte von 249—251; unter ihm starb eines glorreichen Martertodes die heilige Agatha zu Catania.

3) Dieser Zeitraum umfaßt 153 Jahre; Rothsuchs ist wegen des Laktantius sehr in Gewissensangst, daß er die Geschichte gefälscht sowohl in Bezug auf die 153jährige freie Entwicklung des Christenthums als auch in Bezug auf die in Kap. 6 und 7 erzählten Geschehnisse des Decius und Valerianus. Wenn selber aber nur die obige Note zu Kap. 3 und die Studien von Hun-

wäre denn wohl im Stande, die Gerechtigkeit zu verfolgen, wenn nicht ein Bösewicht? Und gerade als wenn er deswegen zu jener fürstlichen Höhe gelangt wäre, fing er sofort an, gegen Gott zu wüthen, um auch sogleich herabzu-  
stürzen. Auf seinem Zuge nämlich gegen die Karpen, welche damals Dacien und Möisien inne hatten, wurde er alsbald von den Barbaren umzingelt und mit einem großen Theile des Heeres niedergemacht, so daß er nicht einmal die Ehre eines Begräbnisses haben konnte, sondern ohne jegliche Kleidung, wie es sich für einen Feind Gottes geziemte, als Futter für wilde Thiere und Vögel liegen blieb.

### 5. Des Verfolgers Valerian<sup>1)</sup> schmählische Knechtschaft.

Nicht gar lange nachher hat auch Valerian, von ähnlicher Wuth ergriffen, seine gottlosen Hände gegen Gott ausgestreckt und wenn auch nur kurze Zeit doch viel unschuldiges Blut vergossen. Gott hat ihn aber mit einer neuen und ganz eigenen Strafart heimgesucht, damit er der Nachwelt ein Beweis sei, daß die Feinde Gottes immer einen ihres Verbrechens würdigen Lohn empfangen. Als derselbe in die Gefangenschaft der Perser gerathen, hat er nicht bloß die mit Übermuth behauptete Herrschaft, sondern auch die Freiheit verloren, welche er Anderen entzogen hatte; sein Leben brachte er sogar in der schmähllichsten Knechtschaft zu. Denn wenn der Perserkönig Sapor, welcher ihn gefangen genommen hatte, den Wagen oder das Pferd besteigen wollte, hieß er den römischen Kaiser sich vor ihm niederbeugen und den Rücken unterhalten, und wenn er so seinen Fuß auf dessen Rücken gesetzt, sagte er, Das sei

ziker in Bubingers Kaisergeschichte (Bb. II und III) sich ansehen will, so wird er die Darstellung des Laktantius nicht mehr anfeinden.

1) Er regierte von 253 bis 259, wo er in die Gefangenschaft gerieth. Unter ihm starben des Heldentodes Papst Sixtus, Laurentius, dessen Diakon, und der Bischof Cyprian zu Karthago.

Wahrheit, und spottend hielt er ihm vor, Das sei unwahr, was die Römer auf Tafeln und an die Wände malten. In dieser Weise hat Jener, nach Verdienst behandelt, noch ziemlich lange gelebt, so daß der römische Name den Barbaren lange zum Spotte und Gelächter diente. Seine Strafe wurde noch vergrößert dadurch, daß er, obgleich sein Sohn Kaiser war, dennoch an ihm keinen Rächer seiner Gefangenschaft und seiner äusserst schmachvollen Sklaverei gefunden hat. Überhaupt wurde er niemals zurückverlangt. Nachdem er aber dieses schmachvolle Leben in solcher Schande geendigt hatte, zog man ihm die Haut ab. Diese wurde dann nach Beseitigung der Eingeweide roth gefärbt, damit sie im Tempel der barbarischen Götter zum Andenken an den so herrlichen Triumph einen Platz fände und unseren Gesandten, so oft sie die Haut ihres gefangenen Fürsten bei den dasigen Göttern sähen, immer zum Wahrzeichen dienen möchte, daß die Römer nicht allzusehr ihren Kräften trauen sollten.

Da nun Gott solche Strafen über die Kirchenschänder verhängt hat, sollen wir uns nicht wundern, daß es nachher noch Jemand gewagt hat, gegen die Majestät des alleinigen Gottes, der Alles regiert und erhält, nicht allein zu handeln, sondern auch Pläne zu schmieden?

#### 6. Aurelian wird gleich bei angekündigter Verfolgung in Thracien ermordet.

Aurelian, von Natur unsinnig und voreilig, erinnerte sich zwar der Gefangenschaft des Valerian, vergaß aber dessen Frevel und Züchtigung und forderte Gottes Zorn heraus durch grausame Thaten. Es war ihm indessen nicht einmal vergönnt, auszuführen, was er ersonnen, da er sofort beim Beginne seines Wüthens aus dem Wege geräumt wurde. Noch waren seine Befehle nicht in die entfernten Provinzen gelangt, als er schon zu Conosfrurium in Thracien in seinem Blute zu Boden gestreckt lag, auf einen falschen Verdacht hin von seinen eigenen Freunden ermordet. So viele derartige Beispiele hätten doch die nachfolgenden

Thyranen zur Mäßigung bringen sollen; aber sie wurden nicht nur nicht abgeschreckt, sondern sie handelten noch verwegener und vermessenener gegen Gott.

7. Diokletian<sup>1)</sup> eine Plage des Reiches wegen Vermehrung des Beamtenpersonals und der vielen Steuern.

Diokletian, welcher der Erfinder der Lasten und Urheber der Übel war, konnte, da er Alles umordnete zum Verderben, seine Hände nicht einmal von Gott abhalten. Derselbe hat den Erdkreis durch Geiz und Furchtsamkeit zugleich zu Grunde gerichtet. Er hat nämlich drei Mitregenten ernannt, nachdem er das ganze Reich in vier Theile getheilt; nun wurden auch die Heere vermehrt, da jeder einzelne (Herrscher) eine weit größere Anzahl Soldaten zu haben strebte, als die früheren Fürsten gehabt hatten, da sie den Staat allein regierten. Die Anzahl Derer, die nur einnahmen, fing an die Anzahl der Gebenden so sehr zu übersteigen, daß, als durch die ungeheuren Auflagen die Kräfte der Landbebauer erschöpft waren, selbe die Äcker verließen und die angebauten Felder sich in Wald verwandelten. Um ferner Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden auch die Provinzen zerstückelt; viele Landvögte und noch mehr Beamte bedrückten die einzelnen Gegenden, sogar fast schon jede Stadt. So gab es auch viele Rechnungsführer, Oberrichter und Stellvertreter der Bezirksvorsteher, welche sehr selten Entscheidungen fällten im Interesse der Unterthanen, dagegen fast nur Todesurtheile und zahlreiche Verbannungen aussprachen; die nicht bloß häufigen, ja endlosen Abgaben von Dingen der verschiedensten Art wurden mit unerträglicher Härte eingetrieben. Ferner war es nicht

---

1) Diokletian wurde am 17. Sept. 284 zum Kaiser gewählt, und am 1. Mai 285 nahm er sich den Maximianus Herculius zum Mitregenten.

mehr zu tragen, was erfordert war, die Soldaten zu stellen; bei seinem unersättlichen Geize wollte er auch nicht den Staatsschatz angreifen, sondern immer außerordentliche Schätze und Schenkungen zusammen häufen, um Das, was er sich geheim bei Seite gelegt, unangetastet und unverletzt zu erhalten. Als derselbe durch die verschiedenen Ungechtigkeiten eine ungeheure Theuerung herbeiführte, versuchte er einen gesetzlichen Preis für die zu verkaufenden Gegenstände festzustellen; da wurde wegen unbedeutender Kleinigkeiten viel Blut vergossen. Aus Furcht erschien Nichts mehr zum Verkaufe, und die Theuerung wurde viel schlimmer, bis endlich das Gesetz, nachdem es Vielen das Leben gekostet, nothgezwungen aufgehoben wurde. Hierzu kam noch eine gewisse Baulust, die keine Grenzen hatte, und eine nicht geringere Bedrückung der Provinzen, indem diese nicht nur Werkleute und Künstler, sondern auch Fuhrwerk, wie es immer zu den verschiedenen Bauten nothwendig, zu stellen hatten. So ließ er Prachtgebäude, eine Rennbahn, eine Münzstätte, eine Waffenfabrik bauen, hier ein Gebäude für seine Frau, dort für seine Tochter. Ein großer Theil der Stadt wird auf einmal von den Einwohnern verlassen. Diese wanderten alle mit Weib und Kind aus, als hätte der Feind die Stadt eingenommen. Als nun Dieses mit dem Ruin der Provinzen ausgeführt worden, äusserte er, es sei nicht recht gemacht, es solle anders werden. Man mußte also wieder niederreißen und in anderer Weise aufführen, was vielleicht wieder sollte zu Boden gestürzt werden. Seine Thorheit hielt an in dem Bestreben, Nikomedien der Stadt Rom gleich zu machen. Ich will nicht anführen, wie Viele wegen ihrer Besitzungen und ihres Vermögens umkamen. Denn Das war fast ein erlaubtes Gewohnheitsrecht bei den Gottlosen geworden. Das war aber bei diesem Verfahren etwas Besonderes: wo er immer einen besser gepflegten Acker oder ein prächtigeres Gebäude sah, sogleich wurde dem Eigenthümer eine falsche Anklage gemacht und das Todesurtheil an ihm vollzogen, als wenn er fremdes Eigenthum nicht ohne Blutvergießen hätte rauben können.



## 8. Des Maximianus Herkulius Gewaltthätigkeit und Wollust.

Was für ein Mann war sein Bruder [Regierungsgenosse] Maximianus, den man Herkulius nannte? Er glich ihm durchaus. Sie hätten ja auch nicht mit einer so getreuen Freundschaft zusammenhalten können, wenn sie nicht eines Sinnes, derselben Denkungsart, gleichen Willens- und übereinstimmenden Urtheils gewesen wären. Darin waren sie allein verschieden, daß [Maximianus] weniger geizig<sup>1)</sup> war als [Diofletian], Dieser furchtsamer, Jener herzhafter, nicht zum Guten, sondern zum Bösen. Denn da er Italien, den Reichssitz, selbst inne hatte und die reichsten Provinzen, als Afrika und Spanien, ihm unterworfen waren, ist er im Bewahren der Schätze, deren er genug hatte, weniger sorgfältig gewesen. Wenn aber ein Nothfall eintrat, so waren immer sehr reiche Senatoren da, die nach Aussage falscher Zeugen nach der Herrschaft gestrebt haben sollten, so daß beständig die Vornehmsten des Senates aus dem Wege geräumt wurden. Der äufferst blutdürstige Fiskus hatte in Fülle von den ungerecht erworbenen Schätzen. Nun war aber eine Geilheit in dem schändlichen Menschen, daß er nicht bloß Mannspersonen mißbrauchte, was edelhaft und abscheulich ist, sondern auch die Töchter der Vornehmsten schändete. Denn wohin er nur immer reiste, wurden die Jungfrauen vor den Augen ihrer Eltern fortgerissen und ihm gleich bereit gestellt. Darin glaubte er sich glücklich, darin bestehe, meinte er, das Glück seiner Herrschaft, wenn er seinen Lüsten und schändlichen Begierden Nichts versagte.

1) Diese Stelle ist ganz verstümmelt überliefert, und haben alle Herausgeber sie so aufgenommen, daß entweder kein Sinn herauszubringen ist oder Herkulius als geiziger denn Diofletian dargestellt wäre, was aber geradezu unmöglich von Laktantius kann gesagt worden sein, da er den Diofletian als Ausbund des Geizes in Kap. 7 geschildert hat. Frizsche allein hat in seiner Ausgabe die oben angenommene Lesart: *differebant, quod avaritia minor in altero fuit, in altero major, in hoc minus audaciae et plus timiditatis, in illo plus vero animi.*



Den Konstantius übergehe ich, da er den Übrigen ganz unähnlich war und verdiente, den Erbkreis allein zu beherrschen.

9. Galerius Maximianus,<sup>1)</sup> ein roher und ehrgeiziger Mensch, wird von Diokletian zum Mitregenten erhoben.

Der andere Maximianus aber, den Diokletian sich zum Eidam genommen hatte, war nicht bloß schlimmer als diese Beiden, deren Druck man zu unseren Zeiten empfunden hat, sondern schlimmer, als irgend Einer gewesen. Dieses Ungeheuer besaß eine angeborene Rohheit und Wildheit, die dem römischen Volke ganz fremd ist. Und Das war weniger zu bewundern, weil seine Mutter jenseits der Donau zu Hause war; sie hatte sich beim feindlichen Einfalle der Karper, indem sie über den Fluß setzte, nach Neubacien geflüchtet. Sein Körper paßte ganz zu seinen Sitten: eine hochgewachsene Figur, ein ungeheurer, aufgedunsener Fleischklumpen von erschrecklich großer Ausdehnung. Zudem war er auch in Worten, Geberden und von Ansehen Allen schrecklich und furchtbar. Sogar sein Schwiegervater fürchtete ihn auf das Äußerste. Der Grund dieser Furcht war folgender: Marseus, König der Perser, angespornt daheim durch die Beispiele seines Großvaters, trachtete mit großer Heeresmacht heftig nach der Besitzergreifung der östlichen Länder. Diokletian aber, da er bei jedem Tumulte furchtsam und kleinmüthig war, zugleich auch des Valerian Strafe fürchtend, getraute sich nicht, ihm entgegen zu ziehen; dagegen schickte er den Galerius durch Armenien, während er selbst im Oriente verweilte, den Ausgang der Dinge abzuwarten. Jener schlug die Barbaren, die mit all den Ihrigen in den Krieg zu ziehen pflegen, da sie durch die große Masse behindert und von Gepäck beschwert waren, mit leichter Mühe von seinem Hinterhalt aus. Als

1) Dieser ward am 1. April 292 mit Konstantius Chlorus zum Cäsar ernannt.

der König Marseus geflohen war, ist er mit ungeheurer Beute aller Art zurückgekehrt; für sich brachte er den Stolz, für Diokletian die Furcht mit. Nach diesem Siege war er nämlich zu solchem Hochmuth aufgebläht, daß er den Namen eines Cäsar nicht mehr genehm fand. Und wenn er in Briefen an ihn diesen Namen vernahm, rief er mit trotziger Miene und furchtbarer Stimme: Wie lange noch Cäsar? Von der Zeit an begann er, sich so übermüthig zu benehmen, daß er als Sohn des Mars wollte angesehen und benannt werden wie ein zweiter Romulus. Und so hat er sich gerne entschlossen, seine Mutter Romula als Ehebrecherin zu brandmarken, damit er nur für einen Abkömmling der Götter gehalten würde. Weiter über seine Thaten zu reden, verschiebe ich, um die Zeitfolge nicht zu stören. Später nämlich, als der Titel „Kaiser“ angenommen und sein Schwiegervater der Würde beraubt war, da fing er erst an, zu wüthen und Alles zu verachten. Da nun Diokles — wie er, bevor er regierte, genannt wurde — durch solche Maßregeln und Genossen den Staat zu Grunde richtete und er sich die schlimmsten Strafen für seine Verbrechen verdiente, so hat er dennoch so lange sehr glücklich regiert, als er seine Hände mit dem Blute der Gerechten nicht befleckte. Was für eine Veranlassung er aber zur Verfolgung der Christen gehabt, will ich erzählen.

#### 10. Erste Veranlassung der Diokletianischen Verfolgung: das Zeichen des heiligen Kreuzes bei den heidnischen Opfern.

Da er (Diokletian) sich in den morgenländischen Provinzen aufhielt und er gemäß seiner Furcht die Zukunft erforschen wollte, opferte er Thiere und forschte in ihren Lebern nach den künftigen Ereignissen. Da nun geschah es, daß einige von seinen Dienern, die den Herrn kannten, als sie dem Opfer bewohnten, ihre Stirne mit dem unsterblichen Zeichen (des Kreuzes) bezeichneten. Hierauf flohen die Teufel, und die Opferhandlung wurde gestört; die Opferpriester zitterten,

und in den Eingeweiden fanden sie die gewöhnlichen Zeichen nicht; und als wenn sie nicht geopfert hätten, opferten sie von Neuem. Allein auch die wiederholt geschlachteten Opfer zeigten Nichts, bis endlich Tagis, der Vorsteher der Wahrsager, entweder aus Verdacht oder weil er es gesehen, erklärte: Die Opfer thun Nichts kund, weil unheilige Menschen dieser göttlichen Handlung beizohnen. Da befahl er in Zornes-Wuth, daß nicht bloß Die, welche bei dem Opfer thätig waren, sondern Alle, die im Palaste waren, opfern sollten; die sich weigern würden, sollten mit Schlägen gezüchtigt werden. Ferner schickte er Briefe an die Kriegsobersten mit dem Befehle, daß auch die Soldaten zu schändlichen Opfern gezwungen werden sollten, und wenn welche nicht gehorchen sollten, so müßten sie vom Dienste entlassen werden. Soweit ging für jetzt seine Zornes-Wuth, und weiter that er Nichts gegen Gottes Gesetz und Religion. Einige Zeit nachher kam er nach Bithynien, dort den Winter zuzubringen; ebendahin kam damals der Cäsar Maximianus (Galerius), der, von Bosheit entflammt, den wankelmüthigen Greis (Diofletian) zur Verfolgung der Christen, womit er schon den Anfang gemacht hatte, aufreizen wollte. Die Ursache dieses Wuthausbruches ist, wie ich erfahren, folgende gewesen.

## II. Galerius, von seiner Mutter Komula gereizt, drängt den Diofletian gegen seinen Willen zur Verfolgung.

Seine Mutter war eine Verehrerin der Berggötter, und da sie nun ein sehr abergläubisches Weib war, hat sie ihnen fast täglich Speisen geopfert und den Dorfbewohnern Gastmahl bereitete. Davon enthielten sich die Christen, und während sie mit den Heiden schmausete, fasteten und beteten diese. Daher faßte sie nun Haß gegen sie und heßte ihren Sohn, der nicht minder abergläubisch war, durch weibliche Klagen auf, diese Menschen aus dem Wege zu räumen.

Deßhalb haben sie nun den ganzen Winter berathen, und da Keiner zugelassen wurde, glaubte man allgemein, es werde über das höchste Interesse des Reiches verhandelt; lange widerstand der Greis dem Grimme desselben, indem er zeigte, wie verderblich es wäre, den Erdkreis zu beunruhigen und das Blut Vieler zu vergießen. Die Christen seien gewohnt, gerne zu sterben. Es sei hinreichend, wenn er bloß die Bewohner des Palastes und die Soldaten von dieser Religion abhielte. Aber dennoch konnte er die Hartnäckigkeit des zornigen Menschen nicht brechen. Er beschloß daher, die Meinung der Freunde zu vernehmen. Denn er besaß die Bosheit, daß, wenn er etwas Gutes zu thun beschlossen hatte, er es ohne Rath ausführte, damit er selbst das Lob ärnnte; wenn er aber etwas Schlechtes wollte, wovon er bestimmt wußte, daß es getadelt werden mußte, so rief er Viele zur Berathung, damit es Anderen beigemessen würde, was er selbst verbrochen hatte. Es wurden nun Wenige aus dem Richterstande und dem Soldatenstande herangezogen und befragt nach ihrem Range. Einige erklärten aus eigenem Haffe gegen die Christen, daß die Feinde der Götter und Gegner aller öffentlichen Religionen vertilgt werden müßten, und Die, welche anderer Meinung waren, traten, als sie seine Gesinnung erkannt hatten, sei es aus Furcht oder aus dem Bestreben, sich beliebt zu machen, derselben Ansicht bei. Aber auch so konnte der Kaiser nicht einmal zur Zustimmung bewogen werden; dagegen beschloß er, die Götter vorzüglich um Rath zu fragen, und schickte er einen Wahrsagepriester zum Apollo nach Milet. Dieser antwortete als Feind der göttlichen Religion; und so wurde er denn von seiner Meinung abgebracht. Da er nun weder den Freunden noch dem Cäsar (noch dem Apollo sich widersetzen konnte, so hat er versucht, in der Weise Mäßigung zu wahren, daß Alles ohne Blutvergießen durchgeführt werden sollte, obgleich der Cäsar Diejenigen, welche sich zu opfern weigern würden, lebendig verbrennen lassen wollte.

12. Diokletian und Galerius beginnen die zehnjährige Verfolgung mit der Plünderung und Zerstörung der Kirche zu Nikomedien.

Zur Ausführung des Unternehmens sucht man einen passenden und glücklichen Tag und wählt dazu als besonders geeignet das Fest des Grenzgottes, welches am dreißigsten Februar gefeiert wurde, damit dieser Religion gleichsam eine Grenze gesteckt würde.

„Jener Tag war des Todes Beginn, ach jener des Unglücks Erster Beginn,“<sup>1)</sup>

welches ihnen selbst (den Kaisern) und dem Erdkreis widerfuhr. Als dieser Tag anbrach, — die beiden Alten bekleideten das Konsulat zum achten und siebenten Male, — kam plötzlich, als es noch dämmerte, der Stadtvogt mit Anführern, Tribunen und Rechnungsbeamten zur Kirche. Die Thüren wurden erbrochen und das Bildniß Gottes gesucht; die heiligen Schriften, welche man fand, wurden verbrannt. Alle erhalten Beute: sie rauben, eilen hin und her und machen sich davon. Sie selbst spielten Zuschauer (die hochgelegene Kirche war vom Palaste aus sichtbar) und stritten lange mit einander, ob nicht Feuer angelegt werden mußte. Es siegte Diokletians Ansicht, der besorgt war, es möchte, wenn das Feuer groß würde, ein Theil der Stadt dem Brande verfallen. Denn es umgaben viele große Häuser von allen Seiten (die Kirche). Deshalb kam die Leibwache in Reihe und Glied mit Beilen und anderen Werkzeugen von Eisen, und von allen Seiten angetrieben hat sie endlich dieses sehr hohe Heiligthum<sup>2)</sup> dem Boden gleich gemacht.

1) Virgil. Aeneis IV. 169 (nach Voss).

2) Die meisten Ausgaben haben hier: tamen illud editissimum. Eduardus ließ tandem drucken (weil tamen keinen Sinn zuläßt); da hat Dübner die passende Lesart fanum gesetzt, die auch der Jesuit Hurter angenommen.

13. Ein Unbekannter zerreißt das Dekret des Diokletian, welches die Verfolgung anordnet, wofür ihn grausige Todesstrafe trifft.

Am Tage darauf wurde ein Edikt öffentlich angeheftet, worin bestimmt war, daß Alle, welche zu jener Religion gehörten, aller Ehre und Würde [Unter] verlustig sein sollten, daß sie der Folter sollten unterworfen sein, von welchem Stande oder Range sie immer sein möchten; gegen sie sollte jegliches Klagrecht zur Geltung gelangen; sie selbst dagegen sollten weder wegen erlittenen Unrechts noch wegen Ehebruch noch auch wegen geraubter Gegenstände klagen können; mit einem Worte, „sie sollten weder Freiheit<sup>1)</sup> noch Stimme haben.“ Dieses Edikt aber hat Jemand,<sup>2)</sup> wenn auch nicht mit Recht,<sup>3)</sup> so doch mit großem Muthe herabgerissen und zerfetzt, indem er spottweise bemerkte, Das wäre die öffentliche Bekanntmachung der Siege der Gothen und Sarmaten. Sofort wird er eingeführt<sup>4)</sup> und nicht bloß gefoltert, sondern auch regelrecht gekocht,<sup>5)</sup> zuletzt aber verbrannt, was er mit wunderbarer Geduld ertrug.

1) Hunziker meint (II, 164), daß dieses libertatem non habere nicht heisen könne: sie sollten zu Sklaven gemacht werden, denn das wäre eine „ungeheuerliche Mafregel“, wovon auch im Verlaufe der Verfolgung keine Spur zu finden sei; es soll der Ausdruck so viel heisen als: sie (die Sklaven) konnten unmöglich die Freiheit erwerben. „Vocem non habere“ soll heisen: bürgerlich mundtobt sein.

2) Der Jemand wird von Eusebius οὗτος ἄνθρωπος, ein Vornehmer genannt. Diesem Khnen einen bestimmten Namen zu finden ist nicht gelungen; denn der Martyrer Johannes starb am 7. September und Georgius am 23. April. (Diese Beiden hat man nämlich dafür ausgegeben.)

3) Die christliche Religion verbietet die Anwendung von Gewalt.

4) Palm hat an dieser Stelle die Lesart perductus statt deductus festgestellt.

5) „Regelrecht kochen“ heißt „sehr langsam rsten“.

14. Galerius zündet den Palast an und schiebt das Verbrechen auf die Christen, wodurch die im Palaste wohnenden mit dem Tode bestraft werden.

Der Cäsar aber, nicht zufrieden mit den Anordnungen des Edikts, sucht den Diokletian in anderer Weise zu bestürmen. Um ihn nämlich zu dem Entschlusse einer recht grausamen Verfolgung zu bringen, bewirkt er durch geheim verborgene Diener eine Brandstiftung im Palaste; als nun ein Theil des Palastes ein Raub der Flammen geworden, beschuldigte man dessen die Christen als öffentliche Feinde, und erlitt durch diese entsetzliche Anschulldigung <sup>1)</sup> der christliche Name mit dem (theilweise verbrannten) Palaste moralische Vernichtung; (es wurde gesagt:) sie hätten nach gepflogener Berathung mit den Eunuchen die Ermordung der Fürsten im Sinne gehabt; die beiden Kaiser seien fast lebendig in ihrem eigenen Hause verbrannt. Diokletian aber, der immer schlaun und einsichtsvoll erscheinen wollte, konnte Nichts merken [von dem Betrüge des Galerius], sondern von Zorn entbrannt ordnete er sofort an, daß alle seine Leute zerfleischt würden. Er selbst spielte den Richter und ließ durch Feuer die Unschuldigen foltern; Dasselbe thaten alle Richter; endlich erhielten die Beamten alle, welche im Palaste waren, Vollmacht und folterten auch. Sie strengten sich an um die Weite, wer zuerst Etwas ausfindig machen könnte [über die Anstifter des Brandes]. Nirgends entdeckte man Etwas, da Keiner die Diener des Galerius folterte. Er war selbst anwesend und trieb an, in keiner Weise dul-

1) Hunziker (p. 170 und folgende) hält diese Anschulldigung für begründet: er meint, die Hofleute hätten durch plötzliches Feuer im Palaste dem Kaiser einen Wink der Götter geben wollen, vom Vorhaben (der Verfolgung) abzustehen; dagegen sei es unnachweisbar, daß sie gegen die Person des Kaisers Gewaltthat beabsichtigt hätten. Also Eins nimmt der Forscher als geschichtliche Thatsache an, das Andere nicht, obschon Beides von Laktantius in gleicher Weise als Anschulldigung erwähnt wird.



dend, daß der Zorn des unbefonnenen Greises abnehme. Indessen bewirkte er nach fünfzehn Tagen wiederum eine andere Brandstiftung. Sie wurde schneller entdeckt, aber dennoch kam der Anstifter nicht zum Vorschein. Da nun reiste der Cäsar im Sturme ab, obschon die Reise schon um die Mitte des Winters vorbereitet war, zugleich erklärend, daß er fliehe, um nicht lebendig zu verbrennen.

### 15. Diokletian wüthet im ganzen Reiche auf's grausamste gegen die Christen.

Nunmehr wüthete der Kaiser nicht bloß allein gegen seine Diener, sondern gegen Alle. Vor Allen zuerst zwang er seine Tochter Valeria und seine Gemahlin Priska, sich durch Öfenopfer zu beslecken.<sup>1)</sup> Die einst mächtigsten Eunuchen, durch welche der Palast und er selbst früher in Sicherheit war, wurden getödtet. Priester und Kirchendiener wurden ergriffen und ohne jeglichen Beweis zum Tode verurtheilt und mit all den Ihrigen abgeführt. Menschen von jedem Geschlecht und Alter wurden zum Verbrennen fortgerissen, und nicht einzeln, sondern, da ihrer ja so sehr Viele waren, schaarenweise wurden sie mitten in's Feuer geworfen und verbrannt; was zur Dienerschaft gehörte, wurde mit Mühlsteinen am Halse in die Tiefe des Meeres versenkt. Nicht minder heftig drückte die Verfolgung das übrige Volk; denn die Richter vertheilten sich in alle Tempel und zwangen Alle zum Opfer. Die Kerker waren angefüllt, unerhörte Arten von Martern wurden erdacht, und damit nicht irgend Jemandem (Christen) ohne Weiteres Recht gesprochen würde,

1) Es läßt sich nicht nachweisen, ob diese beiden Christinen gewesen; die meisten Erklärer nehmen es an. Hunziker meint, Laktantius wolle damit bestätigen, daß die Höchstgestellten sich verschärfter Kontrolle beim Opfer hätten unterziehen müssen; daß die beiden nicht Christinen gewesen, will er schließen aus der Kaltblütigkeit, womit Laktantius später deren Tod schildert; aber dazu hätte er ja mehr Grund, wenn sie abgefallen wären.

hat man in den Verhörzimmern und vor dem Richterstuhle Altäre aufgestellt, damit die Prozeßführenden zuerst opfer-ten und demnach ihren Rechtsfreit behandelten; so mußte man also zu den Richtern wie zu Göttern herantreten. Es waren auch schon Briefe an den Maximianus [Herkulius zu Mailand] und Konstantius gekommen, daß sie ebenso han-deln sollten. Deren<sup>1)</sup> Ansicht war ja in so wichtiger Ange-legenheit nicht abgewartet worden. Der Greis Maximian geborchte freilich auch gerne für ganz Italien, da der Mensch nicht sonderlich milde<sup>2)</sup> war. Konstantius jedoch, um nicht den Anschein zu haben, als weiche er von den Vorschriften der Höheren ab, ließ einfach kleine Bethäuser, das heißt deren Wände, die wieder hergestellt werden konnten, zerstö-ren; den wahren Tempel Gottes aber, der in Menschen besteht, erhielt er unversehrt.

16. Des Donatus, dem dieses Buch gewidmet ist, standhaftes Bekenntniß für Christus bei neunmaliger Folter und sechsjährigem Ge-fängniß.

Somit wurde das ganze Land gequält, und mit Aus-nahme Galliens wütheten von Aufgang bis zum Niedergang der Sonne drei der heftigsten Ungeheuer. „Nicht wenn ich

1) Palm hat hier die Lesart quorum statt eorum aus der Handschrift nachgewiesen, was von Hurter nicht bemerkt worden.

2) Hunzifer meint (II, 180), dieses Urtheil des Laktantius dürfte richtig sein (wie wohlwollend!!), da der Lobredner des Herkulius (panegy. Mamert. cap. IV p. 22 bei Arnobius, Urecht 1790—1795) von ihm sagt: Haec omnia, quum a fratre optimo [!! Diocletiano!!] oblata suscepis, tu fecisti, „fortiter“, ille sapienter. Zum Troste wollen wir Hunzifer noch Eutropius' Urtheil über diesen Barbaren mittheilen: Herculus propalam ferus, et incivilis ingenii, asperitatem suam etiam vultus horrore significans Lib. 9. Und: Vir ad omnem asperitatem et saevitiam proclivus, infidus, incommodus, civilitatis penitus expers. Lib. 10.

hundert Zungen und hundert Rehlen und eine eiserne Stimme hätte, könnte ich alle Gestalten der Lasten zusammenfassen noch alle Namen der Strafen durchgehen," <sup>1)</sup> welche [Strafen] die Richter in den Provinzen gerechten und unschuldigen Personen zugefügt haben. Aber wozu ist es nothwendig, Jenes zu erzählen und namentlich dir, theuerster Donatus, der du vor den Übrigen das Unwetter dieser stürmischen Verfolgung erfahren hast? Denn als du in die Hände des Präfecten Flaccinus, eines gewaltigen Menschenmörders, gefallen warst, darauf in die des Hierokles, der vom Stellvertreter zum Vorsitzer erhoben worden, auch Anführer und Rathgeber bei Ausführung der Verfolgung gewesen war, schließlich in die seines Nachfolgers Priscillianus: da hast du Allen einen Beweis von deinem unbesiegbaren Heldenthum gegeben. Denn neunmal verschiedenen Foltern und Martern unterworfen, hast du auch neunmal den Gegner durch ruhmvolles Bekenntniß besiegt. In neun Kämpfen hast du den Teufel mit seinen Trabanten bekriegt, in neun Siegen hast du über die Welt mit ihren Schrecken triumphirt. Wie angenehm war dieses Schauspiel Gott, da er dich schaute als Sieger, der nicht weisse Pferde und ungeheure Elephanten, sondern vorzüglich die Triumphatoren selbst vor seinen Wagen spannte; das ist der wahre Triumph, daß die Herrscher beherrscht werden. Sie sind nämlich durch deinen Starckmuth besiegt und unterjocht worden, da du mit Verachtung ihres gottlosen Befehles alle Zurüstungen und Schreckmittel der tyrannischen Macht durch standhaften Glauben und Stärke des Geistes niedergeschmettert hast. Nichts haben gegen dich vermocht Schläge, Nichts eiserne Krallen, Nichts das Feuer, noch Eisen, Nichts die verschiedenen Arten der Folter. Keine Gewalt konnte dir den Glauben und die Frömmigkeit nehmen. Das heißt ein Schüler Gottes, ein Kämpfer Christi sein, den kein Feind bezwingt, kein Wolf von

---

1) Diese Stelle ist aus Virgils Schilderung der Unterwelt (Aeneis V, 625).

dem himmlischen Lager raubt, kein Fallstrick fängt, kein Schmerz besiegt, keine Marter niederdrückt. Endlich nach jenen neun sehr ruhmvollen Siegen, in welchen du den Teufel besiegt hast, wagte er es nicht mehr, mit dir, den er in so vielen Kämpfen als unbesiegbar erprobt, anzubinden. Und als dir die Siegerkrone schon bereitet war, hat er aufgehört, dich weiter herauszufordern, damit du sie nicht schon gleich erhieltest. Wenn du sie nun auch gegenwärtig noch nicht erhalten hast, so bleibt sie dir doch für deine Tugenden und Verdienste im Reiche Gottes unverletzt aufbewahrt. Indessen will ich wieder zur Reihenfolge der Begebenheiten übergehen.

17. Diokletian kehrt nach der Feier des zwanzigjährigen Regierungsfestes zu Rom krank und geistesleidend nach Nikomedien zurück.

Nachdem solcher Frevel nunmehr verübt war, brach Diokletian — sein Glückstern hatte ihn schon verlassen — sogleich nach Rom auf, um dort den Tag der zwanzigjährigen Regierung zu feiern; dieser fiel auf den zwanzigsten November.<sup>1)</sup> Am Schlusse dieser Feier brach er, weil er die Freiheit des römischen Volkes nicht ertragen konnte, ungeduldig und verdrießlich mit Unmuth aus der Stadt auf,

---

1) Hunziker hat sich (II. 184) große Mühe gegeben, diesen Tag auf den 21. Dezember 303 zu verlegen; Laktantius soll im Irrthume gewesen sein (warum nicht gar geälscht haben wie bei der Verdächtigung des Galerius wegen des Palastbrandes?) Tillemont wird Seite 186 Note 1 getadelt, daß er in „veralteter Weise“ das Datum von Laktantius zur Feststellung eines gleichzeitigen Gesetzes hergenommen. Aber wie ging's dem modernen Hunziker? Er hatte 1868 die Forschungen des Generalbaumeisters Mommsen, die derselbe 1860 in der Berliner Akademie veröffentlicht, noch nicht kennen gelernt. Diese beweisen absolut, daß Laktantius Recht hat, und nun hat Hunziker 1870 auch widerrufen im III. Bd. von Bübinger.,

ob schon der erste Januar schon nahe war, an welchem ihm das neunte Consulat übertragen wurde. Dreizehn Tage konnte er nicht mehr aushalten, so daß er lieber zu Rom denn zu Ravenna als Consul seinen feierlichen Aufzug gehalten hätte. Weil er aber im Winter, bei grausiger Kälte und von Platzregen heimgesucht, abreiste, zog er sich eine zwar leichte aber anhaltende Krankheit zu; da er nun während der ganzen Reise zu leiden hatte, wurde er meistens in einer Sänfte weiter gebracht. So kam er Ende des Sommers, dem Donauufer nachgehend, nach Nikomedien; da aber zeigte sich schon eine schwere Krankheit. Und obgleich er sich von dieser ganz niedergedrückt sah, so ließ er sich doch heraustragen, um den Cirkus, welchen er gebaut hatte, einzuweihen, als gerade ein Jahr nach der zwanzigjährigen Regierungsfeier vorüber gegangen.<sup>1)</sup> Darauf wurde er von solcher Kraftlosigkeit ergriffen, daß bei allen Göttern für sein Leben gebetet wurde, bis man am dreizehnten Dezember plötzlich im Palaste klagte, trauerte und weinte und die Richter ängstlich schwiegen. In der ganzen Stadt sagte man schon, daß er nicht bloß gestorben, sondern sogar begraben sei, als plötzlich am folgenden Tage früh das Gerücht verbreitet wurde, daß er noch lebe, und die Gesichter der Diener und Richter durch Heiterkeit verändert waren. Es fehlte auch nicht an Solchen, welche muthmaßten, daß sein Tod verheimlicht werde, bis der Cäsar ankäme, damit die Soldaten keine Neuerungen vornähmen. Diese Vermuthung hatte solche Geltung erlangt, daß Niemand ihn noch am Leben währte, wenn er nicht am ersten März sich öffentlich gezeigt hätte; er war kaum kennbar, da er fast ein ganzes Jahr an der Krankheit abgenommen hatte. Am dreizehnten Dezember, wo die Lebenszeichen ge-

1) Am 20. November 304 weihte Diokletian den Cirkus ein. Unbegreiflicher Weise behauptet Hunziker (II. 195), daß Laktantius den Diokletian als krank schildere, weil er den Cirkus nicht eingeweiht habe, obgleich Laktantius geradezu sagt, daß er sich zu dem Zwecke habe heraustragen lassen.

schwunden, hatte er sich wieder erholt, doch nicht in jeder Beziehung: denn an seinem Verstande hatte er gelitten, so daß er zu gewissen Stunden unsinnig, zu gewissen wieder vernünftig redete.

18. Galerius geht den Diokletian an um Abdankung und um Einsetzung neuer Cäsaren mit Umgehung des Konstantin.

Einige Tage nachher kam der Cäsar an, nicht um den Vater zu beglückwünschen, sondern ihn zu nöthigen, von der Herrschaft abzusteigen. Kurz zuvor hatte er schon mit dem greisen Maximian Wortstreit gehabt und ihn in Schrecken gesetzt durch die Furcht vor Bürgerkrieg. Nun ging er auch den Diokletian an, zuerst sanft und freundlich, indem er anführte, daß er schon hoch bejahrt sei und bereits zu wenig Kraft und Fähigkeit besitze für die Staatsverwaltung; nach vielen Arbeiten komme ihm Ruhe zu. Zu gleicher Zeit brachte er noch das Beispiel des Nerva vor, der dem Trajan die Regierung übergeben hätte. Jener behauptete dagegen, es sei unpassend, nach so großem Glanze in der höchsten Stellung in das Dunkel des niedrigen Privatlebens herabzusteigen; dazu sei Das auch weniger sicher für ihn, weil er sich in so langer Regierung den Haß vieler Menschen zugezogen hätte. Nerva habe auch nur ein Jahr regiert, und da er die Last und Sorge so wichtiger Angelegenheiten, sei es des Alters oder der Ungewohntheit wegen, nicht länger ertragen konnte, habe er das Staatsruder niedergelegt und sei er zum Privatleben, worin er auch alt geworden, zurückgekehrt. Wenn er aber den Kaisertitel zu haben wünschte, so stände ja Nichts im Wege, daß Alle den Ehrentitel „Augustus“ annähmen. Da Jener aber, der schon den ganzen Erdkreis zu nehmen gehofft hatte, einsah, daß ihm dadurch ausser dem Namen entweder Nichts oder nicht Viel zu Theil werde, gab er zur Antwort, daß seine eigene Anordnung für alle Zukunft beibehalten werden müsse, so daß Zwei von höherem Range im Staate seien, die den Oberbe-

fehl führten, und Zwei von geringerem, die zur Hilfe sein sollten. Zwischen Zweien könne leicht die Eintracht erhalten bleiben, zwischen Vieren aber, die sich gleich wären, auf keine Weise. Wenn er nicht würde abtreten wollen, so werde er schon Vorsorge treffen, nicht länger mehr der Untergeordnete und Letzte zu sein. Er sei seit fünfzehn Jahren nach Illirien und an das Ufer der Donau verwiesen, um mit barbarischen Völkerschaften zu kämpfen, während Andere in größeren und friedlicheren Gebieten in aller Bequemlichkeit regierten. Als der schwache Greis Dieses vernommen und er auch schon vom alten Maximian eine schriftliche Mittheilung über alle seine Äußerungen erhalten hatte, woraus er erkannte, daß von selbst das Heer vermehrt würde, sagte Diokletian unter Thränen: „So geschehe es, wenn es so gefällt!“ Es erübrigte alsdann, daß die Cäsaren durch eine gemeinsame Berathung Aller gewählt würden.

Gal. Was bedarf es der Berathung? Denn was immer wir thun, muß jenen Zweien gefallen.

Diokl. Durchaus so. Es müssen ja die Söhne Jener ernannt werden. Maximianus hatte einen Sohn, Maxentius, der eben dieses Maximianus [Galerius] Schwiegersohn war, ein Mensch von äußerst schlechter Gesinnung, so stolz und widerspänstig, daß er weder dem Vater noch dem Schwiegervater die schuldige Ehrenbezeugung zu erweisen pflegte. Deshalb war er auch beiden verhaßt. Konstantius hatte auch einen Sohn, Konstantin, der ein überaus braver und für diese hohe Würde sehr würdiger Jüngling war. Derselbe wurde wegen seiner ganz besonders schönen körperlichen Gestalt, wegen der Tüchtigkeit im Kriegsdienste, wegen seiner musterhaften Sitten und auffergewöhnlichen Freundlichkeit sowohl von den Soldaten geliebt, als von den Privaten gewünscht. Er war damals gerade anwesend, auch von Diokletian schon längst zum Obersten ersten Ranges erhoben.

Diokl. Was soll also geschehen?

Gal. Jener [Maxentius], sprach er, ist nicht würdig;



denn der mich, als er noch Privatmann war, verachtet hat, was wird er thun nach erlangter Herrschaft?

Diofl. Dieser [Konstantin] wird wahrlich ein so lebenswürdiger Herrscher sein, daß er für besser und milder als sein Vater gehalten wird.

Gal. Auf diese Weise würde es geschehen, daß ich nicht thun könnte, was ich möchte. Deshalb müssen Solche ernannt werden, die in meiner Gewalt sind, sich fürchten und Nichts thun ohne mein Geheiß.

Diofl. Was sollen wir denn thun?

Gal. Den Severus (nehmen), sprach er.

Diofl. Jenen Tänzer und taumelnden Trunkenbold, der die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht macht?

Gal. Er ist würdig, weil er den Soldaten treu das Pflichtmäßige zukommen ließ; ich habe ihn zum Maximian schon geschickt, daß er von ihm [mit dem Purpur] bekleidet werde.

Diofl. So sei es; wen willst du aber als Zweiten stellen?

Gal. Diesen hier, sagte er, indem er ihm den Daja, einen halb barbarischen Jüngling, vorstellte, den er erst kürzlich nach seinem Namen Maximianus hatte nennen lassen; denn auch seinen Namen hatte vorhin Diokletian der Vorbedeutung wegen theilweise verändert, weil Maximianus [Herkulius] mit der größten Gewissenhaftigkeit die Treue bewahrte.

Diofl. Wer ist denn Dieser, den du mir vorschlägst?

Gal. Es ist mein Anverwandter.

Diofl. Aber Jener sprach seufzend: Du bietest mir keine tüchtigen Leute, denen der Schutz des Staates anvertraut werden könnte.

Gal. Ich habe sie geprüft, sprach er.

Diofl. Da magst du zusehen, wenn du die Regierung des Reiches übernehmen willst. Ich habe genug gearbeitet und Vorsorge getroffen, daß der Staat unter meiner Regierung in jeder Weise unversehrt bleiben möchte. Wenn

sich etwas Nachtheiliges ereignen sollte, so wird es meine Schuld nicht sein.

19. Diokletian ernennt den Severus und Maximinus zu Cäsaren; er selbst lehrt nach Ablegung des Purpurs als Privatmann nach Dalmatien in seine Heimath zurück.

Als Dieses nun so abgemacht war, fand am ersten Mai ein feierlicher Aufzug statt. Aller Augen waren auf Konstantin gerichtet, und Niemand hegte einen Zweifel [bezüglich dessen Ernennung zum Cäsar]. Die anwesenden Soldaten, ebenso die aus den Regionen gewählten und herangezogenen Obersten richteten ihren Blick voll Freude auf ihn. Er war der Gegenstand ihres Verlangens und ihrer Segenswünsche. Dreitausend Schritte ausserhalb der Stadt war ein Hügel, auf dessen Spitze Maximianus (Galerius) selbst den Purpur genommen hatte; dort war auch eine Säule mit dem Bilde des Jupiter aufgerichtet. Dorthin zieht man und beruft die Soldaten zur Versammlung. Der Greis spricht unter Thränen und redet also die Soldaten an: Die Kräfte haben mich verlassen, ich suche Ruhe nach der Arbeit und übergebe die Herrschaft Solchen, die mehr Kraft haben. Andere will ich zu Cäsaren ernennen. Alle waren nun in größter Spannung, was er vorbringen würde. Da ernennt er den Severus und Maximinus zu Cäsaren. Alle staunen. Konstantin stand an erster Stelle zur Seite [der Kaiser]. Man flüstert sich zu, ob der Name des Konstantin wohl verändert worden. Da zieht vor Aller Augen Maximianus (Galerius), die Hand hinter sich ausstreckend, von da den Daja hervor, während Konstantin zurückgedrängt wurde; auch zieht er ihm das Privatkleid aus und stellt ihn in die Mitte. Alle hätten nun gerne gewußt, wer und woher Dieser wäre. Doch wagte Keiner zu widersprechen, da Alle durch das neue, unerwartete Ereigniß ausser sich waren. Diesem [Maximinus Daja] zog Diokletian seinen Purpur

an, nachdem er ihn sich ausgezogen, und so wurde er wieder Diokles.

Darnach zieht man ab, und zu Wagen wird der ausgediente Herrscher durch die Stadt zum Thore hinaus gefahren und in sein Vaterland entlassen. Daja dagegen, der erst kürzlich von den Viehheerden aus den Wäldern hergeholt worden und sofort Soldat, dann Leibgardist, alsbald Tribun, am Tage darauf Cäsar geworden, erhält das Morgenland, es zu zertreten und zu zermalmen, und obschon er offenbar Nichts von dem Soldatendienste noch auch vom Staatswesen Etwas kannte, wird er, nun nicht mehr Führer der Heerden, solcher bei den Soldaten.

20. Des Galerius Pläne, die ganze Macht in seiner Hand zu concentriren, um sie nach seinen Bicennalien seinen Kreaturen zu übermachen.

Als Maximianus (Galerius) nunmehr die beiden alten (Kaiser) beseitigt und so seinen Willen durchgesetzt, hielt er sich für den alleinigen Herrn des ganzen Erdkreises. Denn den Konstantius verachtete er, obschon Dieser als erster<sup>1)</sup> Augustus ernannt werden mußte, weil er von Natur milde und durch schwächliche Gesundheit behindert war. Er erwartete dessen baldigen Tod, und sollte er nicht erfolgen (in kurzer Zeit), so schien es leicht, ihn selbst mit Gewalt (des Purpurs) zu berauben. Denn was sollte er anfangen, wenn er von Dreien<sup>2)</sup> gezwungen würde, die Herrschaft niederzulegen? Er (Galerius) hatte den Licinius, einen alten Kriegskameraden, mit dem er vom ersten Dienst an vertraut ge-

---

1) Daß Konstantin dem Galerius vorging, bezeugt Galerius selbst (Kap. 18), wo er sagt, daß er schon sorgen werde, nicht länger mehr der Letzte zu sein. Die Zeugnisse der gleichzeitigen Schriftsteller und Münzen citirt Baluze Seite 211.

2) Die Drei sind: Galerius, Severus, Maximinus (Daja).

wesen, zum Freunde, dessen Rathschläge er sich bei allen Regierungsgeschäften bediente. Diesen wollte er jedoch nicht zum Cäsar ernennen, daß er ihn nicht Sohn nennen müßte, um ihn sogar an Stelle des Konstantius zum Augustus und Bruder annehmen zu können; er selbst aber sollte dann den ersten Rang einnehmen und, wenn er nach Willkür über den Erdfreis drauf los gehaust, sein zwanzigjähriges Regierungsfest feiern und dann unter Einsetzung seines damals neunjährigen Sohnes als Cäsar (den Purpur) ablegen: während so Vicinius und Severus die erste Stufe der Herrschaft, Maximinus und Randibianus <sup>1)</sup> den zweiten Titel der Cäsaren inne hätten, sollte er, von einer unüberwindlichen Mauer geschützt, sein Alter in sicherer Ruhe hinbringen. Dahin gingen seine Pläne; aber Gott, den er sich zum Feinde gemacht, vereitelte alle seine Pläne.

## 21. Grausamkeit des Galerius im Allgemeinen und besonders gegen die Christen.

Als er so die höchste Macht (eines Augustus) erlangt hatte, ging sein Bestreben dahin, den Erdfreis, der ihm nun offen stand, mit Drangsalen zu erfüllen. Denn nach Besiegung der Perser, bei denen es Brauch und Sitte ist, daß sie sich ihren Königen als Sklaven unterwerfen und von ihnen als Leibeigene gehalten werden, wollte der schändliche Mensch diese Sitte auf das römische Gebiet übertragen; deshalb rühmte er selbe seit jener Zeit des Sieges ohne Scham, und weil er Dieses [die Sitte der Perser] nicht öffentlich befehlen konnte, so setzte er, um dennoch den Menschen die Freiheit zu rauben, folgende Mittel ins Werk. Für's Erste beseitigte er die Ehrentitel. <sup>2)</sup> Es wurden nicht

1) Der neunjährige Sohn des Galerius, Randibian, war unehelich; er war jedoch von der kinderlosen Gattin des Galerius (Valeria) adoptirt worden.

2) „Honores“ bedeutet hier: Ehrenämter-Rechte, Privilegien.

bloß die Decurionen gefoltert, sondern auch Männer vom ersten Range aus den Städten, die vortrefflich waren und den höchsten Grad der Tugend<sup>1)</sup> besaßen, und zwar wegen geringfügiger Angelegenheiten in Civilsachen. Wenn welche nur in etwa dem Scheine nach des Todes schuldig waren, dann standen Kreuze [für sie] da; war Das nicht der Fall, so waren Fußfesseln in Bereitschaft. Bornehme und edele Hausfrauen wurden in das Frauen-Arbeitshaus<sup>2)</sup> geschleppt. Sollte Einer gezeißelt werden, so standen in der Rüstkammer<sup>3)</sup> vier Pfähle befestigt, zwischen welchen selbst kein Sklave ausgespannt zu werden pflegte. Was soll ich von seinem Spiel und seinen Ergötzlichkeiten erzählen? Er hatte Bären, die ihm an Wildheit und Größe ganz gleich waren, die er während der ganzen Zeit seiner Regierung sorgfältig ausgewählt hatte. So oft es ihm beliebte, sich zu ergötzen, ließ er einen derselben mit Namen herbeibringen. Diesen wurden die Menschen vorgeworfen, nicht so sehr, daß sie aufgefressen, als vielmehr, daß ihr Blut aufgesogen werden sollte. Wurden nun ihre Glieder zerrissen, so lachte er auf das Herzlichste; nie ging er, ohne Menschenblut vergossen zu haben, zur Tafel. Die Strafe für Diejenigen, die keine Würde bekleideten, war das Feuer. Diese Todesart ließ er zuerst gegen die Christen zu, indem gesetzlich festgestellt wurde, daß sie zuerst gefoltert und dann durch langsames Feuer verbrannt würden. Wenn Diese nämlich an Pfählen aufgehängt waren, wurde unter ihren Füßen so lange ein lang-

1) Perfectissimi viri werden Instit. V. 14 erklärt als Solche, die den höchsten Grad der Tugend besaßen.

2) Die allgemeinere Auffassung ist, daß Gynaecium ein Strafhaus für Frauen bedeutet, wo sie weben müssen. — Einzelne fassen es im Sinne von Harem, doch ohne Beweise. — Es wurden auch zuweilen christliche Männer in diese Häuser zur Schmach gewiesen; siehe Arnold: *Historia Christianorum ad metalla damnatorum* (S. 25).

3) Stabulum (equuleorum) Folterkammer; siehe Gallonius, *de martyrum cruciatibus*, Colon. 1602 S. 201.

James Feuer unterhalten, bis die Sohlenhaut,<sup>1)</sup> durch das Feuer zusammengeschrumpft, von den Knochen sich loslöste. Darauf wurden angebrannte und gleich wieder ausgeblasene Fackeln an alle Gliedmassen gehalten, so daß keine Stelle des Körpers verschont blieb. Während dessen wurde das Angesicht mit kaltem Wasser besprengt und der Mund angefeuchtet, damit der Geist wegen des durch brennenden Durst ausgehörten Schlundes nicht zu schnell aufgegeben würde. Dieses ereignete sich schließlich, wenn einen großen Theil des Tages hindurch die ganze Haut durchgebraten und das Feuer in die Eingeweide eingebracht war. Darauf wurden die angebrannten Leiber auf einem Scheiterhaufen verbrannt; die noch aufgelesenen Gebeine wurden zu Pulver gestoßen und in Fluß und Meer geworfen.

## 22. Galerius wird grausam gegen alle Unterthanen wegen der geringsten Fehler.

Was er nun so durch das Martern der Christen gelernt hatte, übte er eben aus Gewohnheit gegen Alle aus. Keine leichten Strafen wandte er an: nicht Verbannung auf (einsame) Inseln, nicht Kerker, nicht Bergwerke, sondern vielmehr das Feuer, das Kreuz und wilde Thiere, Das war es, was er täglich und wegen des geringsten Anlasses in Anwendung brachte. Seine Hausdiener und Beamten wurden mit der Lanze gezüchtigt.<sup>2)</sup> Wenn das Leben verwirkt war, so wurde nur Wenigen als eine Wohlthat die Strafe des Schwertes eingeräumt, Denen nämlich, die wegen alter Verdienste sich einen guten<sup>3)</sup> Tod erwirkt hatten. Sogar galt

1) Callum solorum statt solearum kommt auch vor Cic. Tusc. lib. 5. c. 32.

2) Das emendare steht hier wie Luc. 23, 16: Emendatum dimittam, kann also von keinem Niederstoßen die Rede sein.

3) Als solcher galt das Deffnen einer Ader, Gift und Erbrochen.

ihm Das nur als geringfügig, daß die Beredsamkeit (vor Gericht) abgeschafft, die Sachwalter beseitigt, die Rechtsgelehrten entweder verbannt oder hingerichtet waren. Die Wissenschaften wurden zu den schlechten (Zauber-) Künsten gerechnet, und wer mit ihnen vertraut war, wurde wie ein Feind und Unruhestifter mißhandelt und verabscheut. Die Gesetze hörten auf, an ihre Stelle trat Willkür in allen Verhältnissen; sogar den Richtern wurde sie gestattet. In die Provinzen wurden Soldaten, die keine wissenschaftliche Bildung besaßen, als Richter ohne Beisitzer geschickt.

### 23. Furchtbare Steuereintreibungen des Galerius.

Indessen machte die für alle Provinzen und Städte auf einmal erlassene Steuereinschätzung das Unglück und Jammer Aller öffentlich und allgemein. Während die Steuereinschätzer überall eindrangen und Alles herausforderten, sah man Schauer gestalten von feindseligem Aufruhr und Gefangenschaft. Die Acker wurden schollenweise vermessen, Weinstöcke und Bäume gezählt, Thiere jeglicher Art wurden (in das Schätzungsbuch) eingeschrieben, die Kopfszahl der Menschen aufgezeichnet. In den Städten wurde Stadt- und Landvolk ohne Unterschied angehalten. Alle Marktplätze waren mit Schaaren von Familien bedeckt. Jeder war mit seinen Kindern und Sklaven anwesend, es ertönte von Schlägen und Folterqualen; die Söhne wurden gegen die Eltern auf die Folter gespannt, gerade die treuesten Sklaven wurden gegen ihre Herrn gequält (zur Aussage), die Frauen gegen ihre Gatten. Wenn Alles erfolglos war, so wurden sie gegen sich selbst gefoltert; erlag man dann dem Schmerze, so wurde in das Schätzungsbuch eingetragen, was man nicht besaß. Es entschuldigte weder Alter noch Krankheit; die Kranken und Schwachen wurden herbeigeschafft, das Alter jedes Einzelnen abgeschätzt; den Kindern wurden



Jahre zugesetzt,<sup>1)</sup> den Greisen abgezogen. Mit Trauer und Jammer war Alles erfüllt. Was die alten [Römer] nach dem Kriegsrechte gegen die Besiegten in Anwendung gebracht hatten, Das hat Jener gegen die Römer selbst und deren Unterthanen gewagt, weil auch seine Eltern (Vorfahren) der Besteuerung unterworfen worden: Trajanus hatte dieselbe aber den Daciern, weil sie sich beständig empörten, zur Strafe aufgelegt. Darnach mußte man Kopfsteuer zahlen und Entschädigung für das Leben. Indessen glaubte man den nämlichen (zuerst geschickten) Steuereinschätzern nicht, sondern man schickte ein über das andere Mal wieder Andere, als sollten Diese noch mehr finden; und so wurde das Doppelte angesetzt, obgleich Jene Nichts fanden, sondern nach Willkür zusetzten, damit sie nicht vergebens geschickt zu sein schienen. Inzwischen nahmen die Thiere an Zahl ab, und die Menschen starben hin; nichtsdestoweniger wurden die Steuern für die Gestorbenen gezahlt, so daß man ohne Besteuerung weder leben noch sterben konnte. Nur die Bettler allein blieben übrig, von denen man Nichts fordern konnte; diese hatte Elend und Unglück vor jeder Art von Unbilden gesichert. Aber der „fromme“<sup>2)</sup> Mann erbarmte sich Jener, daß sie nicht schmachten sollten; er ließ sie nämlich zusammen bringen, in kleine Schiffe stecken und ins Meer versenken. O des mitleidsvollen Menschen, der Vorsorge traf, daß unter seiner Regierung Keiner unglücklich wäre! Auf diese Weise hat er, um zu verhüten, daß Keiner sich unter dem Scheine der Armuth der Besteuerung entziehe, eine große Menge von Solchen, die wirklich in größter Armuth waren, gegen alle Gesetze der Menschlichkeit um's Leben gebracht.

1) Ulpianus (de censibus) sagt: Aetas quibusdam tribuit, ne onerentur. Das männliche Geschlecht zahlt von 14 bis 65, das weibliche von 12 bis 65 Jahren.

2) Pius „fromm“ ist mit scharfer Ironie gebraucht, wie auch das bald nachfolgende „mitleidsvoll“ besträtigt.

24. Galerius trachtet dem Konstantin nach dem Leben; er flieht nach Gallien, trifft seinen Vater am Sterben, wird aber noch von ihm zum Kaiser ernannt.

Nun näherte sich auch das Gericht Gottes für ihn, und es folgte eine Zeit, wo seine Sache anfang, in Verfall zu gerathen und zu vergehen. Während er mit den oben erzählten Dingen beschäftigt war, hatte er seinen Sinn noch nicht gerichtet auf den Sturz und die Vertreibung des Konstantius; zudem erwartete er dessen Tod. Doch meinte er nicht, daß er so bald sterben werde. Als Dieser nun schwer krank lag, schickte er (Konstantius) einen Brief (an Galerius), daß er ihm seinen Sohn schicken möchte, und zwar ehestens,<sup>1)</sup> damit er ihn noch sehen könnte. Jener aber wollte Nichts weniger als Dieses. Denn er hatte sogar dem Jünglinge heimlich nachgestellt, weil er offen Nichts wagte, um nicht einen Bürgerkrieg gegen sich zu erregen und sich den Haß der Soldaten nicht zuzuziehen, was er am meisten fürchtete. Unter dem Vorwande der Übung und des Spieles hatte er ihn den wilden Thieren vorgeworfen,<sup>2)</sup> aber vergebens, denn Gott beschützte diesen Mann, da er ihn

1) Das *jamdudum* ist von allen Erklärern falsch als „schon längst“ gefaßt worden; deßhalb ergänzten sie nach Baluze [frustrapetierunt]. Heumann findet diese Ergänzung unbegründet und zieht *jamdudum* zum Folgenden: *nihil minus volebat*, wodurch *jamdudum* ebenso falsch übersezt wird. Die Migne'sche Ausgabe hat zuerst die richtige Lesart, und Lübner erklärt *jamdudum* richtig mit *à l'instant sans le moindre delai*, wie Vergil. Aeneis V. 103: *Jamdudum sumite poenas*; Ovid.: *Jamdudum cingantur colla*. Die deutschen Philologen haben diese Bedeutung von *jamdudum* auch erkannt; vgl. Krebs, *Antibarbarus* S. 392. Trotzdem hat noch Fritzsche die falsche Auffassung und Lesart.

2) Dieses Faktum wird auch von Zonaras XII. 33 und Praxagoras (Photius, Bibliotheca 62) berichtet, weshalb selbst Rothfuchs es nicht in Zweifel zieht; siehe dessen Abhandlung S. 28.

aus den Händen desselben (Galerius) gerade in den größten Gefahren wie auch sonst öfter befreite. Da er nun schon lange keinen Grund mehr hatte, (die Heimreise) abzuschlagen, so gab er ihm gegen Abend ein versiegeltes Schreiben und befahl ihm, daß er am anderen Morgen früh noch andere Aufträge in Empfang nehmen und dann abreisen sollte. Dieses that er, um ihn dann entweder selbst auf irgend einen Anlaß hin zurückzuhalten oder um Briefe vorauszuschicken, daß er von Severus aufgehalten werde. Als Jener (Konstantin) Dies vorausmerkte, reiste er nach dem Abendessen, wo der Kaiser zur Ruhe war, eilig ab und entkam in größter Geschwindigkeit, indem er noch die Postpferde an vielen Stationen hatte beseitigen lassen. Am folgenden Tage ließ ihn der Kaiser, nachdem er absichtlich bis Mittag geschlafen, zu sich rufen. Man sagt ihm, daß Dieser gleich nach dem Abendessen abgereist sei. Da erfaßte ihn ein schauerlicher Unwille, und er verlangte die Postpferde, um ihn zurückzuholen. Man sagte ihm, daß auf der Staatsstraße keine mehr seien: <sup>1)</sup> da kann er kaum die Thränen zurückhalten. Jener (Konstantin) aber gelangte mit unglaublicher Schnelligkeit zum Vater, der sehr schwach war; derselbe empfahl ihn den Soldaten und übergab ihm eigenhändig die Herrschaft, und dann starb er ruhig in seinem Bette, wie er es gewünscht hatte. Sobald Kaiser Konstantin die Herrschaft übernommen, war es dessen erste Sorge, daß er den Christen freie Gottesverehrung gestattete. Diese Herstellung der heiligen Religion war seine erste Verordnung.

25. Galerius, nicht im Stande, den Konstantin zurückzuweisen, will ihn nur als Cäsar anerkennen und wählt deshalb den Severus zum Augustus.

Wenige Tage<sup>2)</sup> später wurde sein (des Konstantin) Bild mit Lorbeeren bekränzt dem verruchten Ungeheuer Galerius

1) Dasselbe berichten u. A. Zosimus II. 8. und Aurelius Victor de Caesar. 40.

2) Wegen dieses Ausdrucks „wenige Tage“ ist Vaktantius.

überbracht. Er besann sich lange, ob er es annehmen sollte; es fehlte wenig, daß er dieses und den Überbringer verbrennen ließ, wosern ihn die Freunde nicht von dieser Wuth abgebracht hätten, indem sie ihm die Gefahr vorstellten, daß die Soldaten, gegen deren Willen unbekannte Cäsaren ernannt worden seien, den Konstantin annehmen und mit größter Freude zu ihm übergehen würden, wenn er mit Waffenmacht kommen sollte. So nahm er denn das Bild wenn auch ganz widerwillig an; er schickte ihm sogar den Purpur, damit es schiene, als habe er ihn aus eigenem Antriebe zum Regierungsgenossen angenommen. Nunmehr waren seine Pläne durchkreuzt; auch konnte er keinen Andern, wie er wollte, über die (von Diokletian festgestellte) Zahl hinaus ernennen. Indessen erdachte er folgenden Ausweg, daß er nämlich den Severus, der an Jahren älter war, zum Augustus ernannte, dagegen den Konstantin nicht Kaiser nennen ließ, obschon er Dieß thatsächlich schon war, sondern nur Cäsar mit dem Maximinus, so daß er ihn auf diese Weise von der zweiten Stelle auf die vierte herunterstieß.

26. Maxentius wird Kaiser, Perkulius dergleichen von Neuem, Severus findet durch Letzteren den Tod.

Somit schienen ihm die Verhältnisse einigermaßen beigelegt zu sein; da wird ihm plötzlich ein neuer Schrecken eingejagt durch die Nachricht, daß Maxentius, sein eigener Schwiegersohn, zu Rom zum Kaiser ausgerufen worden sei. Diese Umwälzung hatte in Folgendem ihren Grund. Als

schauerlich von den Kritikastern mitgenommen worden. Uns kommt es aber nicht unglaublich vor, daß die Reise in zehn bis höchstens vierzehn Tagen abgemacht werden konnte, selbst von York nach Nikomedien, da ja diese amtlichen Uebersendungen mit überraschender Schnelligkeit ausgeführt wurden.

er (Galerius) beschloffen hatte, durch die Einführung der allgemeinen Besteuerung die Welt auszusaugen, gerieth er auf die wahnsinnige Idee, von diesem Joche nicht einmal das römische Volk frei zu lassen. Es wurden schon Censoren ernannt, die nach Rom gesandt werden und ein Verzeichniß der Bevölkerung anfertigen sollten. Fast zur selben Zeit hatte er die Lager der Prätorianer aufgehoben. Daher hatten die wenigen Soldaten, welche zu Rom in der Kaserne zurückgeblieben waren, die günstige Gelegenheit benutzt, einige Richter gemordet und nicht gegen den Willen des Volkes, das aufgebracht war, den Maxentius mit dem Purpur bekleidet. Als die Nachricht hiervon eintraf, wurde er durch die Neuheit der Sache etwas bestürzt, aber nicht zu sehr ausser Fassung gebracht. Er haßte den Mann, und drei konnte er nicht zu Cäsaren machen. Es schien ihm genug, einmal gethan zu haben, was gegen seinen Willen war. Er läßt den Severus kommen, beredet ihn, die kaiserliche Würde anzunehmen, entsendet ihn mit dem Heere des Maximian zur Vertreibung des Maxentius und schickt ihn nach Rom, weil die Soldaten, die dort häufig mit den höchsten Freudenbezeugungen aufgenommen waren, nicht nur das Wohl der Stadt, sondern auch dort zu leben wünschten. Maxentius, im Bewußtsein, wie Großes er gewagt habe, obgleich er nach dem Rechte der Erbfolge das Heer seines Vaters an sich ziehen konnte, aber doch von dem Gedankengeleitet, möglicher Weise würde sein Schwiegervater Maximinian Galerius, um eben Diesem vorzubeugen, den Severus in Illyrien zurücklassen und mit seinem Heere selbst zu seiner Bezwingung kommen, suchte, wie er sich vor der drohenden Gefahr schützen könnte. Er schickt seinem Vater, der nach seiner Abdanlung in Campanien verweilte, den Purpur und ernennt ihn zum zweiten Mal zum Augustus. Jener aber, der einerseits sich nach neuen Verhältnissen sehnte, andererseits ungern abgedankt hatte, griff gern zu. Unterdessen ist Severus auf dem Marsch und naht sich mit seiner Kriegsmacht den Mauern der Stadt. Sofort erheben die Soldaten die Fahnen, stürzen fort und ergeben sich Dem, gegen welchen sie gekommen waren. Was

blieb dem Verlassenen übrig als die Flucht? Aber nun kam ihm Maximian Herkulus, der die Herrschaft übernommen hatte, entgegen, bei dessen Ankunft er nach Ravenna entfloß und sich dort mit wenigen Soldaten einschloß. Als er voraussah, daß er dem Maximian Herkulus überliefert werden würde, ergab er sich selbst und legte das Purpurgewand wieder in die Hände Desjenigen, von welchem er es empfangen hatte. Aber Nichts weiter erreichte er dadurch als eine gute Todesart. Man schnitt ihm nämlich die Adern auf und zwang ihn so zu einem sanften Tod. Seit dieser Zeit<sup>1)</sup> begann er, die Seinigen zu verfolgen.

27. Maximian Herkulus befestigt als Sieger Rom und eilt nach Gallien, sich mit Konstantin, dem er seine Tochter zur Ehe gibt, zu verbinden. Galerius zieht nach Rom, die Soldaten verlassen ihn; nun flieht er, den Soldaten Alles zum Raube preisgebend.

Herkulus (Maximian) aber, der den ungestümen Charakter des Maximian (Galerius) kannte, kam auf den Gedanken, derselbe würde, wenn er die Ermordung des Severus erfahren hätte, von Zorn entbrannt mit seinem Heere kommen, vielleicht dabei den Maximinus mit in den Krieg ziehen und mit einer verdoppelten Heeresmacht auftreten, welcher in keiner Weise Widerstand entgegengesetzt werden konnte; deßhalb befestigte er die Stadt, versah sie nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten sorgfältig mit Lebensmitteln und bricht dann selbst nach Gallien auf, um den Konstantin durch die Verheirathung mit seiner jüngeren Tochter<sup>2)</sup> für

1) Dieser letzte Satz fehlt bei Dübner; er ist in letzter Zeit als eingeschoben verdächtigt worden, kann jedoch den Sinn haben, daß nun Galerius den Maxentius, seinen Schwiegersohn, und dessen Vater zu verfolgen anfing.

2) Maximian Herkulus hatte nur einen Sohn, Maxentius, und



seine Partei zu gewinnen. Jener (Galerius) hatte mittlerweile seine Truppen gesammelt, dringt in Italien ein und rückt auf die Hauptstadt los, um dem Senat den Garaus zu machen und das Volk niederzumeheln; aber er findet Alles abgeschlossen und befestigt. Keine Aussicht war, einen Einfall zu machen, eine Bestürmung schwierig; um die Mauern zu umzingeln, hatte er nicht Truppen genug: er hatte nämlich Rom nie gesehen und dachte, es sei nicht größer als die Städte, welche er kannte. Da wandten einige Legionen, welche die Freveltthat verabscheuten, daß der Schwiegervater gegen seinen Eidam, römische Soldaten gegen Rom kämpfen sollten, ihre Banner um und verließen den Kaiser. Und schon schwankten die übrigen Soldaten, als Galerius, dessen Stolz gebrochen, dessen Muth gesunken war, aus Furcht, ein Ende wie Severus zu finden, sich den Soldaten zu Füßen warf und bat, man möchte ihn doch nicht den Feinden überliefern, bis er durch ungeheure Versprechungen sie erweichte und den Befehl zum Rückzug gab. Angstlich ergriff er die Flucht, auf der er sehr leicht hätte überfallen werden können, wenn Einer mit wenigen Soldaten ihm nachgekommen wäre. Da er Dieß befürchtete, gab er den Soldaten die Erlaubniß, sich so weit wie möglich zu zerstreuen und Alles auszuplündern oder zu verderben, damit, wenn Einer sie hätte verfolgen wollen, er keine Lebensmittel vorfände. Verwüthet wurde nun jene Gegend Italiens, durch welche sich jener verderbenbringende Zug bewegte, Alles ausgeplündert, Frauen geschändet, Jungfrauen entehrt, Eltern und Chemänner gefoltert, ihre Töchter, ihre Frauen, ihr Vermögen preisgegeben. Wie aus fremdem Lande wurde

---

eine Tochter, Fausta. Seine Gemahlin Eutropia hatte aber aus früherer Ehe eine Tochter, Theodora, die an Konstantius Chlorus, den Vater Konstantins, verheirathet war; diese wird nun als ältere (Stieftochter) bezeichnet.



die Beute an Vieh und Zugthieren weggeführt. Auf diese Weise zog er sich in sein Gebiet zurück, nachdem der ehemalige römische Kaiser, jetzt Verwüster von Italien, Alles feindlich heimgesucht hatte. Einstmals hatte er, da er den Kaisertitel angenommen, sich als einen Feind des römischen Namens erklärt; diesen Titel wollte er geändert wissen, daß es nicht „römisches Reich“, sondern „dacisches Reich“ hieße.

28. Hertulius kehrt nach Italien zurück, zeigt dort boshafte Eifersucht gegen Maxentius, wird aber von ihm aus Rom vertrieben.

Als nach dem Rückzuge desselben der andere Maximian Hertulius sich aus Gallien wieder hervorgewagt hatte, übte dieser die kaiserliche Gewalt gemeinschaftlich mit seinem Sohne. Aber man gehorchte mehr dem Jünglinge als dem Greise, da die Machtsfülle des ersteren älter und höher war, der ja seinem Vater die kaiserliche Würde wieder verliehen hatte. Unwillig ertrug es der Greis, daß er nicht thun konnte, was ihm beliebte, und mit kindischem Ehrgeiz beneidete er seinen Sohn. Er dachte daher darauf, sich seine Rechte zu wahren. Es schien Dieß leicht, weil er auf die Soldaten zählen konnte, die den Severus im Stiche gelassen hatten. Er berief das Volk und die Soldaten, als wenn er eine Rede über die derzeitigen Mißstände im Staate halten wollte. Nachdem er Vieles darüber gesprochen hatte, zeigte er mit der Hand auf seinen Sohn hin, erklärte ihn für den Urheber der Mißstände, den ersten Anstifter der Leiden, die der Staat ertrüge, und riß ihm das Purpurgewand von den Schultern. Jener, desselben beraubt, stürzte sich jählings über die Bühne hinab und wird von den Soldaten aufgefangen. Durch die Erbitterung und durch das Geschrei derselben gerieth der Ruchlose außer Fassung, und er wurde aus der Stadt Rom wie ein zweiter Tarquinius Superbus vertrieben.

29. Licinius wird Kaiser 307; Herkulus sucht den Galerius und Konstantin umzubringen. Letzterer verzeiht ihm.

Er kehrte wieder nach Gallien zurück, wo er sich kurze Zeit aufhielt, und reiste dann zu dem Feinde seines Sohnes, Maximian (Galerius), unter dem Vorwande, über die Ordnung der Lage des Staates sich mit ihm zu besprechen, in Wirklichkeit aber, um ihn bei Gelegenheit der Versöhnung zu morden und sein Reich in Besitz zu nehmen, er, der von seinem eigenen Reiche ausgeschlossen wurde, wohin er sich auch wandte. Dort war Diokletian zugegen, der von seinem Schwiegersohn kurz vorher berufen war,<sup>1)</sup> damit er (was er früher nicht gethan hatte) in dessen Gegenwart die Kaiserwürde dem Licinius übertrüge an die Stelle des Severus. Daher geschah es in Gegenwart Beider. So standen nun sechs Kaiser zugleich da. Deshalb unternahm der alte Maximian, nachdem seine Pläne vereitelt waren, noch einen dritten Fluchtversuch: von bösen, verbrecherischen Plänen ganz erfüllt kehrt er nach Gallien zurück, um den Kaiser Konstantin, seinen Schwiegersohn, und den Sohn seines Schwiegersohnes<sup>2)</sup> mit schänd-

1) Diese Berufung, bezieht sich auf die Zusammenkunft von Karnuntum; sie ist von den Geschichtsbaumeistern benutzt worden, dem Laktantius Hiebe zu versetzen bezüglich der Nachrichten über den jämmerlichen Zustand des Diokletian. Die Anwesenheit in Karnuntum soll seine Weisheit bekunden! Nun ist aber Laktantius einziger Zeuge (neben Zosimus) für diese Zusammenkunft, und der sagt, daß Galerius den Diokletian kommen ließ: also war Diokletian nur ein Werkzeug, und die alte Figur (die zu Zeiten noch Verstand hatte) wollte Galerius nochmals hervorziehen, um sich selbst etwas mehr Stütze zu schaffen nach seiner jämmerlichen Flucht von Rom. Tillemont und Manso nehmen des Laktantius Bericht ganz als geschichtlich, worüber sie von Burckhardt und Rothfuchs verhöhnt werden. Burckhardt sagt Seite 355 l. c.: Manso (Geschichte Konstantins) hat sich vom falschen Laktantius ein absurdes Märchen [??!!] anhängen lassen. Rothfuchs l. c.: Laktantius scheint gebichtet zu haben.

2) Zum Verständnisse dieses Ausdruckes siehe Note 1 Kap. 27.

licher List zu umgarnen; und um ihn täuschen zu können, legt er das kaiserliche Gewand ab. Die Völkerschaft der Franken hatte die Waffen zum Kriege ergriffen. Er bereedet den arglosen Konstantin, er möchte nicht das ganze Heer mitnehmen, mit wenigen Soldaten könnten die Barbaren vollständig besiegt werden, damit er selbst ein Heer hätte, dessen Oberbefehl er in Anspruch nehmen könnte, und damit Jener in Folge seiner geringen Truppenzahl überwältigt würde. Der Jüngling glaubt ihm als einem an Erfahrung reichen Greise, er gehorcht ihm als seinem Schwiegervater; er bricht auf mit Zurücklassung des größeren Theiles der Truppen. Als Jener einige Tage gewartet hatte und glaubte, Konstantin sei schon in das Gebiet der Barbaren eingedrungen, bekleidet er sich plötzlich mit dem Purpur, bemächtigt sich des Staatsschatzes, theilt nach seiner Gewohnheit reichliche Geschenke aus und erzählt Lügenberichte über Konstantin, die unmittelbar darauf an ihm zur Wirklichkeit wurden. Dem Kaiser wird schleunig das Geschehene gemeldet. Mit staunenswerther Schnelligkeit eilt er mit dem Heere zurück. Unversehens wird der Mensch überfallen, ehe er noch hinlänglich gerüstet war; die Soldaten kehren zu ihrem rechtmäßigen Kaiser zurück. Jener hatte Massilia besetzt und die Thore schließen lassen. Der Kaiser rückt näher heran und redet ihn, der auf der Mauer stand, an, weder grob noch feindselig: er fragt ihn, was er eigentlich vorgehabt, was ihm gefehlt hätte, warum er Etwas thäte, was ihm vor Allen schlecht anstände. Jener aber entsandte Schimpfreden von der Mauer herab. Da erschließen sich plötzlich hinter ihm die Thore, und die Soldaten (Konstantins) werden eingelassen. Vor den Kaiser schleppt man ihn, den rebellischen Kaiser, den verruchten Vater, den treulosen Schwiegervater. Er hört an, welcher Verbrechen er sich schuldig gemacht hatte, dann reißt man ihm das kaiserliche Gewand vom Leibe, schenkt ihm aber das Leben, nachdem er gehörig ausgescholten war.

30. Herkulius sucht abermals den Konstantin zu meucheln, was ihn jedoch selbst zum schmachlichen Tode brachte.

Nachdem er so seine Ehre als Kaiser und als Schwiegervater verloren hatte, sann er wieder andere listige Anschläge aus, da er die Demüthigung nicht ertragen konnte, weil er einmal ohne Strafe davongekommen war. Er ruft seine Tochter Fausta und drängt sie bald mit Bitten bald mit Liebkosungen, ihren Mann zu verrathen; er verlangt nur, daß sie zugebe, daß sein Schlafgemach offen gelassen und nachlässiger bewacht werde. Jene verspricht, es zu thun, macht aber ihrem Manne sofort Mittheilung davon. Es wird der Plan zu einer Scene entworfen, wo er auf offener That gefaßt werden sollte. Man schiebt einen niederen Eunuchen unter, der anstatt des Kaisers dem Tode geweiht sein soll. Jener steht auf in todtenstillen Nacht und sieht, wie Alles seinem Plane günstig ist. Vereinzelte Wachtposten standen da und zwar in weiterer Entfernung; er sagt diesen indessen, er habe ein Traumbild gesehen, das er seinem Schwiegersohne erzählen wolle. Mit Waffen versehen schreitet er hinein, und nachdem er den Eunuchen meuchlings ermordet hatte, stürzt er prahlend heraus und bekennt frei, welche That er vollführt hat. Plötzlich zeigt sich an der andern Seite Konstantin mit einer Schaar Bewaffneter; aus dem Schlafgemach trägt man den Leichnam des Ermordeten herbei; wie angewurzelt steht der offenkundige Mörder da und starrt stumm darein,

„gleichwie harter Granit besteht und marpessischer Marmor.“<sup>1)</sup>

Man hält ihm seine Ruchlosigkeit und seine Frevelthat vor; schließlich läßt man ihm die freie Wahl des Todes.

1) Vergil. Aeneis VI. 471; der Name „marpessisch“ kommt von dem Berge Marpeffa auf der Eryliden-Insel Paros, von wo man den schönsten Marmor bezog.

„Hoch am Gebälk dann knüpft er die Schnur des entstellenden Todes.“<sup>1)</sup>

So endigte jener so große Kaiser der Römer, der (was lange nicht dagewesen war) mit ungeheurer Pracht das Fest seiner zwanzigjährigen Regierung feierte, indem sein gar stolzer Hals gewaltsam zusammengeschnürt war, sein abscheuliches Leben durch einen schimpflichen, schmachvollen Tod.

31. Neue Erpressungen des Galerius zur Aufbringung der Kosten für das beabsichtigte Fest der zwanzigjährigen Regierung (310).

Von ihm wandte Gott, der Rächer der Religion und seines Volkes, die Augen auf den anderen Maximian Galerius, den Anstifter der schändlichen Verfolgung, um auch an ihm seine Macht und Majestät zu offenbaren. Auch Dieser dachte schon an die Feier der Bicennalien (seiner zwanzigjährigen Regierung), und um seine Versprechungen zu erfüllen,<sup>2)</sup> verhängte er, der schon lange die Provinzen durch eine Steuer auf Gold und Silber bedrückt hatte, unter dem Vorwande der Bicennalien noch weitere Plagen über sie. Mit welchem Jammer unter dem Volke die Eintreibung der Steuer, namentlich der auf Lebensmittel, gehandelt wurde, vermag wohl keine Feder entsprechend zu schildern. Die Soldaten oder vielmehr die Heerführer aller Behörden hielten sich an die Einzelnen; man wußte nicht, wen man zuerst befriedigen sollte. Keine Gnade war für Die, welche Nichts hatten; vielfache Qualen mußten sie erdulden, wenn nicht sofort entrichtet wurde, was doch nicht da war, oder sie wurden mit zahlreicher Wachmannschaft eingeschlossen. Es war keine Möglichkeit, wieder einmal frei aufzuathmen; zu keiner Zeit des Jahres trat auch nur

1) Vergil. Aen. XII. 603.

2) Diese Versprechungen beziehen sich wohl auf Zusagen, die er den Soldaten gemacht.

eine kurze Ruhe ein; oft entstand Streit über dieselbe Beute, bald unter den Richtern selbst, bald unter den Soldaten der Richter. Keine Scheune war ohne Steuerbeamten, kein Weinberg ohne Wächter, Nichts ließ man Denen, die in Dürftigkeit schmachteten. Obwohl es unerträglich ist, daß die durch Arbeit erworbene Nahrung den Leuten vom Munde weg geraubt werde, so fügte man sich doch einigermaßen schon mit Hoffnung auf die Zukunft. Wie stand es aber mit den Kleidungsstücken aller Art? wie mit dem Golde und Silber? Werden diese nicht nothwendig aus dem Verkauf der Feldfrüchte gewonnen? Woher also soll man, wahnsinniger Tyrann, dir denn dieses Gold und Silber beschaffen, da du alle Frucht raubst und die keimende Saat allesamt gewaltsam in Beschlag nimmst? Wer also wurde nicht seiner Güter beraubt, indem sein Vermögen, das er unter der Regierung dieses Kaisers besaß, zusammengescharrt wurde für ein Fest, das er doch nicht feiern sollte?

32. Maximin, unzufrieden mit der Erhebung des Licinius, bietet dem Galerius Trotz, worauf Dieser Allen den Titel „Kaiser“ verleiht.

Nachdem nun Licinius zum Kaiser ernannt worden war, wollte Maximin, darüber erzürnt, weder Cäsar noch an dritter Stelle genannt sein. Galerius schickt deshalb wiederholt Gesandte zu ihm und läßt ihn bitten, er möchte ihm gehorchen und seiner Anordnung nachkommen; er möchte dem Alter nachgeben und grauen Haaren Ehre erweisen. Aber Jener erhebt um so stolzer sein Haupt und versichert die Behauptung, nach dem Rechtsgrunde der Zeit gebühre ihm der Rang vor Jenen, da er ja früher den Purpur empfangen habe; die Bitten und Befehle desselben verachtet er. Die Bestie ärgert sich und tobt, weil, während er deshalb einen Menschen von niedriger Herkunft zum Cäsar gemacht hatte, damit derselbe sich ihm willfährig bewiese, Dieser dennoch, einer so großen Wohlthat von ihm vergessend, seinem Willen und seinen Bitten frevelhaft Widerstand lei-

stete. Durch die Widerspenstigkeit (des Maximin) besiegt schafft er den Titel „Cäsar“ ab und läßt sich und den Vicinius „Auguste“ nennen, Maximin und Konstantin aber Söhne der Auguste. Darnach schreibt Maximin in der Form einer militärischen Meldung, er sei bei der jüngst abgehaltenen Truppenmusterung von dem Heere zum Augustus ausgerufen worden. Jener (Galerius) nahm mit Betrübniß und Schmerz die Mittheilung entgegen und befahl nun, daß alle vier „Kaiser“ genannt werden sollten.

33. Krankheit des Galerius; unnütze Versuche sie zu heben, worauf Galerius seine Bosheit erkennt (310).

Schon stand er im achtzehnten Jahre seiner Regierung, als Gott ihn mit einer unheilbaren Plage schlug.<sup>1)</sup> Es kam ihm ein böses Geschwür am unteren Leibe und dehnte sich weiter aus. Die Ärzte schneiden und machen ihre Kuren. Aber nachdem sich schon eine Narbe darüber gebildet hatte, bricht die Wunde auf, und aus einer aufgesprungenen Ader fließt das Blut, daß fast der Tod zu befürchten stand. Indessen wird das Blut mit Mühe gestillt. Eine neue Kurmethode wird von vorn begonnen und fortgeführt, bis endlich die Narbe sich zeigt. Da bricht ihm wieder durch eine leichte Bewegung des Körpers das Geschwür auf, und es entfließt ihm noch mehr Blut als früher. Seine Kräfte schwinden, er bekommt ein bleiches und mageres Aussehen. Der Blutstrom wurde damals zwar gehemmt, aber nun fängt die Wunde an, gegen Medicamente unempfindlich zu werden. Die benachbarten Theile werden von einem krebsartigen Geschwüre ergriffen, und je mehr herum geschnitten wird, um so weiter frißt es, je mehr Heilmittel man anwendet, um so größer wird es — — —

1) Dasselbe wird gesagt von Antiochus Epiphanes II. Makkab. 9, 5.



„Abgingen die Meister  
Chiron, der Philyre Sohn, und des Amphyhaon Melampus.“<sup>1)</sup>

Von allen Seiten wurden berühmte Ärzte hinzugezogen; doch menschliche Hände richteten Nichts aus. Man nimmt seine Zuflucht zu den Götzenbildern, fleht zu Apollo und Asklepius und bittet um Heilmittel. Apollo gibt eine Kur an, das Übel wird viel schlimmer und größer. Schon war der Tod nicht mehr ferne und hatte alle unteren Theile erfaßt. Die äusseren Wände der Gedärme gehen vollständig in Fäulniß über, und der ganze Unterleib zerfällt in Auflösung. Durch die Medicamente zurückgetrieben geht das Übel in's Blut über und ergreift die inneren Lebensorgane; im Innern des Körpers entstehen Würmer. Der Gestank aber dringt nicht nur durch den Palast, sondern durch die ganze Stadt, worüber man sich kaum zu wundern braucht, da ja die Abgangswege in Roth und Urin in einander übergelaufen waren. Er wird von Würmern zerfressen, und der Leib löst sich unter unausstehlichen Schmerzen in Fäulniß auf.

„Und ein Jammergeschrei grauenvoll zu den Sternen er-  
hebt er,

So wie Gebrüll aufstönt, wann blutend der Stier vom Al-  
tar floh.“<sup>2)</sup>

Man legt an den ausfließenden Unterleib Thiere, und zwar gekocht und warm, damit die Würmer durch die Wärme herausgelockt werden. Wurden jene (mit dem umschließenden Verbande) wieder entfernt, so kroch ein unzählbarer Schwarm hervor, und doch hatte der fruchtbare Tod in den ver-

---

1) Vergil. Georgica III. 549. Der Centaure Chiron ist bekannt wegen seiner Kunst, Krankheiten zu heilen; er wird für den Sohn des Saturnus und der Nymphe Philyra — deshalb Philirides — gehalten. Melampus, Sohn des Amphyhaon, ist ebenfalls ein berühmter Arzt der „Mythen-Zeit“.

2) Vergil. Aeneis II. 221.

wesenden Eingeweiden eine noch viel größere Menge erzeugt. Durch ein zweifaches verschiedenes Übel hatten die Theile des Körpers schon ihre Gestalt verloren. Der Oberkörper bis zu dem Geschwüre war wie eingetrocknet, und in jämmerlicher Magerkeit hing die fahle Haut in weiten Falten um die Knochen; der Unterleib war wie ein Schlauch aufgeschwollen, in die Weite gewachsen, die Füße ganz formlos. Und Das dauerte ein ganzes Jahr hindurch, bis er endlich, von dem Übel überwältigt, sich genöthigt sah, Gott zu bekennen. Denn während die Schmerzen ihn gewaltig bedrängten, rief er von Zeit zu Zeit aus, er wolle den Tempel Gottes (zu Nikomedien) wieder herstellen und für seinen Frevel Genugthuung leisten. Und schon waren seine Kräfte erschöpft, als er folgendes Edikt erließ.

34. Edikt<sup>1)</sup> des Galerius, wodurch der Verfolgung der Christen ein Ende gemacht wird (311 zwischen 1. März bis 1. Mai).

„Auffer Anderem, was wir stets zum Wohle und Nutzen des Staates verfügen, hatten wir früher beabsichtigt, nach den alten Gesetzen und der gemeinsamen Verfassung der Römer überall Besseres zu schaffen und dafür Sorge zu tragen, daß auch die Christen, welche die Religion ihrer Väter

1) Dieses Edikt, welches Eusebius (K.-G. VIII. 17) in griechischer Übersetzung liefert, hat bei Eusebius eine Ueberschrift, welche bezüglich des Galerius also lautet: „Galerius Valerius Maximianus, Selbstherrscher und Kaiser, der Unüberwindliche, Augustus, oberster Priester, Besieger der Germanen, der Aegyptier, der Thebais, fünfmal Besieger der Sarmaten, zweimal der Perser, Besieger der Karper, sechsmal Besieger der Armenier, das zwanzigste Mal Inhaber der tribunicischen Gewalt, das neunzehnte Mal Imperator, das achte Mal Konsul, Vater des Vaterlandes und Prokonsul.“ Dann folgen die Titel Konstantins und Licinians.

verlassen hatten, zur Vernunft zurückkehrten. Denn aus welchem Grunde hätte ein solcher Eigensinn eben diese Christen befallen, eine so große Thorheit sich derselben bemächtigt, daß sie nicht jenen Gebräuchen der Alten<sup>1)</sup> folgten, die vielleicht zuerst von den Voreltern ebenderselben festgestellt waren, sondern daß sie nach ihrem Gutdünken und gerade, wie es ihnen beliebte, sich Gesetze machten, die sie beobachten sollten, und daß sie in verschiedenen Gegenden mancherlei Völker vereinigten? Da endlich ein Befehl von uns ergangen war dermaßen, daß sie sich an die Einrichtungen der Alten zu halten hätten, sind Viele durch die Gefahr überwunden worden, Viele auch in Angst gerathen. Da aber sehr Viele bei ihrem Vorsatze verharrten und wir

1) Die Alten (veteres) kann nur in dem Sinne von „Heiden“ stehen. Eigenthümlicher Weise haben die meisten Erklärer unter diesen „veteres“ die ersten Christen verstanden und den Galerius als einen Eiferer gegen Spaltungen unter den Christen bezeichnet; ist das nicht der größte Unsinn? Lasaulx bezog im „Untergang des Hellenismus“ (München 1854) ganz richtig den Vorwurf des Ediktes gegen die Christen darauf, daß sie das Heidenthum verlassen hätten. Er schreibt Seite 19: Das Edikt traf Vorkehrung, „daß auch die Christen, die den Glauben ihrer Väter verlassen hätten, — der beständige Vorwurf der Heiden gegen die Christen, — zu der guten Sinnesart zurückkehren möchten. Der Ausdruck, daß der Gott der Christen von ihnen auch nicht verehrt werde, soll nicht heißen, sie seien von ihrem (christlichen) Glauben abgefallen, sondern, die Verehrung ihres Gottes sei ihnen unmöglich gemacht worden. Die schielende Zweideutigkeit des ganzen Erlasses ist allerdings eine absichtliche.“ Sogar Burckhardt sagt: „Freilich ist hier jedes Wort so gecliffentlich schief und zweideutig, daß die meisten Erklärer unter den „Vorfahren“ und Alten ebenso gut die Heiden verstehen konnten. Demnach ist es unbegreiflich, wie neuerdings Keim (Uebertritt Konstantins, Zürich 1862) Seite 80 Lasaulx bekämpft und für die „Alten“ und „Eltern“ nur Christen will gelten lassen. Wir sagen dagegen: Es sind nur Heiden; das Christenthum rekrutirte sich damals ja immer aus Heiden; war nicht das Blut der Märtyrer der Same der größeren Ausbreitung? Die seit Valerians (250) Verfolgung neu gekommenen Christen hatten doch heidnische Eltern und die anderen doch wenigstens heidnische Vorfahren.

wahrnahmen, daß dieselben weder den Göttern die schuldige religiöse Verehrung erwiesen noch den Gott der Christen verehrten, so haben wir in Anbetracht unserer mildesten Güte und mit Rücksicht auf unsere beständige Gewohnheit, wonach wir allen Menschen uns gnädig zu erweisen pflegen, auch Diesen bereitwilligst unsere Nachsicht beweisen wollen (indem wir gestatten), daß sie wieder Christen sind und ihre Zusammenkünfte veranstalten,<sup>1)</sup> soferne sie Nichts gegen die öffentliche Ordnung unternehmen. In einem weiteren Schreiben aber wollen wir den Richtern angeben, was sie beobachten müssen. Daher werden sie, entsprechend diesem Erweis unserer Gnade, zu ihrem Gott beten müssen für unsere Wohlfahrt, für das Wohl des Staates<sup>2)</sup> und ihr eigenes, auf daß der Staat in jeder Beziehung wohl erhalten bleibe und sie an ihren Wohnplätzen furchtlos leben können."

### 35. Tod des Galerius.

Dieses Edikt wurde zu Nikomedien am letzten April bekannt gemacht, als er zum achten, Maximin zum zweiten Male das Konsulat verwaltete. Da öffnete sich dir, theuerster Donatus, der Kerker, und mit den anderen Befehlshabern wurdest du freigelassen aus der Haft, nachdem der Kerker dir sechs Jahre zur Wohnung gedient hatte. Aber doch erhielt Jener hierdurch keine Verzeihung für seinen Frevel von Gott, sondern wenige Tage später, nachdem er dem Licinius seine Gemahlin und seinen Sohn anempfohlen und in seinen Schutz übergeben hatte, wurde er, während schon die Glieder des ganzen Körpers der Fäulniß verfallen waren, von der schrecklichen Seuche hinweggerafft.<sup>3)</sup> Dieses wurde be-

1) „Conventicula componant“ kann sowohl heißen: „Gottesdienstliche Versammlungen halten“ als „Gotteshäuser bauen“.

2) Das thut die Kirche von selbst gemäß apostolischer Anordnung; vgl. I. Timoth. 2, 2 und Tertullian, Apologet. Kap. 30.

3) Des Galerius Ende erzählt ebenso Aurelius Viktor K. 40: „Durch eine pestartige Wunde wurde er ganz verzehrt.“ Das schreckliche Ende des Galerius steht nicht vereinzelt da; an gleich schrecklicher Krankheit gingen zu Grunde: Antiochus (II. Maff. 9, 13), Herodes (siehe Flavius Josephus, Alterthümer 17, 8) und noch

Kannt zu Nikomedien am fünfzehnten desselben Monats, als die Bicennalien in naher Aussicht standen für den kommenden ersten März [312].

### 36. Des Maximinus neue Verfolgung gegen das Edikt von Sardica.

Als Maximin diese Nachricht gehört hatte, eilte er in bereitstehenden Eilwagen<sup>1)</sup> aus dem Orient herbei, um die Provinzen zu besetzen und Alles bis zur Meerenge von Chalcedon für sich in Anspruch zu nehmen, während Vicinius sich gar nicht rührte.<sup>2)</sup> Als er in Bithynien angekommen war, hob er zur größten Freude Aller, um sich gleich in Gunst zu setzen, den Censur auf. Zwietracht bricht zwischen beiden Consuln aus, und der Krieg steht vor der Thür; bewaffnet halten sie die gegenüberliegenden Ufer (des Bosporus) besetzt. Doch unter gewissen Bedingungen wird Friede und Freundschaft geschlossen, auf der Meerenge selbst kommt ein Bündniß zu Stande, und man reicht sich die Hände. Maximin kehrt zurück und spielt dieselbe Rolle wie früher in Syrien und Aegypten. Zuerst hebt er die den Christen unter gemeinsamer Namensunterschrift gewährte Freiheit auf, indem er sich von den Städten Deputationen bestellen läßt, die verlangen mußten, daß es den Christen verboten würde, innerhalb ihrer Städte Gebäude zu (gottesdienst-

in unserem Jahrhundert der Regent Muley Ismael auf Marocco. Lesenswerth ist hierüber die Erklärung des heiligen Hieronymus zu Zacharias XIV. 12: *Tabescent carnes eorum*, schwinden wird ihr Fleisch und dergleichen die Augen in den Höhlen etc. Burckhardt sagt 356: Wir wollen den falschen Laktantius nach Herzenslust in dem von Würmern zerfressenen Leib des Galerius wühlen lassen. Es genügt, daß Galerius bei den Heiden als „braver Mann“ und „tüchtiger Krieger“ gilt. Sehr tröstlich für einen Neuheiden!

1) Maucroix übersetzt: *il prit la poste et se rendit en diligence*.

2) Vicinius war bei Sardica, wo er sich beim Tode des Galerius aufhielt. Maximinus eilte sofort beim Tode des Galerius nach dem Hellespont; er stimmte sich das Volk günstig durch Steuererlasse. Als die Heere Beider zusammentrafen, kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Maximinus die asiatischen Provinzen erhielt, jedoch in etwa die Oberhoheit des Vicinius anerkennen mußte.

lichen) Zusammenkünften zu errichten, damit es den Anschein gewänne, als ob er durch Zureden veranlaßt und gezwungen thäte, was er doch aus eigenem Antriebe thun wollte. Indem er diesen seine Zustimmung ertheilte, führte er eine Neuerung ein durch die Ernennung von Oberpriestern aus den Reihen der Bornehmsten in jeder einzelnen bürgerlichen Gemeinde, die unter Anrufung aller ihrer Götter täglich Opfer darzubringen und, auf dem Dienst der alten Priester fußend, dahin zu wirken hatten, daß die Christen weder bauten noch öffentlich oder einzeln zusammen kämen; sie sollten vielmehr befugt sein, dieselben zu ergreifen, zum Opfern zu zwingen oder den Richtern vorzuführen. Das wäre noch Wenig gewesen, wenn er nicht jeder (der zwei) Provinz einen aus den höheren Ständen gewählten Mann gleichsam als Pontifex vorgesetzt hätte; beide mußten auf seinen Befehl mit dem weißen Staatsmantel geschmückt einhergehen. Er schickte sich an, zu vollführen, was er in einigen Gegenden des Orients schon längst gethan hatte. Denn während er nur zum Schein sich für Milde erklärte, verbot er, die Diener Gottes zu tödten, gehot aber, sie zu verstümmeln. Daher wurden den Bekennern die Augen ausgestochen, Hände und Füße abgehauen, Nasen und Ohren abgeschnitten.

### 37. Maximinus übt neben dem eifrigsten Götzekult unglaubliche Gelderpressungen.

Während er Dieß in's Werk setzte, wurde er durch ein Schreiben Konstantin's geschreckt. Er spielte natürlich den Heuchler. Und doch, wenn Einer ihm in die Hände gefallen war, wurde er heimlich in's Meer versenkt. Auch ließ er nicht von der Gewohnheit ab, daß täglich im kaiserlichen Palaste geopfert wurde. Und die Maßregel hatte er zuerst erdonnen, daß alle Thiere, von deren Fleisch er aß, nicht von den Köchen, sondern von den Priestern an den Altären geschlachtet werden sollten, und daß Nichts auf den Tisch gebracht wurde, es müßte denn vorher (von heidnischen



Briestern) gekostet oder beim Opfer dargebracht oder mit Opferwein begossen sein, auf daß Jeder, der zum Mahle geladen war, sündenbesleckt und unrein davonginge. Auch im Ubrigen war er seinem Lehrer ähnlich. Hatten Diokletian oder Galerius Etwas übrig gelassen, Dieser schor es ein, indem er ohne Scheu Alles wegraubte. Daher wurden die Scheunen der Privatleute geschlossen, die Weinkeller versiegelt, die Steuern für folgende Jahre im Voraus erhoben. Daher entstand eine Hungersnoth, obgleich die Äcker fruchtbar waren,<sup>1)</sup> daher eine unerhörte Theuerung. Heerden von kleinem und großem Vieh wurden vom Lande eingetrieben für die täglichen Opfer. Hierturch hatte er die Seinigen verwöhnt, daß sie das Getreide verschmähten, und oft schütteten sie es aus, ohne Rücksicht, ohne Maß, während er sämtliche Trabanten, von denen er eine ungeheure Zahl hielt, mit kostbaren Gewändern und Goldmünzen abfand, den gemeinen Soldaten und Rekruten Silber gab und Ausländer mit den verschiedenartigsten Beschenkungen beehrte. Dafür aber, daß er die Güter der Lebenden raubte und sie seinen Kreaturen schenkte, sobald einer derselben fremdes Gut gewünscht hatte, dürfte man ihm noch danken müssen, weil er nach der Art gnädiger Räuber<sup>2)</sup> seine Beute ohne Blutvergießen raubte.

### 38. Grenzenlose Wollust<sup>3)</sup> des Maximinus.

Sein Hauptverbrechen aber, worin er alle seine Vorgänger übertraf, war seine schändliche Wollust. Wie soll

1) Diese entsetzliche Hungersnoth schildert Eusebius, Kirchengeschichte B. 9, K. 11.

2) Denselben Ausdruck hat Salbianus de gubernatione lib. VIII. am Ende: Latrones quidem hoc proverbio uti solent, ut quibus non auferunt vitam, dedisse se dicant. Die Räuber sagen sprichwörtlich, daß sie Denen, die sie nicht umgebracht haben, das Leben zum Geschenke gegeben hätten. Dasselbe sagt Cicero orat. Philipp. II, 2: Quid est beneficium latronum, nisi ut commemorare possint, iis se dedisse vitam, quibus non ademerint?

3) Selbst Burckhardt nennt ihn S. 365 „roh, ausschweifend“.



ich sie anders bezeichnen als blind und zügellos? Und doch kann ich in solchen Ausdrücken meine Entrüstung nicht erschöpfend ausdrücken. Für die Größe des Frevels versagt die Sprache fast den Dienst. Verschnittene Kuppler hielten überall ihre Nachforschungen. Wo nur ein etwas anständiges Gesicht war, mußten Väter und Ehemänner bei Seite gehen. — Es wurde genaue Untersuchung gehalten, daß Nichts der königlichen Leidenschaft unwürdig wäre. — <sup>1)</sup> Weigerte sich Eine, so wurde sie im Wasser getödtet, als wenn unter jenem Ehebrecher Schamhaftigkeit ein Majestätsverbrechen gewesen wäre. Manche, deren Gattinen, die sie wegen ihrer Keuschheit und Treue innigst liebten, entehrt waren, gaben sich, unfähig den Schmerz zu ertragen, selbst den Tod. Unter diesem Ungeheuer war die Schamhaftigkeit nirgends verschont, ausser wo auffallende Häßlichkeit seine rohe Begier fern hielt. Zuletzt hatte er noch die Sitte eingeführt, daß Niemand eine Frau ohne seine Erlaubniß nehmen durfte, damit er bei allen Heirathen die ersten Blumen pflückte. Frei geborene Jungfrauen, die er geschändet hatte, gab er seinen Sklaven zu Frauen. Aber auch seine Hofleute ahmten unter einem solchen Fürsten dessen Schandthaten nach und verletzten ungestraft das Ehebett ihrer Gastgeber. Denn wer wäre als Rächer eingetreten? Töchter von geringeren Leuten ließ er entführen, wie es gerade Einem beliebt hatte. Vornehme Töchter, die nicht entführt werden konnten, wurden als Anerkennung für Verdienste erbeten. Sich zu weigern ging nicht an, da der Kaiser selbst darunter schrieb, die Betreffenden müßten entweder sterben oder einem Barbaren die Hand reichen. Er hatte nämlich in seinem Gefolge fast nur Trabanten aus dem Volksstamme Jener, die von den Gothen zur Zeit der Vicennalien des Diokletian aus ihren Wohnsitzen vertrieben sich dem Maximian Galerius ergeben hatten zur

---

1) Diese durch — — eingeschlossene Stelle gibt die Obscönitäten des im Urtext Berichteten absichtlich nicht genau wieder.

Plage der Menschheit, damit sie, der fremden Knechtschaft entflohen, später über Römer herrschten. Von solchen Trabanten und Schutzleuten umgeben verhöhnzte er den Orient.

39. Maximin bemüht sich vergebens um Valeria, des Galerius Wittwe, worauf er sie beraubt und ächtet.

Als er endlich für seine Lüste es sich zum Grundsatz gemacht hatte, Alles, was er wünschte, für erlaubt anzusehen, konnte er nicht einmal von der Kaiserin, die er kurz vorher (in Folge seiner Adoption) als „Mutter“ angeredet hatte, sich enthalten. Nach dem Tode des Maximian (Galerius) war Valeria zu ihm gekommen, da sie in seinem Gebiete einen sicheren Wohnsitz sich versprach, meist schon deshalb, weil er eine Frau hatte. Aber das verruchte Ungeheuer entbrannte gleich in sträflicher Begierde. Noch war die Frau im schwarzen Gewande, da die Trauerzeit noch nicht zu Ende war. Durch Boten, die er vorausschickte, verlangte er sie zur Ehe, zugleich versprechend, seine Gattin zu verstoßen, wenn er ihre Hand erlangen würde. Jene antwortete frei, was sie zunächst erwidern konnte: für's Erste könne sie in diesem Trauergewande nicht von Heirathen sprechen, wo die Asche ihres Gemahls, seines Vaters, noch nicht kalt sei; dann handle er frevelhaft, daß er die ihm treue Gattin verstoße; dasselbe Schicksal stünde natürlich auch ihr bevor; schließlich sei es unerlaubt, daß eine Frau von ihrem Titel und Rang gegen alle Sitte und früheres Beispiel es mit einem zweiten Manne versuche. Man berichtet dem Menschen, wie die Sache steht. Seine Leidenschaft geht in Zorn und Wuth über. Sofort ächtet er die Frau, raubt ihre Güter, nimmt die Hofdamen von ihr, läßt ihre Eunuchen auf der Folter umbringen, schickt sie selbst mit ihrer Mutter in die Verbannung, aber nicht an einen bestimmten Ort, sondern blindlings jagt er sie bald hierhin bald dorthin zum Spotte und verurtheilt ihre Freundinnen, nachdem sie fälschlich des Ehebruchs bezichtigt worden.

40. Drei vornehme Frauen werden von Maximin wegen ihrer Büchsigkeit getödtet; der gegen sie zeugende Jude wird gekreuzigt und widerruft.

Es war eine sehr angesehene Frau, die von ihren erwachsenen Söhnen schon Enkel zählte. Dieser war Valeria wie einer zweiten Mutter zugethan; Maximin aber argwohnte, daß sie auf deren Rath ihn abgewiesen habe. Er beauftragt den Statthalter Gratineus, sie mit Schimpf und Schande um's Leben zu bringen. Außer dieser waren noch zwei andere ebenso adelige Frauen, von denen eine ihre Tochter als vestalische Jungfrau zu Rom gelassen hatte und damals heimlich mit Valeria Freundschaft hielt; die andere, welche der Kaiserin nicht weniger nahe stand, hatte einen Senator zum Manne. Aber beide sollten wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und ihrer Keuschheit sterben. Unvermuthet werden die Frauen weggeführt, nicht vor einen Gerichtshof, sondern vor eine Räuberbande: es war ja auch kein Ankläger da. Es findet sich ein Jude wegen anderer Verbrechen angeklagt, der mit der Aussicht auf Straßlosigkeit gegen die unschuldigen Frauen falsches Zeugniß geben soll. Der billig denkende und gewissenhafte Richter<sup>1)</sup> führt ihn mit einer Schutzmannschaft vor die Stadt, damit er nicht gesteinigt würde. Diese Tragödie wurde zu Nicäa aufgeführt. Man verweist den Juden auf die Folter: er sagt,<sup>2)</sup> was er geheissen war; jene (Frauen) werden von den Hentersknechten durch Faustschläge gehindert, zu widersprechen. Es wird befohlen, die Unschuldigen zur Richtstätte zu führen. Weinen und Jammern erscholl nicht nur von jenem Manne, der seiner tugendhaften Gattin zur Seite

1) Die Epitheta des Richters sind Ironie.

2) Palm hat diese Stelle wesentlich verbessert; er fand, daß man das „dic“ der Handschrift falsch für „dum“ gelesen, während es dicat bezeichnet.

blieb, sondern auch von Allen, welche die unwürdige und unerhörte That dorthin gezogen hatte. Aber damit sie nicht durch einen Sturm des Volkes den Händen ihrer Henker entrisen würden, werden Leute in militärischer Weise mit Wurfspeeren und Schwertern ausgerüstet vorausgeschickt, Bogenschützen folgen hintendrein. So werden sie mitten zwischen Schaaren von Bewaffneten zum Tode geführt; und sie wären unbeerdigt da liegen geblieben (ihre Dienerschaft hatte die Flucht ergriffen), wenn nicht heimlich das Mitleid ihrer Freunde Bestattung bewirkt hätte. Indes auch dem vermeintlichen Ehebrecher wird nicht die versprochene Straßlosigkeit gewährt; als er aber an's Kreuz geschlagen war, enthüllte er das ganze Geheimniß, und unter den letzten Söhnen bezeugte er allen Zuschauern, daß die Frauen unschuldig getödtet seien.

#### 41. Die Kaiserin Valeria bleibt sogar unter Verachtung der Bitten Diokletians in der Verbannung.

Die Kaiserin aber, die in die wüsten Einöden Syriens verbannt war, theilte ihrem Vater Diokletian durch heimliche Boten ihr Elend mit. Dieser schickt Gesandte und bittet, seine Tochter zu ihm zurückzusenden: er richtet Nichts aus. Zu wiederholten Malen beschwört er ihn; sie wird nicht zurückgeschickt. Zuletzt sendet er einen seiner Verwandten, einen im Kriege erprobten und einflußreichen Mann, der ihn an die empfangenen Wohlthaten erinnern und Fürbitte einlegen sollte. Auch Dieser meldet nach Ausrichtung seiner Sendung, daß seine Bitten vergeblich gewesen.

#### 42. Konstantin beseitigt die Statuen und Bildnisse des Herkulus wie auch die des noch lebenden Diokletian; Dieser stirbt vor Gram.

Zu derselben Zeit wurden die Statuen des alten Maximian (Herkulus) auf Konstantins Befehl zerstört und die

Bildnisse desselben, da er sich auch hatte malen lassen, herabgerissen. Weil aber die beiden alten Kaiser gewöhnlich zusammen abgemalt waren, so wurden auch die Bilder Beider weggeschafft. Da er nun bei seinen Lebzeiten sehen mußte, was nie einem Kaiser begegnet war, beschloß er von doppeltem Kummer ergriffen, er müßte sterben.<sup>1)</sup> Während es in seiner Seele vor Schmerz tobte und wogte, wälzte er sich bald hierhin, bald dorthin und wollte weder schlafen noch Nahrung zu sich nehmen. Er seufzte und stöhnte, vergoß häufig Thränen und wälzte sich beständig herum, bald auf dem Bette, bald auf der Erde. So wurde er, der zwanzig Jahre der glücklichste Kaiser gewesen war, von Gott zu einem elenden Leben verstoßen, und von Schmach niedergebeugt und von Haß gegen das Leben erfasst kam er endlich um vor Hunger und Gram.

43. Maximinus verbündet sich mit Maxentius, der dem Konstantin den Krieg schon erklärt hat, damit er so den Licinius vernichte.

Es war nunmehr noch Einer<sup>2)</sup> von den Feinden Gottes am Leben; dessen jämmerliches Ende will ich jetzt anfügen. Er (Maximinus Daja) war nämlich eifersüchtig auf den Licinius, weil er ihm von Maximianus (Galerius) vorgezogen worden, und obgleich er erst kürzlich mit ihm Freundschaft geschlossen hatte, so hegte er doch bei der Nachricht, daß die Schwester des Konstantin mit Licinius verlobt worden, den Glauben, daß diese Verwandtschaft der beiden Kaiser gegen ihn selbst gebildet worden. Er schickte nun ganz heimlich Gesandte nach der Stadt, daß sie ein Freundschafts-

---

1) Ueber das Unglück seiner Tochter und die ihm zugesügte Schmach.

2) Einer, nämlich Maximinus Daja im Orient. Maxentius wird hier nicht als Feind Gottes bezeichnet, weil er, obgleich grausam, die Christen weniger verfolgt hatte; Licinius war den Christen um diese Zeit noch günstig.

bündniß mit Maxentius nachsuchen sollten. Er fügte sogar ein vertrauliches Schreiben bei. Die Gesandten werden freundlich aufgenommen, die Freundschaft kommt zu Stande, und die Bildnisse Beider werden neben einander angebracht.<sup>1)</sup> Maxentius greift mit beiden Händen nach dieser Hilfe, wie vom Himmel gesandt, da er dem Konstantin den Krieg bereits erklärt hatte, als wenn er den Tod des Vaters (Herkulus) rächen wollte. Daher ist die Muthmaßung entstanden, jener Alte hätte die schändliche Zwietracht mit seinem Sohne geheuchelt, um sich einen Weg zum Sturze Anderer zu ebnen, und damit, wenn Alle wären beseitigt gewesen, er für sich und den Sohn die Oberherrschaft über den ganzen Erdkreis gewänne. Aber Das ist falsch gewesen; denn er hatte den Plan, sich und den Diokletian wieder an die Herrschaft zu bringen, wenn sowohl sein Sohn als auch alle Übrigen vernichtet wären.

44. Konstantin wird nach Besiegung des Maxentius vom römischen Senate und Volke als oberster Kaiser begrüßt.

Schon war es zwischen ihnen zum Bürgerkrieg gekommen. Und wenn Maxentius sich auch zu Rom zurückhielt, weil ihm der Bescheid<sup>2)</sup> geworden, daß er, wosern er sich ausserhalb der Thore Roms verfügen sollte, umkommen würde, so wurde der Krieg dennoch durch geschickte Feldherren geführt. An Macht war Maxentius überlegen,<sup>3)</sup> weil

---

1) Die Bildnisse wurden auf Schilden und Münzen angebracht; man hat noch einige Muster davon.

2) Wohl vom Orakel oder wahrscheinlicher noch aus den sibyllinischen Büchern, die ihn ja später bestimmten, in's Treffen zu gehen.

3) Zosimus schätzt des Maxentius Macht auf 170000 Mann zu Fuß und 18000 Reiter, während Konstantin nur 90000 Fußsoldaten und 8000 Reiter hatte. Dagegen sagt der anonyme Lobredner (incerti panegyri. c. 3), Konstantin sei mit dem vierten

er sowohl die Armee seines Vaters vom Severus erhalten als auch seine eigene aus Mauritanien und Italien kürzlich an sich gezogen hatte. Es wurde ein Treffen geliefert, und des Maxentius Soldaten behielten die Übermacht, bis Konstantin nachträglich mit erneutem Muthe und auf Alles<sup>1)</sup> gefaßt alle Truppen zur Stadt heranzog und der Milvischen Brücke gegenüber sein Lager aufschlug. Der Tag, an welchem Maxentius die Herrschaft erlangt hatte, nahte heran, es war nämlich der siebenundzwanzigste Oktober; an diesem vollendete er das fünfte<sup>2)</sup> Jahr seiner Regierung. Konstantin wurde in einem Traume gemahnt, mit dem himmlischen Zeichen Gottes<sup>3)</sup> die Schilde bezeichnen zu lassen und so das Treffen zu liefern. Er that, wie befohlen; er läßt nämlich die Schilde mit dem Christus-Zeichen versehen, indem er den Buchstaben X quer [+ ] legte

Theile seiner Truppen gegen Maxentius gezogen. Kap. 5 sagt er bestimmt, daß er mit weniger als 40000 Mann gegen ihn gezogen; diese letztere Zahl gibt auch Burdhardt (Konstantin S. 358) an.


1) Ad utrumque paratus ist aus Virgil. Aen. II. 61: „Fidens animi et utrumque paratus;“ zum Siegen oder Sterben. Horatius sagt: Concurritur, horae

Memento, cito mors venit aut victoria laeta.

2) Maxentius war am 27. Oktober 306 zum Augustus ausgerufen worden; deshalb vollendete er 312 sein sechstes Jahr; Laktantius hat sich hier geirrt.

3) Diese Mittheilung über eine Offenbarung Gottes bringt die Ungläubigen in Aufregung. Burdhardt sagt a. a. O. S. 394: Das Wunder dürfte wohl endlich aus den geschichtlichen Darstellungen wegleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Ursprung hat, sondern erst lange nachher von Konstantin dem Cusebins ist erzählt worden. Wie ist nun aber Burdhardt durch die neuen Werke von Hunziler und Ebert zu Schanden geworden! Diese beweisen, daß Laktantius ein zuverlässiger Geschichtschreiber ist. Ebert zeigt Seite 124, daß Laktantius i. J. 313 oder spätestens Anfang 314 sein Werk geschrieben hat, also nicht lange nachher, wie er von Cusebins höhnt. Weitere Belehrung bieten: Hug, Ehrenrettung des Kon-



und die oberste Spitze umbog . <sup>1)</sup> Mit diesem Zeichen bewaffnet greift das Heer zur Waffe. Der Feind rückt entgegen, aber ohne den Kaiser [Maxentius], und zieht über die Brücke. Die Schlachtreihen stoßen mit einer Fronte von gleicher Ausdehnung auf einander; auf beiden Seiten wird mit der äussersten Anstrengung gekämpft.

„— — Nicht hier galt Fliehen und dort nicht.“ <sup>2)</sup>

Jetzt entsteht in der Stadt ein Aufruhr, und er (Maxentius) wird geschmäht als ein Führer, der das allgemeine Wohl im Stiche lasse. Mit einem Male ruft das Volk nun allgemein, während er gerade zur Feier des Antrittstages (seiner Regierung) ein Pferderennen ausführen ließ: „Konstantin kann nicht besiegt werden!“ Bestürzt über diesen Ausruf macht er sich eilends auf, läßt einige Senatoren rufen und befiehlt ihnen, die sibyllinischen Bücher nachzusehen; in diesen findet man, daß an diesem Tage der Feind der Römer umkommen werde. Durch diese Antwort zur Siegeshoffnung gelangt, bricht er auf und geht in die Schlacht. Hinter ihm wird die Brücke abgebrochen. Sobald er erblickt wurde, entbrennt das Treffen heftiger, und durch Gottes mächtigen Schutz wird das Heer des Maxentius gänzlich geschlagen; er selbst ergreift die Flucht und

stantin (Freiburg 1830), Dieringer, System der göttlichen Thaten, und Stolberg, Bb. 9.

1) Das Zeichen



enthält die Buchstaben X und P, die

Anfangsbuchstaben des Wortes Χριστός; auf den alten Münzen

ist  so



dargestellt.

2) Virgil. Aen. X, 756.

eilt zur Brücke, die abgebrochen war, von der Masse Flüchtlinge mit Gewalt in die Tiber gestürzt. Nun war einer der schrecklichsten Kriege beendet; Konstantin wird unter großem Jubel des Senates und römischen Volkes empfangen (in Rom); da lernt er die Treulosigkeit des Maximinus kennen, er entdeckt (dessen) Briefe, sieht die Statuen und Bilder. Der Senat erkennt dem Konstantin wegen seiner Tapferkeit das Recht, seinen Namen als den ersten zu setzen, was sich Maximinus angemäht hatte. Als Dieser nun die Nachricht von dem Siege und der Befreiung der Stadt erhielt, nahm er sie nicht anders auf, als wenn er selbst besiegt worden wäre. Als er später auch noch den Beschluß des Senates erfuhr, entbrannte er so von Aufregung, daß er seine Feindschaft (gegen Konstantin) offen aussprach und Schmähungen gepaart mit Witz gegen den „größten“ Kaiser ausstieß.

43. Während Konstantin und Licinius in Mailand verweilen, kommt Maximin aus dem Orient; Licinius eilt ihm nach gefeierter Hochzeit mit Konstantin entgegen.

Nachdem Konstantin die Angelegenheiten in der Stadt geordnet, ging<sup>1)</sup> er nach Mailand. Ebendabin kam auch Licinius, um sich zu vermählen.<sup>2)</sup> Sobald Maximinus erfuhr, daß Jene Hochzeit feierten, führte er sein Heer aus Syrien, obgleich der Winter äusserst hart war, und kam durch verdoppelte Tagemärsche mit geschwächtem Heere nach

---

1) Halm hat aus der Handschrift statt „contendit“ die Lesart „concessit“ nachgewiesen.

2) Er heirathete die nach Kap. 43 ihm verlobte Schwester des Konstantin, Konstantia, die später dem Arius so günstig war und dazu noch ihren Bruder zu dessen Schutz beredete. Daß die Beiden in Mailand zusammenkamen nach Befiegung des Maxentius, erzählt auch Zosimus 2, 17.

Bithynien. Denn bei sehr starkem Platzregen und Schneefall, Morast und Kälte und Strapazen ging alles Vorspann-  
vieh zu Grunde. Das jämmerliche Umkommen desselben  
den ganzen Weg entlang gewährte einen Anblick des zukünf-  
tigen Krieges und stellte den Soldaten eine ähnliche Nie-  
derlage in Aussicht. Nun blieb er auch nicht innerhalb sei-  
nes Reiches, sondern nach sofortiger Übersehung der Meer-  
enge (von Chalcedon) rückte er mit seiner Heeresmacht vor  
die Thore von Byzantium. Vicinius hatte dort Soldaten  
zur Besatzung für derartige Fälle untergebracht. Diese ver-  
suchte er anfangs durch Geschenke und Versprechungen an  
sich zu locken, später auch durch Androhung von Gewalt  
und Bestürmung zu schrecken; aber Beides blieb ohne den  
geringsten Erfolg. So waren schon eilf Tage verflossen,  
in deren Verlauf Zeit gewesen, Boten und Briefe an den  
Kaiser (Vicinius, in dessen Gebiete Byzanz lag,) zu senden;  
da ergaben sich die Soldaten freiwillig aus Kleinmüthigkeit  
wegen ihrer geringen Zahl, ohne aber in ihrer Treue zu  
wanken. Von da rückte er vor Heraklea,<sup>1)</sup> wo er in glei-  
cher Weise aufgehalten wurde und so wieder einige Tage  
an Zeit verlor. Unterdessen war Vicinius durch schleuniges  
Vorrücken mit wenigen Leuten nach Adrianopel gekommen,  
während Jener, nachdem er die Übergabe von Perinthus  
(Heraklea) angenommen und kurze Zeit dort sich aufgehalten  
hatte, achtzehn Meilen vorrückte zu einer Haltstation. Wei-  
ter konnte er nämlich nicht mehr vorwärts, da Vicinius be-  
reits die folgende, ebensoweit entfernte Haltstation besetzt  
hatte. Dieser aber sammelte in der Nähe so viele Solda-  
ten, als er nur konnte, und zog dem Maximinus entgegen,  
mehr um ihn aufzuhalten, als in der Absicht, mit ihm zu  
kämpfen, oder mit der Hoffnung zu siegen, da Jener näm-  
lich ein Heer von siebzigtausend Soldaten bei sich führte, er

---

1) Heraklea in Thracien, heute Erelli genannt, damals auch  
Perinthus geheissen, wie Paskantius gleich anführt.

selbst aber kaum dreissigtausend Mann zusammengebracht hatte. Die Soldaten waren in verschiedenen Gegenden zerstreut, und die Kürze der Zeit ließ eine Vereinigung nicht zu.

46. Traumgesicht des Vicinius; ihm wird von Gott ein Gebet kund gethan, das alle seine Soldaten beten. Unterredung der beiden Kaiser.

Während die Heere so einander nahe waren, schien die Schlacht mit jedem Tage bevorzustehen. Da macht Maximinus dem Jupiter folgendes Gelübde: er wolle, wenn er den Sieg erlangen sollte, den Namen der Christen vernichten und gänzlich vertilgen. In der nächsten Nacht darauf trat zu Vicinius im Schlafe der Engel des Herrn, der ihn ermahnte, schnell aufzustehen und zum höchsten Gotte zu beten mit seinem ganzen Heere; wenn er Das thäte, würde ihm der Sieg zu Theil werden. Nach diesen Worten schien es ihm, als stünde er auf, und als stellte er sich zu Dem, der ihn ermahnte. Dieser belehrte ihn dann, wie und mit welchen Worten er beten müsse. Als er darauf erwachte, hat er einen Geheimschreiber kommen lassen, und er gab ihm die Worte an (zum Aufschreiben), wie er sie gehört hatte: „Höchster Gott, wir bitten dich. Heiliger Gott, wir bitten dich. Wir empfehlen dir alle Gerechtigkeit, unser Heil empfehlen wir dir. Wir empfehlen dir unser Reich. Durch dich leben wir, durch dich sind wir glückliche Sieger. Höchster, heiliger Gott, erhöre unser Gebet! Wir strecken unsere Arme zu dir empor, erhöre uns, heiliger, höchster Gott!“ Dieses Gebet wird auf mehrere Zettel geschrieben und an<sup>1)</sup> jeden Befehlshaber und Obersten versandt, damit

1) Das „an“ ist durch per ausgedrückt, um zu bezeichnen, daß jeder Einzelne ein Exemplar empfang.

ein jeder seine Soldaten damit bekannt mache. Allen wuchs der Muth, indem sie glaubten, der Sieg sei ihnen vom Himmel verkündet. Der Kaiser (Licinius) bestimmte den ersten Mai zur Schlacht, weil an diesem Tage das achte Jahr vollendet wurde, seitdem Jener (Maximin) zum Cäsar ernannt worden, damit er so gerade an seinem Ernennungstage besiegt würde, wie Jener (Maxentius) zu Rom besiegt wurde. Maximinus wollte früher vorgehen. Er stellte schon Tags vorher früh seine Schlachtordnung auf, damit er am folgenden Tage als Sieger seinen Ernennungstag feiern könnte. Es wird in des Licinius Lager berichtet, daß Maximin ausgerückt sei. Die Soldaten greifen zu den Waffen und ziehen ihm entgegen. Zwischen ihnen liegt eine unfruchtbare, kahle Ebene, Serenus<sup>1)</sup> genannt. Die Schlachtreihen stehen sich nun gegenüber. Des Licinius Soldaten legen die Schilde nieder, nehmen die Helme ab und beten nach dem Vorgange ihrer Vorgesetzten für<sup>2)</sup> den Kaiser mit zum Himmel erhobenen Händen. Die zum Untergange bestimmte Armee hört das Gemurmel der Betenden. Jene setzen, nachdem das Gebet dreimal gesprochen, mit Heldenmuth gerüstet die Helme auf das Haupt und erheben die Schilde. Die Kaiser treten vor zur Unterredung. Maximinus konnte nicht zum Frieden bewogen werden; denn er verachtete den Licinius und glaubte, er würde von den Soldaten im Stiche gelassen werden, weil Jener im Schenken sehr sparsam, er selbst aber verschwenderisch war. Er hatte auch den Krieg mit der Berechnung begonnen, daß er das Heer des Licinius ohne Kampf an sich ziehen würde und dann mit verdoppelten Kräften gegen Konstantin vorrücken könnte.

---

1) Das Feld Serenus „Sonnige“ lag zwischen Adrianopel und Heraklea bei Resiston.

2) Halm hat die von Heumann vermuthete, sonst aber fast nicht beachtete Lesart pro statt post, womit kaum ein Sinn zu verbinden war, als ächt aus der Handschrift nachgewiesen.

47. Niederlage des Maximinus; er wirft den Purpur ab und flieht nach Kappadocien.

Man rückt also näher, die Trompeten ertönen, die Fahnen rücken vorwärts. Die Vicinianer machen den Angriff und dringen auf die Feinde ein. Diese aber gerathen in Schrecken, so daß sie weder die Schwerter ziehen noch Pfeile werfen konnten. Maximin eilt um die Schlachtreihe herum und sucht die Vicinianer bald durch Bitten bald durch Geschenke zu gewinnen. Nirgends wird ihm Gehör geschenkt. Man zieht auf ihn los, und er flieht zu den Seinigen zurück. Seine Schlachtreihe wurde ohne Gegenwehr niedergehauen, und so viele Legionen, eine so große Menge Soldaten wird von Wenigen niedergemacht. Keiner gedenkt seiner Ehre oder seiner Tapferkeit oder auch der früheren Belohnungen; als wenn sie zum selbstgewählten Tode und nicht zum Kampfe gekommen wären, so hatte sie der höchste Gott den Feinden zum Niedermeßeln anheim gegeben. Bereits ist eine ungeheure Masse niedergestreckt, und Maximin sieht ein, daß es anders verlaufe, als er sich gedacht. Er wirft den Purpur ab und entflieht in Sklavenkleidung und setzt über die Meerenge; vom Heere wurde die Hälfte niedergemacht, die andere Hälfte ergab sich oder floh.<sup>1)</sup> Da der Kaiser selbst ausgerissen war, hatte das Fliehen jede Beschämung eingebüßt. Jener aber gelangte am ersten Mai, das heißt in einer Nacht und einem Tage [zur Meerenge],<sup>2)</sup> in der folgenden Nacht nach Nikomedien, obgleich das Schlachtfeld hundertsechzig Meilen davon entfernt war. Er nahm

1) Burdhardt schreibt Seite 366: Maximin unterlag wahrscheinlich der höheren Kriegskunst oder der kriegerischen Popularität seines Gegners. Ist es nicht merkwürdig, wie die aufgeklärten Ungläubigen zu „Wahrscheinlichkeiten“ greifen, wenn sie das Walten der göttlichen Gerechtigkeit nicht sehen wollen?

2) Schon Tollius ergänzte hier „ad fretum“, neuerdings bestätigte es Dübner.

dort seine Kinder und Gemahlin und Wenige von seinem Gefolge mit sich und eilte nach dem Orient. Aber in Kapadocien sammelte er Soldaten von der Flucht und aus dem Oriente und blieb dort; da zog er auch den Purpur wieder an.

48. Licinius kommt nach Bithynien; in Nikomedien dankt er Gott und erläßt in seinem und Konstantins Namen ein Edikt zu Gunsten der Christen.

Licinius aber setzte mit seinem Heere, nachdem er einen Theil der Armee [des Maximin] erhalten und sie unter die Regimenter vertheilt hatte, wenige Tage nach der Schlacht nach Bithynien über, und in Nikomedien angekommen statete er Gott, durch dessen Hilfe er gesiegt hatte, seinen Dank ab; am dreizehnten Juni (313), wo Konstantin und er selbst zum dritten Male Konsuln waren, ließ er einen Brief an den Statthalter (von Nikomedien) über den Schutz der Kirche folgenden Inhaltes öffentlich bekannt machen:<sup>1)</sup>

„Da wir uns, sowohl ich, Kaiser Konstantin, als auch ich, Kaiser Licinius, zu Mailand glücklich vereinigt und Alles, was zur öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit gehört, berathen haben, so glaubten wir unter Anderem, was wir für Mehrere als nützlich erkannten, vor Allem Dasjenige in Ordnung bringen zu müssen, worin die Verehrung der Gottheit besteht, so daß wir sowohl den Christen als auch allen Übrigen die volle Freiheit geben, diejenige Religion zu wählen und zu befolgen, welche ein Jeder wählt, damit die Gottheit im Himmel sowohl uns als auch Allen, die unserer Macht unterworfen sind, geneigt und gnädig

---

1) Dieses Dekret ist uns von Eustantius im Original erhalten. Eusebius hat dasselbe in seiner Kirchengeschichte Buch 10 Kap. I in's Griechische übertragen; er hat übrigens auch noch eine Einleitung zum Erlasse, die hier fehlt; vgl. Lasaulx S. 24.



sein möge. Und zwar glaubten wir, diesen Beschluß aus der heilsamen und richtigen Erwägung fassen zu müssen, daß durchaus Niemandem die Freiheit benommen werden soll, sein Herz entweder den christlichen Gebräuchen oder der Religion zuzuwenden, welche er als die beste für sich erkennt, damit das höchste Wesen, dessen Religion wir aus freiem Antriebe des Herzens folgen, uns in allen Stücken seine gewohnte Gnade und sein Wohlwollen erzeige. Wir setzen daher deine Ergebenheit hiermit von diesem unserem Beschlusse in Kenntniß, auf daß du mit gänzlicher Beseitigung aller der Anordnungen und Maßregeln, welche dir in Bezug auf die Christen in den früher an dich erlassenen Verhaltungsbefehlen gegeben worden,<sup>1)</sup> dafür sorgest, daß Jeder von ihnen, der den Willen hegt, die Religion der Christen zu beobachten, Dieß gerade und einfachhin ohne die geringste Beschwerde und Beunruhigung thun dürfe. Wir glauben Dieß deiner Sorgfalt auf das Umständlichste angeben und eröffnen zu müssen, damit du wissest, daß wir eben diesen Christen eine gänzlich freie und unbeschränkte Religionsübung zugestanden haben. Da du nun siehst, daß wir ihnen Dieß verliehen haben, so bleibt es andererseits deiner Ergebenheit nicht unbekannt, daß damit auch den Anderen gleichfalls volle und unbeschränkte Freiheit ihrer Religion und religiösen Gebräuche zum Behufe des Friedens in unserer Zeit erteilt ist, damit Jedermann in der Verehrung Dessen, was er sich einmal gewählt hat, vollkommene Freiheit habe, weil wir nicht wollen, daß irgend einer Religion durch uns die gebührende Ehre entzogen

---

1) Hier ist der Text verstümmelt. Dübner ergänzt: „*Continebantur, et quae prorsus laevae et a nostra clementia alienae esse.*“ So würde der Satz lauten: die Maßregeln, welche in den an dich erlassenen Verhaltungsbefehlen enthalten waren, die uns aber unpassend und unserer Milde widersprechend schienen.

werde.<sup>1)</sup> Übrigens haben wir in Hinsicht auf die Christen auch noch Das zu beschließen für gut befunden, daß, wenn irgendwie in früheren Zeiten die Stätten, an welchen sie sich ehemals zu versammeln pflegten, worüber auch in einem besonderen schon obnehin an dein Amt gerichteten Schreiben eine bestimmte Vorschrift enthalten ist, entweder von unserm Fiskus oder von wem immer gekauft worden sind, solche den Christen unentgeltlich und ohne Zurückforderung des Kaufpreises ohne alle Hinhaltung und Bedenken zurück-erstattet werden sollen. Dergleichen sollen auch Diejenigen, welche sie etwa zum Geschenke erhalten haben, sie diesen nämlichen Christen ohne Verzug zurückgeben. Sollten aber Jene, welche durch Kauf oder Schenkung in den Besitz derselben gelangt sind, Etwas von unserer Gnade dafür fordern, so sollen sie sich an einen Vikarius (Gerichtsbeamten) wenden, damit vermöge unserer Huld und Milde auch für Diese gesorgt werde. Dieses alles muß der Gesellschaft der Christen sofort und ohne Verzug durch deine Verwendung zurückgegeben werden. Und weil es bekannt ist, daß diese Christen nicht allein die Orte, wo sie sich zu versammeln pflegten, sondern auch noch andere besessen haben, welche zu den Gerechtsamen ihrer Gemeinden, das ist der Kirchen, gehörten, so wirst du Dieß alles nach demselben Gesetze, das wir oben aufgestellt haben, ohne alle Bedenklichkeit und Einreden denselben Christen, das ist der ganzen Korporation und ihren einzelnen Gemeinden, zurückerstatten lassen mit der oben angegebenen Bedingung, daß Diejenigen, welche dergleichen ohne Wiederersatz des Kaufpreises, wie wir bestimmt haben, hergeben werden, von unserer Gnade Schad-loshaltung zu hoffen haben. In allem Diesem wirst du ob-gemelter Gesellschaft der Christen die kräftigste Vermittelung angedeihen lassen, damit unser Befehl sobald als möglich vollzogen werde und wir auch in diesem Punkte

1) Diese verflümmelte Stelle haben die Erklärer seit Ponglet durch „nolumus detrabi“ ergänzt nach Eusebius' Uebersetzung.

in Gemäßheit unserer Guld und Milde für die öffentliche Ruhe sorgen. Nur auf diese Art wird es geschehen, daß, wie wir oben erwähnt haben, die göttliche Guld und Gnade, die wir in so wichtigen Angelegenheiten schon erfahren haben, nie wieder von uns weiche und sowohl unsere eigenen Unternehmungen zu einem glücklichen Ausgange führe, als auch die allgemeine öffentliche Wohlfahrt begründe. Damit nun aber der Inhalt dieses unseres gnädigen Beschlusses zu Jedermanns Kenntniß gelangen könne, so wird es zweckmäßig sein, daß du dieses Schreiben, verbunden mit einer Bekanntmachung von deiner Seite, allenthalben anheftest und zu Jedermanns Einsicht bringest, damit dieser unser gnädiger Beschluß nicht verborgen bleiben könne.“ Nach Bekanntmachung dieses Erlasses gab Licinius, der in Nikomedien ihn publiziren ließ, auch noch mündliche Befehle, die Bethäuser und Kirchen wieder in ihren vorigen Zustand herzustellen. So verfloßen vom Umsturz der Kirche bis zu deren Wiederherstellung zehn Jahre und ungefähr vier Monate.

49. Maximinus wird von Licinius gänzlich besiegt; er nimmt Gift und stirbt unter grausamen Qualen in Verzweiflung.

Als aber Licinius mit seinem Heere dem Tyrannen folgte, zog er sich fliehend zurück und suchte er nunmehr die Engpässe des taurischen Gebirges auf. Hier bemühte er sich, den Weg durch Verschanzungen und aufgeführte Thürme zu verammeln, und von da floh er schließlich nach Tarsus, als die Sieger nach der rechten Seite hin Alles durchbrachen. Da man ihn dort zu Wasser und zu Lande zu erreichen suchte und er alle Hoffnung zur Flucht verloren hatte, so nahm er in der Angst seines Geistes und aus Furcht seine Zuflucht zum Tode, gleichsam als zu dem Mittel gegen alle Übel, welche Gott auf sein Haupt häufte.

Aber vorher stopfte er sich voll mit Speise und füllte sich an mit Wein, wie Jene zu thun pflegen, welche die letzte Mahlzeit zu halten glauben, und so nahm er Gift. Die Kraft desselben wurde in dem vollen Magen abgestumpft und konnte für den Augenblick nicht wirken, sondern sie verwandelte sich in ein schleichendes, der Pest ähnliches Übel, damit er bei verlängertem Leben die Qualen länger empfinde. Nun fing das Gift aber an, in ihm zu wüthen; da dessen Eingeweide durch die Kraft desselben heftig brannte, wurde er durch unerträglichen Schmerz zum Wahnsinn fortgerissen, und zwar so sehr, daß er vier Tage hindurch, von diesem Wahne beherrscht, die mit den Händen aufgeraffte Erde wie ein Hungriger verschluckte. Als er zuletzt nach langen und schrecklichen Qualen mit dem Kopfe wider die Wand rannte, sprangen ihm die Augen aus den Höhlen. Jetzt erst, nach Verlust des Augenlichtes, fing er an, Gott zu sehen, der, umgeben<sup>1)</sup> von Dienern in weißen Kleidern, Gericht über ihn hielt. Er schrie laut auf wie Jene, die gefoltert werden, und rief, nicht er habe es gethan, sondern Andere. Darnach gestand er, gleichsam durch Folter gezwungen, seine Verbrechen; zuweilen bat er flehend, Christus möge sich seiner erbarmen. So hat er unter jämmerlichem Stöhnen, nicht anders, als würde er verbrannt, seine verbrecherische Seele in einer entsetzlichen Todesart<sup>2)</sup> ausgehaucht.

---

1) „Umgeben“ (circumdatum) muß hier ergänzt werden. Die Candidi sind die Engel; so nennt Lactantius sie Instit. 7, 2. 6.

2) Burdhardt schreibt Seite 366: Maximinus starb wahrscheinlich eines natürlichen Todes zu Tarsus in Cilicien; dann citirt er Aurel Viktor Epit. 40: morte simplici, läßt aber das periit, welches unnatürlich sterben heißt, aus (siehe Schulz, Symbolik Seite 97); die Stelle: de Caesaribus apud Tarsum periit läßt er ganz aus, citirt nur noch Eutrop. fortuita morte, läßt aber praevenit wieder aus. Das nennt man Geschichtsforschung! Aurel Viktor bestätigt also als

50. Licinius läßt die Gattinen und Nachkommen von Galerius, Maximinus und Severus tödten.

So hat Gott alle Verfolger seines Namens niedergeworfen, so daß weder Stamm noch Wurzel von ihnen übrig geblieben. Denn sobald als Licinius zur Oberherrschaft gelangt war, befahl er die Hinrichtung der Valeria, welche der erzürnte<sup>1)</sup> Maximinus nicht einmal nach der Flucht, wo er doch seinen Untergang vor Augen sah, zu tödten wagte. Deßgleichen sollte Kandidianus, den Valeria wegen Kinderlosigkeit, von einem Nebenweibe [mit Galerius] entsprossen, an Kindes Stelle angenommen hatte, hingerichtet werden. Sobald die Frau erfährt, daß er (Licinius) Das angeordnet habe, verändert sie ihre Kleidung und mischt sich unter sein Gefolge, um das Schickial des Kandidianus zu beobachten. Dieser aber wird, da er zu Mikomedien sich öffentlich zeigte und geehrt zu werden schien, hingerichtet. Jene nun flieht sofort, nachdem sie Das vernommen. Ebenso ließ er dem Severianus, dem Sohne des Severus, der dem Maximinus, als er aus der Schlacht floh, gefolgt war,

---

nächster heidnischer Zeuge, was die Christen Laktantius und ebenso Eusebius berichten; Eutrop. ist ein späterer Zeuge, widerspricht indessen auch dem Laktantius nicht.

1) Er war erbost gegen die Valeria, Wittwe des Galerius, daß sie ihn nicht heirathen wollte (vgl. Kap. 39). Diese Stelle ist sehr dunkel. Soll die obige Valeria die Wittwe des Galerius sein, so muß man annehmen, daß der Befehl des Licinius nicht gleich ausgeführt wurde. In der Landschul'schen (Feiler's) Uebersetzung stirbt Valeria, wechselt dann die Kleidung, um das Geschick ihres Sohnes zu beachten, und flieht dann noch fünfzehn Monate umher, um dann nochmals zu sterben. Eine genaue Revision des Manuscriptes wird schließlich zeigen, ob nicht Valerius statt Valeria zu lesen sei; so meint Pagi zum Baronius ad. an. 306. Er behauptet, dieser Valerius sei von den Soldaten bei Carthago zum Kaiser proklamirt worden.

als wenn er nach dessen Tode nach dem Purpur getrachtet hätte, den peinlichen Prozeß machen und ihn hinrichten. Alle Diese hatten, den Vicinius schon längst als feindselig fürchtend, sich lieber dem Maximinus anschließen wollen. Valeria allein (fürchtete ihn nicht), da sie nicht absteigen wollte von ihren Erbschaftsrechten des Maximianus (Valerius) zu Gunsten des Vicinius; Dasselbe hatte sie auch dem Maximin versagt. Auch eben dieses Maximinus ältesten Sohn, damals acht Jahre alt, und seine siebenjährige Schwester, die dem Randibianus versprochen war, hat er tödten lassen. Aber vorhin wurde ihre Mutter in den Drontes gestürzt; darin hatte sie selbst so oft keusche Frauen ersäufen lassen. So empfangen alle Gottlosen nach einem wahren und gerechten Gottesgerichte Dasselbe, was sie selbst verübt hatten.

#### 51. Tod der Valeria und ihrer Mutter Priska.

Schließlich wurde nun auch Valeria, nachdem sie noch fünfzehn Monate in ärmlicher Kleidung herumgeirrt, bei Thessalonike erkannt, ergriffen und mit ihrer Mutter (Priska) zur Strafe gezogen. Man führte diese Frauen unter ungeheurem Zulaufe des Volkes, das Mitleid empfand über ein solches Mißgeschick, zur Todesstrafe, und als sie enthauptet waren, warf man ihre Körper in's Meer. So ist ihnen die Keuschheit [unter Maximinus, der sie dieserhalb verbannte] und ihr Rang (unter Vicinius) zum Verderben gewesen.

#### 52. Schluß des Buches, Loblied des Lactantius zum Preise Gottes, Anrede an Donatus.

Dieß alles glaubte ich der Wahrheit gemäß, ich spreche ja zu einem Kundigen (dem Donatus, der die Verfolgung empfunden), so niederschreiben zu müssen, wie es sich zuge tragen hat, damit nicht so wichtige Ereignisse in Vergessenheit begraben werden noch auch die Wahrheit verfälscht



werde, wenn Jemand die Geschichte zu schreiben gedächte, indem er entweder die Missethaten Jener (der Verfolger) gegen Gott verschwiege oder das Gericht Gottes gegen Jene. Seiner ewigen Liebe müssen wir Dank sagen, daß er endlich die Erde gnädig angesehen und sich gewürdigt hat, die theils von reißenden Wölfen verwüstete, theils zerstreute Heerde zu erquicken und wieder zu sammeln, dagegen aber ausrottete die gottlosen Ungeheuer, welche die Weiden der göttlichen Heerde zertraten und ihre Schaffställe niederrissen. Wo sind denn nun jene gerühmten und bei den Heiden so glänzenden Namen der Jovier und Herkulier,<sup>1)</sup> welche Dio-

1) Ja, wo ist er, der stolze Diokletian, und der grausame Maximian Herkulus, denen in Spanien zu Lebzeiten zwei Säulen errichtet wurden mit den Inschriften:

Diocletian Jovius, Maximian Herculus Caesares Augusti Wegen Ausbreitung der römischen Herrschaft im Osten und Westen und wegen Vertilgung des Namens der Christen, welche der Republik den Untergang bereiteten, und: Diocletian Caesar Augustus wegen Adoption des Galerius im Osten, wegen allgemeiner Abschaffung des Aberglaubens Christi, wegen Ausbreitung der Verehrung der Götter. Für die Richtigkeit dieser Inschriften zeugt eine Denkmünze Diokletians mit den Worten: „Nomine Christiano deleto“; vgl. Bullet, Geschichte der Gründung des Christenthums nach jüdischen und heidnischen Zeugen. Sogar Burckhardt nimmt sie als ächt an Seite 333 und citirt dafür Gruter, Inschriften Seite 280 N. 3.

Also wähnten die armen Heiden, das Christenthum sei vertilgt; nein, es hat triumphirt trotz Kerker, Ketten, Schwert, Feuer und wilden Thieren, weil der allmächtige Gottessohn die Kirche auf den Felsen gegründet, welchen die Pforten der Hölle niemals überwinden werden. Möge die wahrheitsgetreue Schilderung des Laktantius von dem wunderbaren Triumphe der Kirche und dem jämmerlichen Untergange der Verfolger Tausende unserer heiligen Kirche im Glauben bestärken und Andersgläubige dieser von Jesus Christus durch sein Blut erlangten und seit seiner Himmelfahrt bis heute so wunderbar geschützten Braut, der heiligen katholischen Kirche, zuführen, auf daß eine Heerde unter einem Hirten sei!



kles und Maximianus zuerst übermüthiger Weise annahmen und später auf ihre Nachfolger vererbt, in Verachtung standen? Der Herr vertilgte sie und strich sie von der Erde weg. Lasset uns also den Triumph Gottes mit Frohlocken begehen, den Sieg Gottes mit Lobgesängen erheben! Lasset uns bei Tag und bei Nacht ihn feiern mit Gebet, daß er den Frieden, den er seinem Volke nach zehn Jahren verlieh, auf immer befestigen möge! Du insbesondere, mein theuerster Donatus, der du verdienst, von Gott erhört zu werden, bitte den Herrn, daß er seine Barmherzigkeit gütig und gnädig auf immer seinen Dienern bewahre, daß er alle Nachstellungen und Angriffe des Teufels von seinem Volke fern halte und einen immerwährenden Frieden der blühenden Kirche erhalte!





Des  
**Firminus Lactantius**  
**Auszug**

aus den sieben Büchern  
**religiöser Unterweisungen,**

zum ersten Male aus dem Urtexte übersetzt und mit  
Einleitung versehen

von

**P. H. Jansen,**

Pfarrer der Erzdiözese Köln.





## Einleitung.

---

Wie des Laktantius Werk über die Todesarten der Christenverfolger (de mortibus persecutorum) nach des heiligen Hieronymus Lebzeiten bis 1679 „ganz“ unbekannt geblieben ist, so war des Laktantius „Auszug“ (Epitome) aus den sieben Büchern der Unterweisungen in der christlichen Religion schon zu Zeiten des heiligen Hieronymus theilweise zu Verlust gegangen,<sup>1)</sup> und gelang es erst 1711 dem Kanzler der Universität in Tübingen, Pfaff, in Turin fast sämtliche verlorene Stücke aufzufinden. Da dieser Auszug eine vollständige wissenschaftliche Widerlegung des Heidenthums und Begründung des christlichen Lehrgehaltes gibt, scheint es angemessen, die geistige Begabung, die Gelehrsamkeit, die theologische Bildung und die ausgezeichnete sprachliche Darstellung, um deren willen der Verfasser „christlicher Cicero“ genannt wird, eingehender zu erörtern. Zu diesem Zwecke wollen wir zunächst die Zeugnisse des christlichen Alterthums in Kürze anführen. Eusebius nennt ihn in seiner Chronik zum Jahre 318 den gelehrtesten Mann seiner Zeit; der heilige Hieronymus erwähnt ihn rühmend an sechs verschiedenen Stellen seiner Werke; sie sind zu lesen bei Eduardus 19. Dissertation und in den besseren Ausgaben des Laktantius. Daran schließt Eduardus die Zeugnisse des Petrarca, Picus von Mirandola, Trithemius, Vives und

---

1) Hieronymus schreibt de viris illustribus c. 80: Habemus ejus *ἐπιτομήν* in libro uno acephalo; vgl. Flügge, Geschichte der theolog. Wissenschaft I. Bd. S. 238.

Laurentius Valla, die wir nicht alle mittheilen<sup>1)</sup> können. Von größerer Bedeutung dürfte es noch sein, das Zeugniß des Antonius Raudensis, der sonst ein Gegner des Laktantius war, zu vernehmen; er äussert sich in seinem „prooemium dialog. ad Eugenium IV. papam“ wie folgt: „Die Institutionen des Laktantius lese ich oft und gerne, sowohl wegen der großen Eleganz und der höchsten Anmuth des Ausdrucks, worin keine affectirte Beredsamkeit, keine Vorbereitung der Rede erblickt wird, als auch, und zwar vorzüglich, wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit, womit er die Sache unseres wahren Gottes Jesus Christus wider die Heiden nach seiner Kraft zu vertheidigen suchte. Das Ohr des Lesers wird hier wunderbar erquickt und sein Geist genährt, indem er Glanz und Schmuck der Rede mit dem höchsten Ernste gepaart sieht. Denn so groß ist bei diesem Manne die rednerische Gewandtheit, so groß die Kenntniß menschlicher und göttlicher Dinge, daß alle Jene, welche gegenwärtig die Beredsamkeit treiben und für neue Cicero gehalten zu werden wünschen, wenn des Laktantius Schriften sie gebessert haben, sich für höchst thörichte Menschen halten und einsehen, daß sie von wahrer Beredsamkeit so gut wie Nichts besitzen.“ Ein Zeitgenosse des Antonius Raudensis, Nikolaus Arcimboldus, beschreibt des Laktantius schriftstellerischen Charakter in folgenden Sätzen: „Er besitzt eine wunderbare Anmuth, einen erhabenen, süßen, gewandten, unterrichteten Geist. Wenn er spricht, so fühlt man sich versucht zu glauben, die Musen sprechen lateinisch. Er ist mit allem Schmucke begabt, er sinkt nicht von der Höhe hinab, sondern Alles ist bei ihm erhaben. Denn so viel mir zu sehen gegeben ist, Alles ist bei ihm so glänzend und herrlich, daß auch Männer von nicht mittelmäßiger Gelehrsamkeit dadurch angelockt und gefesselt werden. Er disputirt auf eine feine, nachdrückliche und angemessene Weise,

---

1) Die Mittheilungen der betreffenden Schriftsteller sind vielen Ausgaben des Laktantius vorgedruckt.

und wir bemerken bei ihm nicht selten Cicero's Scharfsinn, Feinheit und Reichthum. Seine Rede ist voll, abwechselnd, süß, und er versteht es, uns ganz nach seinem Wunsche zu leiten. Glauben wir hier und da eine allzu große Strenge wahrzunehmen, so weiß er dieselbe alsbald mit gleicher Anmuth zu würzen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß es nicht minder schwer als groß sei, mit der höchsten Würde viel Liebreiches zu verbinden; das aber versteht Lactantius auf eine wahrhaft wunderbare Weise. Denn Honig scheint von seinen Lippen zu fließen, und was er schreibt, scheinen Bienen mit Blumen zu erfüllen."

Im achtzehnten Jahrhunderte fand Lactantius ausgezeichnete Bearbeiter und Bewunderer.<sup>1)</sup> Heumann sagt in seiner Vorrede: „Drei Vorzüge habe ich an Lactantius entdeckt: Frömmigkeit, vielseitige Gelehrsamkeit und Beredsamkeit.“ Bünnemann, dem die französische Ausgabe von „Lenglet“ mit vollstem Rechte die Palme des Sieges über alle anderen Erklärer zuerkennt, schätzte den Lactantius so sehr, daß er ihn fast ganz seinem Gedächtnisse einprägte. Eduardus hat in einer besonderen Dissertation, nämlich N. 18, des Lactantius Beziehungen zu Cicero weiträufig erörtert; er behauptet bei aller Ähnlichkeit die Verschiedenheit zwischen Cicero und Lactantius, die er besonders darin findet, daß Cicero mehr seine Gegner mit Worten als sachlich angreife, daß er mehr auf seinen Ruhm als auf Anderer Nutzen sehe, während Lactantius immer die Wahrheit im Auge behalte, nicht auf Zeit und Umstände sehe, sondern

---

1) Walch äussert sich in seiner Geschichte der lateinischen Sprache über dessen Stil: „Stilus Lactantii est purus, perspicuus, suavis et elegans, modum scribendi Ciceronis aemulatus est, et in vorum compositione tantam suavitatem observavit, ut oratoris ingenium sapere videatur. Fatemur ingenue, nos in Lactantii monumentis eam deprehendisse latinitatem, ut neminem post Ciceronem, Caesarem, Nepotem esse credamus, quem nitore atque elegantia sermonis ei praeferre possumus.“



seine Berechsamkeit der Wahrheit, der Religion unterordne. Sein Stil ist ihm, nach Erforderniß der Sache, oft erhaben, meist in der Mitte sich haltend, steht gewissermaßen zwischen dem attischen und rhodischen und ist mit rhetorischen Tropen und Figuren, Metaphern und Sentenzen passend geschmückt. Die Anordnung der Beweise verräth einen Meister der Kunst.

Aus unserem Jahrhundert wollen wir ausführlicher das Urtheil von Bähr und Möhler mittheilen. Ersterer schreibt: „Weniger heftig und bitter in seinen Ausdrücken, die er stets wohl zu wählen weiß, beobachtet er überall eine ruhige Haltung und eine gewisse Würde, eben weil sein Kampf gegen die gebildeten Anhänger des Heidenthums, zunächst Philosophen, gerichtet ist, und es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß Laktantius in dieser Widerlegung heidnischer Irrthümer im Ganzen glücklicher gewesen ist als in der Entwicklung und Darlegung der eigenen christlichen Religionslehren, wie schon Hieronymus<sup>1)</sup> und Sidonius<sup>2)</sup> ganz richtig urtheilten. . . . Er war mehr Redner als Philosoph. Auch fehlt es nicht an einzelnen trefflichen Erörterungen aus dem Gebiete der christlichen Sittenlehre. . . . Weniger dürfte er in dogmatischer Hinsicht befriedigen. . . . Ein Hauptverdienst des Laktantius, das auch zu jeder Zeit anerkannt ist, liegt in der Form, in der Darstellung, in Sprache und Ausdruck, wodurch er vor allen anderen christlichen Schriftstellern durch eine äußerst reine und fließende Sprache ausgezeichnet ist. . . . Stets bewegt sich die Rede in einem angenehmen und gleichförmigen Fluß, eine glückliche Mitte bewahrend, welche Nichts hinzu thun und Nichts hinweg nehmen läßt und in einer natürlichen Einfachheit und Leichtigkeit sich zu erhalten weiß. Der Ausdruck im Einzelnen ist durchaus rein und kann selbst zierlich genannt werden, sowohl was den Gebrauch und die Anwendung einzelner Worte als die Struktur der Sätze und den Bau der Be-

---

1) Ep. ad Paulin. 58. — 2) Epist. 4, 3.

rioden betrifft; nur wenige Spuren der späteren kirchlichen Latinität sind hie und da bemerklich, überall aber tritt das fleißige Studium und Nachbildung der älteren klassischen Schriftsteller Roms, vor allen des Cicero, uns entgegen.“

Der große Väterkenner Möhler äussert sich<sup>1)</sup> über Laktantius wie folgt: „Laktantius war Laie und Rhetor; gleichwohl entfaltet er in seinen eben nicht wenigen Schriften im Allgemeinen eine Gründlichkeit und ein Maß der theologischen Kenntnisse, wie man sie kaum erwarten möchte; und es überrascht oft, mit welcher Einsicht und Bestimmtheit er sich in manchen verwickelten Gegenständen bewegt. Nirgends fühlt der Leser sich durch den Ton des Angelernten oder Affektirten unangenehm berührt, überall durch das Gepräge ächter Gelehrsamkeit und Beredsamkeit angezogen.“ Auch Bernhardi, der von Möhler's Patrologie anmaßend sagt, sie beruhe nur auf mäßigen Studien, rühmt von Laktantius, daß, wenn er auch aus eigenem Verkehr Weniges aus dem Alterthum verwende,<sup>2)</sup> er doch mancherlei gelesen und werthvolle Notizen aus seltenen oder verschollenen Schriften bewahrt habe. Zu diesen herrlichen Lobsprüchen passen nun sehr gut seine eigenen Worte.<sup>3)</sup>

Nachdem er erwähnt, daß es besser und ruhmvoller sei, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden, als jene rednerischen Übungen zu halten, mit denen er sich lange abgegeben habe, wodurch er junge Leute nicht zur Tugend, sondern zu listvoller Bosheit<sup>4)</sup> unterwiesen habe, fährt er fort:

1) Patrologie S. 919.

2) Der gelehrte Dr. Volkmann hat übrigens noch eine höhere Meinung von der Wissenschaft des Laktantius. Er sagt S. 2 der Einleitung zu der Uebersetzung der Institutionen, daß er nicht gerne Bernhardi's Worte: „Laktantius kenne kaum das Alterthum aus eigener Forschung“ unterschreibe, und in seinen „observationes miscellae“ nennt er ihn „elegantissimus et jucundissimus scriptor“. Dr. Ebert sagt in seiner Geschichte der Christl.-lat. Literatur (Leipzig 1874, bei Vogel) Seite 72: „Wir erkennen des Laktantius ächt klassische Bildung in dem lebendigen Sinn für plastische Schönheit, der sich an vielen Stellen kund gibt.“

3) Institt. I, 1; III, 13. — 4) Ad argutam malitiam.

„Jene Übung hat mir so viel genützt, daß ich jetzt mit größerem Reichthum in Worten und mit stärkerer Beredsamkeit die Sache der Wahrheit zu führen im Stande bin.“ Was veranlaßte nun den so ausgerüsteten Laktantius, die Sache der Wahrheit zu vertheidigen? Hören wir ihn selbst: „Als ich in Bithynien die Rhetorik lehrte und das Gotteshaus niedergerissen<sup>1)</sup> wurde, lästerten zwei Männer die verfolgte und zu Boden getretene Wahrheit mit dem größten Übermuth. Der eine gab sich für einen Lehrer der Philosophie aus, aber der Lehrer der Enthaltensamkeit fröhnte dem Geize und den sinnlichen Lüsten; derjenige, welcher Armuth und Nüchternheit auf dem Ratheder empfahl, tafelte daheim üppiiger als der Kaiser in seinem Palaste. Seine sittlichen Gebrechen suchte er durch langes Haar, den Philosophen-

1) Diese Mittheilung des Laktantius über das Niederreißen des Gotteshauses bietet uns einen festen Anhaltspunkt über die Zeit der Abfassung der Institutionen; da Dieß am 23. Februar 303 geschah (siehe die Einleitung zu den *mortes*), so ist des *Isäus* Meinung, die Bücher seien 302 geschrieben, geradezu unhaltbar. Da Laktantius V, 2 erklärt, noch einige Zeit nach den Zeitumständen geschwiegen zu haben, und zudem in V, 11 Einiges erzählt, was mehrere Jahre in die Verfolgung hineinreicht, die sieben Bücher auch ein langjähriges Studium erheischten und er vorher auch noch das *Verf de opificio dei* schrieb, so werden wir, ohne das *nonum prematur in annum* der Alten zu beachten, die Zeit von 310—313 als die Zeit der Abfassung anzunehmen haben. Dazu paßt denn auch die Schilderung des Laktantius V, 12. 23; VI, 17, wonach die Verfolgung der Christen noch fortbauerte; diese kann aber nur die Diokletianische Verfolgung sein, da Laktantius unmöglich von 303 bis nach dem Jahre 320 hätte warten können, für die Sache der Wahrheit einzutreten, deren Vertheidigung er ja sein Leben seit 303 widmete; damit stimmt denn auch, daß Laktantius in der Vorrede zur *epitome* sagt, daß er schon längst (*jam pridem*) die sieben Bücher der Institutionen herausgegeben habe. Demnach halten wir die Erwähnung der Arianer für interpolirt, die Anreden an Konstantin als Kaiser können von Laktantius selbst herrühren. Ueber die Zeit der Abfassung der *epitome* werden wir zu Kap. 53 näher reden.

mantel und durch Reichthum zu verhüllen.“<sup>1)</sup> Wer der Eine von Diesen gewesen, läßt sich nicht feststellen; Baronius meinte, es sei Porphyr gewesen; Andere glaubten noch grundloser den Iamblichus aus Chalcis oder den Maximus von Tyrus annehmen zu können. Unzweifelhaft aber ist der zweite Gegner des Christenthums Hierokles,<sup>2)</sup> Sophist, Schriftsteller, Redner und bis 306 hochgestellter Justizbeamter in Bithynien; er war ein gefügiges Werkzeug des blutschnaubenden Galerius und im geheimen Staatsrath zu Nikomedien einer der vorzüglichsten Anstifter<sup>3)</sup> der Christenverfolgung. Er ist einer von Jenen, die sich durch Revolutionen in den Rath der Mächtigen drängen und sich nützlich machen durch Talent für gewöhnliche Geschäfte; er führt stets die Worte Freiheit, Tugend, Wissenschaft, Fortschritt, Aufklärung und Menschenglück im Munde, und doch ist er der Menschheit blutiger Verfolger (ein ächter Mann von Blut und Eisen). Es genügte indessen diesem Ungeheuer nicht, mit graufiger Verfolgung zu wüthen. Unter dem Scheine, heilsame Rathschläge ertheilen zu wollen, schrieb er für die Christen zwei Bücher unter dem Titel: „*Λόγοι φιλαλήθεις*“,<sup>4)</sup> eine Nachbildung des „*λόγος ἀληθής*“ von Celsus. Hierin wird der Nachweis versucht, daß Christus verdienter Weise den Kreuzestod gefunden, und mit Christus werden seine Apostel, namentlich Petrus und Paulus, gräßlich verhöhnt. Als auf

1) Institt. V, 2.

2) Dieser Hierokles darf nicht verwechselt werden mit dem gleichnamigen, ungefähr 150 Jahre später lebenden Neuplatoniker, welcher als Vorstand einer Philosophenschule zu Alexandrien sieben Bücher über die Vorsehung und das Fatum schrieb und die goldenen Sprüche des Pythagoras commentirte.

3) Vgl. de mortibus c. 16.

4) Gegen dieses Werk des Hierokles haben wir noch die kleine Gegenschrist des Eusebius von Cäsarea mit dem Titel *πρὸς τὰ ὑπὸ φιλοστράτου* etc., gewöhnlich „adversus Hieroclem“ citirt. Eusebius hat hier mit Scharfsinn und Witz den Hierokles widerlegt. Dieser kam später als kaiserlicher Präsekt nach Alexandrien; vgl. Bähr in Pauly's Realencyclopädie, 3. Theil, S. 1311.

solche Weise die Hölle die Religion Jesu Christi auf geistigem Gebiete zu vernichten trachtete, erweckte Gott aus den Reihen der Heiden den Laktantius, einen Mann von außerordentlichem Talente und ausgerüstet mit heidnischer Gelehrsamkeit, daß er gegen den Irrthum zu Felde ziehe und die Heiden überführe von der Haltlosigkeit ihres Götterwahnens und von der Wahrheit der Religion Jesu Christi. Er schrieb sieben Bücher *institutiones divinae*, Unterweisungen über die Religion (so genannt mit Rücksicht auf die *institutiones juris civilis*). Er wollte dadurch den Gebildeten die wahre Philosophie und Weisheit und den Ungebildeten die rechte Religion zeigen. Dazu bedient er sich mit Vorliebe der Motive aus der Vernunft und der heidnischen Tradition auf dem religions-philosophischen Gebiete und enthält sich möglichst positiver Anführungen aus der heiligen Schrift, da diese die Ungläubigen nicht überzeugen würden. Im ersten Buche, welches den Titel „Über die falsche Religion“ (*De falsa religione*) führt, beweist er aus einer unbefangenen Betrachtung der harmonischen Weltordnung die göttliche Vorsehung und die Einheit Gottes (die heidnische Vielgötterei gibt er der verdienten Verachtung anheim). Im zweiten Buche, mit dem Titel „Über den Ursprung des Irrthums“ (*de origine erroris*), wird gezeigt, wie die Heiden durch Scheinwunder der Dämonen zum Götzendienste gekommen, wie sie aber bei Unglücksfällen sich zum wahren Gotte wenden. Das dritte Buch, „die falsche Weisheit“ (*de falsa sapientia*), zeigt die Nichtigkeit der heidnischen Philosophie. Zu diesem Behufe geht Laktantius die drei Zweige der Philosophie, als Physik, Dialektik und Ethik, und die verschiedenen Systeme des Pythagoras, Sokrates und der Akademie durch und zeigt den Mangel an Übereinstimmung und das Unzureichende derselben in Betreff der wichtigsten Lehren. Diese drei Bücher bilden den polemischen Theil und erweisen die Nichtigkeit des gelehrten und praktischen Heidenthums. Die vier folgenden Bücher entwickeln den Gehalt der christlichen Theologie.

Das vierte Buch „über die wahre Weisheit“ (*de vera*

sapientia) zeigt, daß, während die Philosophen vergeblich nach der Wahrheit suchten, Gott dieselbe durch die Propheten und seinen Sohn geoffenbart habe. Er spricht dann von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von seinen Vorbildern im alten Bunde und den Weissagungen der Propheten; in Allem erweise sich Christus als Gottes Sohn. Der Vater könne aber ohne den Sohn nicht wahrhaft verehrt werden. Die wahre Gottesverehrung findet sich aber nur in der katholischen Kirche.

Im fünften Buche „über die Gerechtigkeit“ (de justitia) zeigt er, daß die Verehrung des wahren Gottes in der Haltung der Gebote bestehe.

Das sechste Buch „die wahre Gottesverehrung“ (de vero cultu) zeigt, daß dieselbe in Zweifachem bestehe, in der Frömmigkeit gegen Gott, in der Liebe und dem Mitleide gegen die Menschen. Das siebente Buch mit der Überschrift „über das glückliche Leben“ (de beata vita) bildet den Schluß der sechs ersten; Laktantius erörtert darin die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Leiber, das letzte Gericht, die Ewigkeit der Belohnungen und Strafen im anderen Leben.

Aus diesem für den Anfang des dritten Jahrhunderts wahrhaft herrlichen Lehrbuche<sup>1)</sup> der christlichen Religion machte

1) Wir sagen „für jene Zeit herrliches Lehrbuch“; ja man kann dreist behaupten, vor fünfzig Jahren noch wäre der Laktantius besser zum Studium der Theologie gewesen als Duzende Handbücher der katholischen Dogmatik. Es ist wahrhaft entzückend, beim Laktantius die Weissagungen der Propheten über Christus so vollständig zu finden. Weil in Laktantius' Werken einige Glaubenssätze fehlen, andere unvollständig dargestellt sind, hat man ihn zum Lehrer von Irrlehren stempeln wollen. Wir werden an den betreffenden Stellen das Gegenteil zeigen, können aber nicht umhin, schon hier einige Rechtfertigungen von kompetenten Männern anzuführen. Ganz besonders wird ihm vorgeworfen, in Bezug auf den heiligen Geist geirrt zu haben; aus dem 29. Kap. IV. Buch könnte Das geschlossen werden, aber IV, 12 redet Laktantius in acht kirchlicher Weise vom heiligen Geiste. Darum sagt Dr. Kuhn



Laktantius für seinen Bruder Pentadius einen Auszug; dieser ist aber kein wörtlich entnommenes Excerpt, sondern eine freie Originalbearbeitung, worin manches Neue und vom Hauptwerke Abweichende vorkommt. Darum sagt Eduardus in seiner eilften Dissertation<sup>1)</sup> mit Recht, daß im Auszuge „nonnulla explanantur, adjiciuntur, ac fere omnia diversa phrasi ac verborum nova dispositione traduntur.“

Dieser Auszug wird hier dem Leser zum ersten Male in deutscher Sprache geboten. Wir haben auſſer den zu den „mortes“ genannten vollständigen Ausgaben des Laktantius die Separatausgabe von Pfaff benützt, der 1711 einen Codex (aus dem Kloster Bobbio<sup>2)</sup> stammend) in Turin fand

in seiner Abhandlung über die Trinität richtig, daß der Vorwurf des heiligen Hieronymus (ep. 65 ad Pamm. und in Comment. ad Galatas) nicht das Glaubensbekenntniß des Laktantius, sondern seinen Begriff des Verhältnisses des heiligen Geistes zum Vater und Sohne getroffen habe. Der gelehrte Eriesuit Goldhagen zeigt in seinem Religionsjournal (1871, VI, 521), daß Laktantius wegen der Stelle IV, 14: „Nec unquam se ipse (Christus) Deum dixit“ unbillig des Irrthums geziehen werde; denn der Zusammenhang zeige, daß Laktantius nichts Anderes habe sagen wollen, als daß von Christus nie gesagt worden sei, daß er eine von der Wesenheit des Vaters verschiedene Gottheit habe. Wegen des Dualismus vertheidigt ihn Wörter in dem Werke „Gnade und Freiheit“. Das Nähere in den Noten. Ebert nennt das Werk a. a. D. S. 81 „eine für jene Zeit bedeutende Leistung“. Volkmann sagt in seinem Mspt. (siehe S. 105) nach Angabe des Inhaltes der sieben Bücher: „Fürwahr, es ist ein reicher Inhalt, der uns in diesen sieben Büchern in übersichtlicher Gruppierung und geschmackvoller Ausführung geboten wird, so daß man unbedenklich behaupten kann, Laktanz habe in der römischen Welt seine Vorgänger auf apologetischem Gebiete überflügelt, er sei der bedeutendste der abendländischen Apologeten vor Augustin. Die Fehler, die er selbst an den von ihm V, 1 namhaft gemachten Vorgängern rügt, an Minucius Felix, Tertullian und Cyprian, hat er glücklich vermieden.“

1) II. Bb. Seite 25 (Rom 1757).

2) Nach der übereinstimmenden Ansicht ist diese Handschrift aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert. Wer Näheres über



und ihn 1712 in Paris veröffentlichte. Auch benützten wir die Ausgabe des Eduardus (Rom, 1758); die von Davis Cambridge (1718) stand uns nicht zu Gebote. Außerdem benützten wir eine große Anzahl vorzüglicher Abhandlungen zu den Werken des Lactantius als: Sphæer, de pretio institutionibus div. Lactantii statuendo, Leyden 1826 (von allen Gelehrten als lectu dignissimum bezeichnet); Stöckl, Philosophie der patristischen Zeit, Würzburg bei Stabel; Wörter, Gnade und Freiheit, Freiburg (Herder); Dr. Overlach, die Theologie des Lactantius, Schwerin 1858 (Stiller'sche Hofbuchhandlung); Roze, specimen historico-theologicum de Lactantio, Utrecht 1861. Die Übersetzung ist vor Allem wortgetreu und erhellen die Noten die schwierigen Stellen. Was die Texteskritik<sup>1)</sup> anlangt, so haben wir an mehreren Stellen neue Lesarten eingeführt und nachgewiesen.

---

das Manuskript erfahren will, der lese die Dissertatio præliminaris von 62 Seiten zu der Ausgabe der Epitome von Pfaff und Fleck, Anecdota (Lipsiae 1837, p. 189).

1) Leider ist für die Texteskritik des Lactantius noch wenig geschehen, wie auch Teuffel und Bernharbi in ihren Literaturgeschichten nachweisen. Pechterer verweist auf eine Gelegenheitschrift von Dr. Volkmann (Pyritz 1861), die mir der Verfasser selbst nicht mehr beschaffen konnte; dafür besorgte er mir die observationes miscellae (Jauer 1872), worin Dr. Volkmann (Gymnasialdirektor in Jauer) mehrere Stellen des Lactantius kritisch bearbeitet hat. Er benützte speziell eine Handschrift der Leipziger Senatsbibliothek, die im 15. Jahrhundert in Venedig geschrieben sein soll, und eine Berliner (Ms. theol. lat., Fol. 266). Volkmann verweist noch in seinem Mspt. auf eine unbenutzte Handschrift aus dem 4. oder 5. Jahrhundert in St. Gallen; vgl. Hänel, Cat. libr. Mss. S. 679. Derselbe Gelehrte stellte mir bereitwilligst seine Uebersetzung der sieben Bücher „Institutiones“ (Mspt. nebst Einleitung und Noten) zu Gebote, wofür ich ihm hiermit meinen innigsten Dank ausspreche. Er hat sich der gelehrten Welt verdient erwiesen durch: Rhetorik der Griechen und Römer; Leben des Bischofes Synesius von Cyrene und Kritik der Wolf'schen Prolegomena zum Homer. Möchte Professor Halm uns bald mit einer neuen Ausgabe des Lactantius beglücken!

Auf die Frage nach der Echtheit<sup>1)</sup> des Auszuges einzugehen, halten wir für Zeitverschwendung, da selbst Noke (l. c.), der so Vieles von Laktantius als unächt zu verwerfen sich anstrengt, doch diesem Buche Gnade widerfahren läßt. Lebrun und Lenglet verweisen auf das beweiskräftige Citat des heiligen Hieronymus (de viris illust. c. 80). So möge denn nachfolgende Übersetzung des Auszuges, den der verdiente Erklärer des Laktantius (Heumann) einen „Juwel“ nennt, dazu dienen, daß die herrlichen Schriften des Laktantius, von denen selbst Bernhardi sagt, daß überall den systematischen Vortrag die gemüthliche Wärme der Gesinnung in einem fließenden Stile belebe, mehr gelesen und gewürdigt werden. Unser sehnlichster Wunsch wäre es, daß von dem Auszuge eine Separatausgabe<sup>2)</sup> gefertigt würde, wie sie Düb-

1) Friscke sagt im 2. Bd. seiner Ausgabe des Laktantius (Lips. 1844): Walch allein hat die Aechtheit des Buches bezweifelt, aber seine Meinung ist eine verwegen hingeworfene (Lactantii opera 1715). Nun wußte Friscke aber nicht, daß Bähr in seiner „Christl.-röm. Theologie“ S. 77 ebenso abfällig darüber urtheilt; diesen Zweien hat sich noch Ebert a. a. O. angeschlossen, und das thut Ebert so ohne Weiteres in einer Note S. 82, während er Seite 83 in einer Note jämmerlich klagt, daß Bernhardi alle von ihm vorgebrachten, zwingenden, historischen, objectiven Argumente für die Aechtheit des Buches de mortibus vollständig ignorirt habe. (Bernhardi hält die Epitome für ächt.) Dieser Meister der deutschen Philologen äussert sich über Laktantius bezüglich des Gedichtes „Phoenix“ Röm. Lit. S. 470 also: „Seine Nüchternheit verräth zwar überall den grammatischen Versmacher, sie tritt aber besonders im geistlosen Schluß hervor und ist des Laktantius nicht unwerth, der in seiner Jugend Verse machte;“ dagegen heißt es auf Seite 795: „Das Gedicht Phoenix ist ihm (dem Laktantius) ebenso fremd als das spät herausgegebene Buch de mortibus persecutorum.“

2) Zu diesem Zwecke gab Thom. Beconus schon 1558 eine Anthologia Lactantii (sententias illustres complectens) heraus, die aber jetzt kaum noch anzutreffen ist. Der berühmte Aug. Ernesti empfahl in seiner Vorrede zur Lindler'schen Ausgabe des Minucius Felix 1760 die Lesung guter kirchlicher Schriftsteller. Aus neuester Zeit ist besonders eine Stimme in Jahn's Jahr-

ner 1863 in Paris von den Morts gegeben, und selbe an allen christlichen höheren Schulen gelesen würde; auf diese Weise würde der christliche Cicero seine herrlichsten Erfolge für Gottesfurcht und Tugend feiern.

büchern für Philologie (Bd. 67, S. 68) beachtenswerth: „Glück auf, Philologen! Sträubet euch nicht länger, einzufahren in den reichhaltigen Schacht des christlichen Alterthums und die von euren Vorfahren besser gewürdigten Schätze, die darin verborgen liegen, zu heben! Glaubet mir, es wird euch nicht gereuen, in diesen gold- und silberhaltigen Schacht eingelaufen zu sein, und ihr werdet mit dem Christenthum in der Gegenwart versöhnt und verjüngt wieder zu Tage steigen.“ Katholischerseits sind zu beachten: Daniel, Klassische Studien (Freiburg 1855); Auer, die Kirchenväter als zeitgemäße Lektüre auf Gymnasien (Wien 1853); Krabinger, die klassischen Studien (München 1853), und Beda Weber in seinen „Cartons“ die klassischen Studien.



# Vorrede des Laktantius zu dem „Auszug“.

---

Wenn auch die schon längst zur Beleuchtung der wahren Religion von mir verfaßten Bücher der Religions-Unterweisungen der Art die Leser unterrichten und aufklären, daß weder die Weitläufigkeit Überdruß verursacht, noch auch die Reichhaltigkeit beschwerlich fällt, so wünschest du, Bruder Pentadius,<sup>1)</sup> dennoch, daß für dich ein Auszug daraus gemacht werde. Deshalb glaube ich, daß ich Etwas an dich schreibe, damit auch dein Name berühmt<sup>2)</sup> werde durch dieses mein Werk, wenn es auch noch so unbedeutend sein sollte. Ich will deinem Begehren entsprechen, obgleich es eine schwere Aufgabe zu sein scheint, die Erörterungen von

---

1) Davistus hält diesen Ausdruck für eine Bezeichnung der christlichen Liebe; dagegen bemerkt Eduardus, daß Laktantius bei Anderen, denen er auch Werke widmete, diesen Titel nicht anwende, und hält er deshalb den Pentadius für den leiblichen Bruder des Laktantius. Auch Dr. Volkmann (l. c.) hält den Pentadius für den leiblichen Bruder des Laktantius.

2) Ähnlich schreibt Cicero an den Lucceius (epistolae ad Fam. 12. lib. V.): ardeo cupiditate, ut nomen nostrum illustretur et celebretur tuis etc.

sieben Büchern in eins zusammenzustellen. Das Ganze wird theils weniger vollständig, da eine so große Fülle des Stoffes eng zusammengezogen werden muß, theils gerade der Kürze halber weniger klar, besonders dadurch, daß sehr viele Gründe und Beispiele, in denen die Beweiskraft liegt, übergangen werden müssen, da es deren eine solche Masse gibt, daß sie allein ein Buch füllen könnten. Wenn sie aber fehlen, was kann da noch wirksam und einleuchtend scheinen? Ich werde mich aber nach Möglichkeit bestreben, das weitläufig Ausgeführte in Kürze zusammenzufassen, so jedoch, daß die Ausführung weder an Stoff noch auch die Klarheit für das Verständniß mangelhaft erscheinen in einem solchen Werke, welches die Wahrheit an's Licht bringen soll.

---

# Auszug aus den religiösen Unterweisungen.

---

## 1. Über die göttliche Vorsehung.

Für's Erste stellt sich uns die Frage: Gibt es eine Vorsehung, welche sowohl die Welt erschaffen hat als auch sie regiert? Daß es eine solche gebe, kann Niemandem zweifelhaft sein; denn fast alle Philosophen, die Schule des Epikur ausgenommen, geben einstimmig zu, daß die Welt weder ohne die erschaffende Thätigkeit Gottes hätte entstehen noch auch ohne seine Leitung hätte fortbestehen können. Demnach wird Epikur<sup>1)</sup> nicht bloß von den gelehrtesten Männern, sondern auch durch die Zeugnisse und Auffassungen aller Sterblichen des Irrthums überführt. Wer könnte freilich auch an der Vorsehung zweifeln, wenn er den Himmel und die Erde so eingerichtet und das Ganze so geleitet sieht, daß Alles nicht bloß, was Schönheit und Ausschmückung

---

1) Epikur war geboren zu Samos 341 vor Christus, gestorben im Jahre 270. Er huldigte der Ansicht, daß Alles in der Welt entstehe durch zufälliges Zusammentreten der Atome. Er leugnete die Götter nicht, glaubte aber, daß sie nur der Glückseligkeit lebten. Vgl. unten Kap. 36.

betrifft, wunderbar ist, sondern auch für den Nutzen der Menschen und den Vortheil der übrigen lebenden Wesen auf's Passendste übereinstimmt? Es kann das durch vernünftige Überlegung Bestehende doch nicht ohne eine solche begonnen haben.

## 2. Es ist nur ein Gott.

Da nun die Vorsehung bewiesen ist, folgt die zweite Frage, ob es nur einen Gott gebe oder mehrere? Dieselbe hat freilich ihre Schwierigkeit. Denn darüber sind nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Völker und Nationen verschiedener Meinung. Wer aber vernünftigem Denken folgen will, wird einsehen, daß es nur einen höchsten Herrn und Urheber (aller Dinge) geben könne. Wenn Gott nämlich, da er Alles erschaffen hat, sowohl der Regierer als auch der Urheber<sup>1)</sup> ist, so muß er nothwendig Einer sein, da er Haupt und Ursprung der Dinge zugleich ist. Es kann auch keine Oberherrschaft bestehen, wenn nicht Alles in Beziehung zu Einem steht, wenn nicht Einer das Steuer rudert festhält, wenn nicht Einer die Zügel lenkt und alle Theile des Ganzen nach einem Geiste beherrscht. Wenn sich in einem Bienenschwarme viele Königinnen befinden, so kommen sie entweder um oder sie werden vertrieben. Indessen

„Empöret zweier Könige Brust  
Die Gewalt unbändiger Zwietracht.“<sup>2)</sup>

Wenn mehrere Führer bei einer Heerde Thiere sind, werden sie sich so lange bekämpfen, bis einer den

1) Das Wort *pater* ist hier im bildlichen Sinne als Urheber, Gründer gebraucht, wo Cicero das Wort *parens* braucht, z. B. Cicero Divin. I, 2 *parens urbis*, desgleichen Fin. II, 1 *parens philosophiae*, und Cicero Tim. 2 nicht *pater mundi*, sondern *parens hujus universitatis*.

2) Vergil. Georgica IV, 68, nach Voß' Uebersetzung.



Sieg erlangt. Wenn viele Befehlshaber in einem Heere sind, wird der Soldat unmöglich gehorchen können, da Widersprechendes befohlen wird, und unter den Führern selbst kann auch keine Einigkeit zu Stande kommen, da jeder nach Kräften für sich besorgt ist. Wenn ja in diesem Weltgebäude nicht ein Leiter gewesen wäre, der zugleich dessen Gründer ist, so wäre das Ganze zusammengestürzt, oder es hätte nicht einmal zu Stande kommen können. Zudem kann bei mehreren (Göttern) nicht die ganze (Herrschaft) sein, da jeder einzelne für sich seine Obliegenheiten und Machtvollkommenheiten besitzt. Es kann also keiner von ihnen „allmächtig“ genannt werden, da dieß der wahre Beiname Gottes ist, da der heidnische Gott ja Das allein bloß ausführen kann, was ihm übertragen ist; was dagegen Anderen übertragen ist, wird er nicht anzurühren wagen. So wird Vulkanus<sup>1)</sup> sich nicht die Herrschaft über das Wasser anmaßen, noch auch Neptun<sup>2)</sup> über das Feuer; dergleichen wird die Ceres<sup>3)</sup> nicht die Wissenschaft der Künste, noch Minerva<sup>4)</sup> die der Feldfrüchte beanspruchen; ebensowenig Mer-

1) Vulkanus, altlat. Mulciber, Schmelzer, griech. Hephästos, war der Gott des Ofen- und Herdfeuers; seine Werkstätten waren alle feuerspeiende Berge.

2) Neptun, Bruder des Jupiter, wird bargestellt als kräftiger Mann mit einem Dreizacken, auf einem mit Seepferden bespannten Wagen; er hatte auf dem Marsfelde einen Tempel; Liv. 28, 11.

3) Ceres (griech. Demeter), älteste Tochter des Kronos und der Rhea, Göttin des Getreides. Ihr Tempel und Dienst wurde im Jahre 258 der Stadt vom Consul Aurr. Postumius, um eine durch Mißwachs entstandene Hungersnoth abzuwenden, gestiftet. Man ließ zu ihrem Dienste griech. Priesterinnen aus Neapolis und Belia kommen; Cicero pro Balbo c. 24; siehe noch Liv. 36, 37.

4) Minerva, bei den Griechen Pallas Athena, aus dem Haupte des Zeus entsprungen, stets Jungfrau, war Symbol der geistigen Kraft, daher Göttin der Kunst und Wissenschaft, selbst des mit Kunst geführten Krieges. Ovid. Fasti 3, 849.

Iurius<sup>1)</sup> die Waffen oder Mars<sup>2)</sup> die Feher, noch auch Jupiter<sup>3)</sup> die Arzneikunde oder Asklepius<sup>4)</sup> den Blitz. Bequemer wird er jenen von einem Anderen bewerkstelligt hinnehmen, als er ihn selbst fertigen kann. Wenn demnach die Einzelnen für sich nicht Alles vermögen, so haben sie beschränkte Kräfte und Macht. Der ist aber viel mehr für Gott zu halten, der Alles vermag, als wer vom Ganzen nur Geringes leisten kann.

### 3. Die Zeugnisse der Dichter über die Einheit Gottes.

Es gibt demnach nur einen vollkommenen, ewigen, unvergänglichen, leidensunfähigen Gott, der keiner Macht noch irgend etwas Anderem unterworfen ist, der Alles besitzt und regiert, den der menschliche Geist weder durch Wahrnehmung der Sinne nach Gebühr schätzen noch die menschliche Zunge schildern kann. Er ist nämlich zu erhaben und

1) Merkurius (griech. Hermes), Sohn des Jupiter und der Maja, ist der Bote der Götter, war auch Schirmherr des Handels; deshalb wurde ihm 495 v. Chr. ein Tempel in Rom errichtet, daß der Gott den Kaufleuten im Betrügen beistehe. Ovid. Fast. 5, 663.

2) Mars (griech. Ares) ist der Gott des Krieges, dargestellt als schöner kräftiger Mann in voller Kriegsrüstung.

3) Jupiter, bei den Griechen Zeus, König der Götter, Sohn des Kronos (Saturnus) und der Rhea. Er entthronte seinen Vater, gab dem Bruder Neptun das Meer und dem Pluto die Unterwelt zur Herrschaft. Die Kunst gibt ihm den Blitzstrahl in die Hand und den Adler zur Seite.

4) Asklepius, Gott der Heilkunde, ist Sohn des Apollo und der Koronis; nach dem Tode der Mutter geboren, wird er dem Cheiron übergeben, der ihn in der Heilkunde unterrichtet. Später heilte er die Kranken, und als er gar den Glaucos von den Todten erweckte, erschlug ihn Zeus durch den Blitz, versetzte ihn aber auf Apollo's Bitten unter die Götter; er wird als Gott der Arzneikunde verehrt.

zu groß, als daß der menschliche Gedanke oder dessen Sprache ihn erfassen könnte. Um nun von den Propheten, die einen Gott verkünden, zu schweigen, so sind es ja auch schließlich die Dichter und Philosophen (und Seher), die dem einen Gotte Zeugniß geben. Orpheus<sup>1)</sup> nennt Gott den Ursprung (der Dinge), der den Himmel und die Sonne mit den Sternen, der Land und Meere erschaffen. Dergleichen nennt unser (Vergilius)<sup>2)</sup> Maro den höchsten Gott bald Geist bald Verstand, der auch gewissermaßen in menschliche Glieder eingekehrt, den ganzen Weltbau bewege, der auch als Gott die Regionen des Himmels wie auch die Gebiete des Meeres und des Landes durchlaufe, und von ihm, sagt er, empfangen alle lebenden Wesen das Dasein. Ja sogar Ovidius<sup>3)</sup> wußte ganz gut, daß die Welt von Gott zweckmäßig hergestellt worden; darum nennt er ihn bald den Werkmeister aller Dinge, bald den Schöpfer der Welt.

#### 4. Die Philosophen bezeugen die Einheit Gottes.

Wir wollen nun zu den Philosophen übergehen, deren Zeugniß<sup>4)</sup> auch zuverlässiger gilt als das der Dichter. Plato behauptet, daß Einer herrsche, indem er erklärt, daß es einen Gott gebe, der die Welt hergestellt und sie mit wunderbarer Weisheit vollendet habe. Dessen Schüler Aristoteles erklärt, daß es einen denkenden Geist gebe, der über die Welt herrsche. Antisthenes sagt, daß es einen Gott

1) Ausführlicher hat Laktantius im ersten Buche Kap. 5 des Orpheus Aussprüche mitgetheilt; vgl. außerdem: Justin, der Martyrer, in seiner *cohortatio ad Graecos* c. 15.

2) Die Stelle des Vergilius ist Aeneis, lib. VI. 724—732.

3) Ovid. *Metamorph.* lib. 1 im Anfange und lib. 15 v. 21—32.

4) Die Aussprüche der in diesem Kapitel erwähnten Philosophen führt Laktantius im 1. Buche der Institutionen Kap. 5 vollständiger an; auch nennt er da die Schriften, in welchen sie zu finden sind.

gebe, der durch seine eigene Wesenheit geworden und das Weltall beherrsche. Es würde zu weit führen, noch anzugeben, was über den höchsten Gott entweder Thales oder Pythagoras und Anaximenes früher, oder später die Stoiker Kleantes, Chrysippus und Zeno, oder von den Unfrigen Seneka, der den Stoikern folgte, und sogar Tullius gelehrt haben, da Diese alle sowohl die Wesenheit Gottes zu erklären versucht haben, als auch entschieden behauptet haben, daß von ihm allein die Welt regiert werde, und daß er keinem geschaffenen Dinge unterworfen sei, da jedes derselben von ihm hervorgebracht worden. Hermes, der wegen seiner Tugend und der Gewandtheit in vielen Künsten „Trismegistus“<sup>1)</sup> verdiente genannt zu werden, der sogar durch seine langjährige Gelehrsamkeit die Philosophen übertraf, und der bei den Ägyptiern als Gott verehrt wird, verkündet in zahllosen Lobsprüchen des einzigen Gottes Majestät; und er nennt ihn den Herrn und Urheber und sagt, daß er keinen Namen habe, weil er einer besonderen Wortbezeichnung nicht bedürfe, weil er der Einzige sei, der gar

1) Der griechische Hermes, der ägyptische Thot, erhielt im neuplatonischen Zeitalter, besonders bei Iamblichus den Ehrennamen „Trismegistos“, der „Dreimalgrößte“, als Priester (Mittler zwischen Göttern und Menschen), als Gesetzgeber und als Begründer der Wissenschaften, Künste und Kultur. Nach Clemens von Alexandrien (Strom. VI, 4.) verfaßte er einen Kanon von zweiundvierzig heiligen Büchern (den ganzen Umfang des priesterlichen Wissens in sich schließend). Von den Schriften sind noch erhalten: Poemander, de potestate ac sapientia divina ed. Bargicus (Paris 1554), Rosselt (Köln 1630), und Aesculapii definitiones (London 1628 und öft.); vgl. Baumgarten, Crusius de librorum hemet. origine et indole (Vena 1827). Ueber diese beiden irrthümlich [auch von Lactantius] dem Hermes zugeschriebenen Werke gab der Minorit Hannibal Roselli (aus Calabrien) in sechs Foliobänden (Krafaus 1585 und Köln 1630) einen Kommentar heraus, worin er die ganze Theologie und Philosophie behandelt; siehe Hurter, Nomenclator (Innsbruck 1871, Bd. 1. Seite 115).

keinen Urheber habe, weil er aus sich und durch sich selbst sei. Er beginnt so an seinen Sohn zu schreiben: „Gott zu erkennen ist freilich schon schwer, ihn durch Worte zu erschöpfen ist unmöglich sogar Dem, der ihn mit dem Geiste erkennt; denn das Vollkommene kann vom Unvollkommenen, das Unsichtbare von dem Sichtbaren nicht vollständig erfaßt werden.“

### 5. Die weissagenden Sibyllen verkünden einen Gott.

Wir haben jetzt noch von den Seherinnen zu sprechen. Varro berichtet von zehn Sibyllen;<sup>1)</sup> er nennt die erste die persische, die zweite die lybische, die dritte die delphische, die vierte die kimmerische, die fünfte die erythräische, die sechste die samische, die siebente die kumanische, die achte die hellespontische, die neunte die phrygische, die zehnte die tiburtinische Sibylle, die den besonderen Namen Albunea hatte. Von allen diesen wurden die drei Bücher der kimmerischen Sibylle, welche die Schicksale der Römer enthielten, geheim gehalten, fast alle übrigen Bücher aber standen dem Volke zu Gebote und waren in seinem Besitze. Sie trugen indeß nur einen Namen „sibyllinische Bücher“, ausgenommen daß die erythräische, die zu den Zeiten des trojanischen Krieges gelebt haben soll, ihren wahren Namen in ihr Buch eingeschrieben hat, die der anderen sind durcheinandergemengt. Alle diese angeführten Sibyllen ausser

---

1) Die Sibyllen, welche bei Laktantius eine so große Rolle spielen (er citirt an fünfundsiebzig Stellen zweihundert ihrer Verse und bei ihm als acht gelten, waren nach den Anschauungen der Griechen und Römer durch Jungfräulichkeit ausgezeichnete und mit der Gabe der Weissagung begabte Prophetinnen. Ihr Name besagt nach Laktantius I, 6 [αι(οῦ) statt θεοῦ, Gottes, und βόλλα (βύλλα), Rathschlüsse], daß sie sich mit Gottes Rathschlüssen befaßten. Clemens von Alexandrien nennt ihrer neun, während Varro deren zehn aufzählt wie Laktantius.

der kimmerischen, welche nur die fünfzehn Männer<sup>1)</sup> lesen durften, bezeugen, daß ein Gott sei, der Ursprung, Gründer und Urheber (aller Dinge) sei, der von Keinem erzeugt, sondern von sich selbst entstanden, der sowohl von Ewigkeit her gewesen, als auch in alle Ewigkeit sein werde. Deshalb gebühre ihm auch allein Verehrung, Ehrfurcht und Hochachtung von allen lebenden Wesen. Und da ich die Zeugnisse derselben nicht abkürzen konnte, habe ich sie ausgelassen; solltest du Verlangen tragen, sie kennen zu lernen), so mußt du die Bücher selbst auffuchen.

#### 6. Der ewige und unsterbliche Gott ist ohne Nachkommen.

Derartige zahlreiche und gewichtige Gründe beweisen klar, daß die Welt durch die Herrschaft und Macht eines Einzigen regiert werde. Der Ursprung desselben kann weder ausgedacht noch die Größe seiner Macht in Worten ausgedrückt werden. Thorheit ist demnach die Meinung Derjenigen, welche sagen, daß die Götter aus geschlechtlicher Vermischung entstanden seien, da die Geschlechtsverschiedenheiten und deren Verbindung gerade von Gott für die Sterblichen zur Fortpflanzung des Geschlechtes durch nachfolgende Sprossen angeordnet worden. Wozu sollten die Unsterblichen geschlechtlich sein und Nachkommenschaft haben, da sie weder sinnliche Lust noch der Tod erfährt? Die also für Götter gehalten werden, da sie doch, wie es bewiesen ist, sowohl gezeugt worden sind als auch erzeugt haben, sind ganz gewiß Sterbliche gewesen. Sie wurden aber als Götter gefeiert, weil sie als große und mächtige Herrscher durch

---

1) Diese fünfzehn Männer waren Priester aus dem Geschlechte der Patrizier. Sie hatten die Leitung der feierlichen Opfer und gaben Antworten aus den prophetischen Büchern auf dem Algidus ober im Tempel der Diana. Durch den Diktator Sulla eingesetzt waren ihrer zuerst zwei, dann zehn, fünfzehn, zuletzt fünfzig. Unter Kaiser Honorius wurden sie durch Stilicho beseitigt.

den Menschen erzeugte Wohlthaten nach dem Tode göttliche Ehren zu empfangen verdient hatten. Durch Errichtung von Tempeln und Bildsäulen wird deren Andenken wie das der Unsterblichen dauernd gefeiert.

## 7. Des Herkules Thaten und Tod.

Da nun fast alle heidnischen Völker von dem Dasein der Götter überzeugt sind, so bekunden doch deren<sup>1)</sup> Thaten sowohl nach den Berichten der Dichter als auch der Geschichtschreiber, daß sie nur einfache Menschen gewesen sind. Jeder weiß, zu welchen Zeiten Herkules gelebt hat, da derselbe bei den Argonauten<sup>2)</sup> auf dem Schiffe war und auch nach Troja's Eroberung den Laomedon,<sup>3)</sup> den Vater des Priamus, wegen Meineid getödtet hat. Seit der Zeit sind nach der gewöhnlichen Zeitrechnung etwas mehr als tausend fünfhundert Jahre verflossen. Derselbe soll nicht einmal eine ehrliche Abstammung haben, da er durch Ehebruch von

1) Der heidnischen Götzen.

2) Der Zug der Argonauten neunzig Jahre vor Troja's erster Zerstörung, der Sage angehörend, hatte den Zweck, das goldene Vließ auf Kolchis zu holen. Führer des Zuges war Jason, der die tapfersten Griechen zu diesem Zuge auf dem 50ruderigen Schiffe „Argo“ berufen hatte. Als Herkules sich im Schiffe niederließ, fing es an zu sinken, und als er zum Ruder griff, zerbrach es in seiner Faust. Herkules wurde auf Mysien wegen Verspätung zurückgelassen. Der Zug ging vom thessalischen Vulkus aus. Vgl. Pindar, Pyth. IV.

3) Laomedon, König von Troja, hatte den Apollo und Neptun um den für Erbauung der Stadimauern versprochenen Lohn betrogen (Lakt. 1, 10). Ein deshalb geschicktes Seeungeheuer wird durch das Opfer der Tochter des Königs, Hesione, beseitigt. Herkules rettet diese, aber auch er erhält dafür nicht den bedungenen Lohn, die Rosse des Zeus; da erschlägt Herkules den Laomedon; vgl. Hom. Il. 5, 637 und 20, 144.



Alkmene<sup>1)</sup> erzeugt worden, und nun soll er auch den Falschern des Erzeugers ergeben gewesen sein. Kein Geschlecht war ihm heilig, und den ganzen Erdkreis durchwanderte er, nicht so sehr des Ruhmes als vielmehr der Sinnlichkeit wegen, und noch mehr der Erzeugung wegen, als um die wilden Thiere zu beseitigen. Und obgleich er der Unbesiegbare genannt wurde, so hat doch die Omphale<sup>2)</sup> über ihn triumphirt, da er ihr die Keule und die Löwenhaut übergab, sich selbst dagegen mit Frauenkleidung versehen ließ und sich der Herrschaft des Weibes (Omphale) unterwarf, um die ihm zugewiesene Spinnarbeit fertig zu stellen. Derselbe hat später bei einem Bornesanfall seine kleinen Kinder und die Gemahlin Megara niedergemacht. Schließlich nahm er das Kleid der Gattin Deianira,<sup>3)</sup> wodurch er in Geschwür zerfloß; da er die Schmerzen nicht ertragen konnte, machte er einen Scheiterhaufen auf dem Berge Deta und ließ sich da lebendig verbrennen. So ist es offenbar, daß er als ein sterblicher Mensch betrachtet werden muß, wenn er auch wegen seiner Kraft als Gott hätte gelten können.

8. Die heidnischen Götter Askulap, Apollo, Mars, Kastor und Pollux, Merkurius und Bacchus.

Tarquitius<sup>4)</sup> berichtet, daß Askulap von unbekannten

1) Alkmene war die Gattin des Amphitryon von Theben. Von dieser und Zeus stammt Herkules.

2) Die Omphale, in deren schmähliche Knechtschaft sich Herkules begab, war eine lydische Königstochter; vgl. Fulgentius, Myth. 11, 5.

3) Dejanira war die Tochter des Königs Deneus von Aetolien; sie war Gemahlin des Herkules, aber wegen dessen Umgang mit Iole schickte sie ihm sein Kleid, das mit dem vergifteten Blute des Centauren Nessus (den Herkules mit seinem vergifteten Pfeile getödtet hatte) getränkt war, deßhalb seine Wunden und freiwilliger Tod. Valantius hat Dieses weilläufiger beschrieben im 1. Buche Kap. 9 und 18. Dieselbe Darstellung gibt Seneca in der Tragödie „Herkules auf Deta“.

4) Ueber denselben haben wir keine genauen Mittheilungen. Teuf-

Eltern herstamme, deßhalb sei er auch ausgesetzt worden, aber von Jägern aufgehoben, mit Hundemilch genährt, dem Chiron zum Aufziehen übergeben worden. Dieser hielt sich zu Epidaurus auf, und nachdem der Blitz ihn getödtet, wurde er zu Cönosura begraben, wie Cicero<sup>1)</sup> erzählt. Sein Vater Apollo verschmähte es nicht, eine fremde Heerde [vom Admetus in Thessalien] zu hüten, um Liebesgenuß zu erlangen, und als er den geliebten Knaben<sup>2)</sup> unvorsichtig getödtet, veremigte er seine Trauer in der [Hyacinthen-]Blume [die aus dessen Blut entsproß]. Auch Mars, der Tapferste, ist durch des Ehebruches Laster bekannt; denn in Ketten gefesselt, war er mit der Buhlerin zum Schauspieler. Kastor und Pollux raubten die verlobten Bräute<sup>3)</sup> Anderer nicht ohne Strafe, von denen Homer<sup>4)</sup> nicht als Dichter, sondern nach treuer Überlieferung bezeugt, daß sie beerdigt worden. Merkur zeugte im Ehebruche mit der Venus den

fel (Vit. II. 551) meint, er gehöre der augusteischen Zeit an, und sagt, daß seine Schriften über etruskische Wahrsagekunst lange in Geltung geblieben seien. Er wird erwähnt von Macrobius (III, 20), Ammianus Marcell. (25, 2. 7.)

1) Cicero, de natura deorum lib. 3. c. 22.

2) Der von Apollo geliebte Knabe hieß Hyacinthus; er war ein Sohn des Debalus (und Enkel des Amyklos). Apollo tödtete ihn durch einen unglücklichen Diskus-Wurf; dann ließ er aus dessen Blut die gleichnamige Blume, die auf den Blättern die Zeichen AI, AI (den griechischen Klagelaut *ai*) hat, hervorsprossen; siehe Ovid 10, 215. Unsere Hyacinthe ist jedoch eine andere als die der Alten. Man vermuthet darunter den Türkenbund (lilium Martagon) oder die violblaue Schwertlilie (vaccinium nigrum). Das Fest „Hyacinthia“ wurde in Sparta jährlich drei Tage gefeiert, und zwar vom längsten Tage des Jahres an im Monat Juli (Hecatombeus); vgl. Pausanias 3, 10. 1.

3) Die geraubten Bräute sind Phöbe und Laira, des Leukipus Töchter; sie waren an Idas und Lynkeus verlobt; siehe Hyginus, Fabeln 80. Kastor und Pollux waren Söhne des Lyncdareus, Königs von Lacedämon, und seiner Gattin Leda (Odysseus 11, 298); nach Anderen soll Zeus ihr Vater sein.

4) Ilias 3, 243.

Androghnus (Zwitter); dennoch galt er der Gottheit würdig, weil er die Leher und die Kampfspiele erfand. Als der Vater „Liber“ nach siegreicher Bekriegung Indiens zufällig nach Kreta gekommen war, fand er am Ufer die von Theseus entehrte und verlassene Ariadne. Von Liebe zu ihr ergriffen, heirathete er sie, und nach der Erzählung der Dichter brachte er ihre Krone unter den Sternen an.<sup>1)</sup>

Sogar die Mutter der Götter [Cybele] hat auch nach der Flucht und dem Tode des Gemahls bei ihrem Verweilen in Phrygien als Wittwe einem schönen Knaben in Liebe gehuldigt, und da er ihr nicht treu geblieben,<sup>2)</sup> hat sie ihn entmannt und zum Weibe gemacht. Deshalb hat es auch noch die Freude, „Gallen“ als Priester zu haben.

## 9. Die schändlichen Leidenschaften der heidnischen Götter.

Ceres hat ja auch die Proserpina im Ehebruch [mit Zeus] erzeugt, und hat nicht Latona<sup>3)</sup> in gleichem Verbrechen Zwillinge geboren?

1) Ovid 8, 178.

2) Cybele (Rhea) liebte den schönen phrygischen Hirtenknaben Attys und verbot ihm jede andere Liebe. Da traf sie ihn mit der Nymphe Sangaris und strafte ihn, wie oben gesagt, worüber er starb; aus seinem Blute entsproß die Fichte. Der schändliche Priesterdienst der „Gallen“ (entmannten Priester) wird fast bei allen Schriftstellern der ersten christlichen Zeit erwähnt, z. B. Justinus Martyr, Apol. 2; Tertullian, Apol. Kap. 9 u. 24; Minutius Felix Octavius; Arnobius lib. 5; verschiedene Stellen des Augustinus de civitate lib. 7. c. 6 (diese Stelle hat Lenglet falsch als lib. 1. c. 7 notirt, und ist sie so bei Migne nachgeschrieben). Sogar Prudentius hat es Vers 1066 verewigt; in den Noten dazu führt Weiß S. 630 noch viele Quellen an. Von den Heiden führen wir noch Ovid an: Fast. 4, 221; Phrynich, ed. Lobed, S. 273. Neuerdings hat darüber eingehend gehandelt Böllinger S. 347, der auch den vielen Muthmaßungen über den Namen „Gallen“ ein Ziel gesetzt, indem er zeigt, daß dieses Wort in der „bithynischen“ Sprache „Entmannte“ heißt.

3) Latona gebat von Jupiter den Apollo und Diana; sie ist die Tochter des Titanen Coeus und der Phöbe.

Als Venus<sup>1)</sup> auf Cypern ihr Wesen trieb und sich den Leidenschaften der Götter und Menschen hingab, erfand sie sogar buhlerische Künste und schrieb den Weibern solche vor, damit sie nicht allein ehrlos wäre.

Waren jene Jungfrauen Minerva und Diana auch nur keusch? Woher ist denn Erichthonius entsprossen? Hat wohl Vulkanus die Erde befruchtet, daß jener Mensch von ihr wie ein Schwamm entstanden wäre?<sup>2)</sup> Oder warum hat die Diana den Hippolyt<sup>3)</sup> an geheime Orte verwiesen oder auch zu einem Weibe [der Nymphe Egeria], wo er in unbekannten Hainen mit verändertem Namen „Virbius“ seine Zeit verleben sollte? Was bedeutet das Anderes wie schändliche Sinnlichkeit, was die Dichter nicht zu gestehen wagen?

#### 10. Jupiter in seiner Sinnlichkeit.

Bekanntlich ist Jupiter Herrscher über Alles; er soll im Himmel die höchste Herrschaft haben; aber was hat der für eine kindliche Liebe, da er seinen Vater Saturnus aus der Herrschaft verjagte und ihn auf der Flucht mit Waffen verfolgte? Welche Enthaltksamkeit besaß er, der jeder sinnlichen Leidenschaft fröhnte? Er hat ja nämlich die Alkmene<sup>4)</sup> und Leda,<sup>5)</sup> die an Herrscher vermählt waren, durch Ehe-

1) Venus, nach Einigen Tochter des Jupiter und der Diana oder, wie Andere wollen, aus dem Meere entstiegen; vgl. über sie Cic. de natura deorum lib. III, 24.

2) Siehe über dessen Herkunft: Lakt. lib. I, c. 17.

3) Hippolytus, Sohn des Theseus von der Amazone Antiope, wurde von der Stiefmutter Phädra wegen ihrer verschmähten Liebe beim Vater verleumbet, der ihn verbannte, und, durch die schon gewordenen Pferde zu Tode geschleift, ließ ihn Diana, die ihn liebte, durch Askulap wieder erwecken und deshalb Virbius (bis vir) nennen. Virg. VII, 761—780, wo auch aevum exigere (die Zeit verleben) gebraucht wird.

4) Alkmene, Mutter des Herkules; siehe Kap. 7.

5) Leda war Gemahlin des Königs Tyndarus von Lacedämon.

bruch um ihre Ehre gebracht. Er wurde auch von der Schönheit des Knaben [Ganymedes] so eingenommen, daß er ihn auf der Jagd,<sup>1)</sup> wo er männliche Thaten sann, mit Gewalt wegnahm zu schändlichem Mißbrauch. Wozu soll ich noch die von ihm entehrten Jungfrauen aufzählen, da seine zahlreichen Nachkommen deren große Zahl klar beweisen? Bei einer einzigen, der Thetis, jedoch war er enthaltsamer. Es war nämlich vorhergesagt, daß Der, welcher von ihr geboren werden sollte, größer als sein Vater sein würde. Da blieb er also mit der Liebe im Kampfe, damit kein Größerer als er selbst geboren würde. Deshalb war er ja davon überzeugt, daß er keine vollkommene Kraft, Größe und Macht besitze, und deshalb fürchtete er für sich, was er dem Vater angethan hatte. Wie kann er nun noch der Größte und Beste genannt werden, da er sich mit Sünden besleckte, was nur der Ungerechte und Schlechte thut? Und dazu fürchtete er noch einen Größeren, was ja nur Sache eines Schwachen und Kleineren ist.

11. Einige Sinnbilder, durch welche die Dichter Jupiter's Schändlichkeiten bemäntelten.

Aber, möchte vielleicht Jemand sagen, dergleichen Dinge seien von Dichtern erfunden; das ist aber nicht die Handlungsweise der Dichter, daß man nur Unwahrheiten bringt, sondern daß man Das, was sich zugetragen, gleichsam mit einem farbenreichen Schleier verhüllt. Die Freiheit der Dichter verhält sich so, daß sie nicht Alles erdichten, was Lügner und Alberne thun, sondern daß sie hie und da Etwas nach Berechnung in andere Form bringen. So haben sie

---

1) Im ersten Buche Kap. 11 u. 12 erzählt Valerianus ausführlich, wie er von Jupiter, der sich in einen Adler verwandelt, weggenommen worden. Er deutet diese Fabel so, daß derselbe von einer Schaar Soldaten, die den Adler als Wappen bei sich führten, weggeführt worden sei.

erzählt, daß er (Jupiter) sich in einen Goldregen verwandelt habe, um die Diana zu täuschen. Was bedeutet aber der Goldregen? Offenbar das [hingeebene] Goldgeld, wovon er ihr eine Masse bot und ihr zuſteckte; um diesen Lohn überwand er ihren schwachen Jungfrauen=Muth. So reden die Dichter auch von Eisenregen,<sup>1)</sup> wenn sie eine große Masse von Geſchoßen bezeichnen wollen. Den Catamitus<sup>2)</sup> hat er als Adler geraubt. Was bedeutet der Adler? Selbſtverſtändlich eine Legion Soldaten, da ja das Bild dieſes Thieres die Fahne einer Legion iſt. Die Europa<sup>3)</sup> brachte er fort, nachdem er ſich in einen Stier verwandelt. Was bedeutet der Stier? Offenbar das Schiff, welches als Schutzgotttheit das Bild eines Stieres trug. So iſt auch die Tochter des Inachus [Ino] nicht in Geſtalt einer Kuh über das Meer geſchwommen, dagegen entkam ſie dem Zorne der Juno auf einem ähnlichen Fahrzeuge, welches das Bild einer Kuh mit ſich führte. Als ſie endlich nach Aegypten gelangt war, wurde ſie Iſis genannt und ihre Schifffahrt an einem gewiſſen feſtgeſetzten Tage zur Erinnerung an ihre Flucht gefeiert.

## 12. Die Dichter erfinden nicht alles auf die Götter Bezügliche.

Du ſiehſt alſo, daß die Dichter nicht Alles erfunden haben, Einiges auch bildlich dargeſtellt haben, damit ſie bei Mittheilung des Wahren irgend eine göttliche Eigenschaft Denen beilegen, von denen ſie behaupteten, daß es Götter ſeien. So machten ſie es zum Beiſpiel mit ihren Regierungsgebieten. Wenn ſie nämlich ſagen, daß Jupiter die

1) Vergil Aen. XII, 284.

2) Catamitus, verderbt für „Ganymedes“.

3) Europa, Tochter des Königs der Phönizier, Agenor, wurde von Jupiter nach Kreia gebracht. Wie Laktantius dieſe Stieresverwandlung deutet, findet ſie ſich auch in Franc. Pomey S. J. Pantheum Mythicum S. 14, Leipzig 1751 (vgl. Baſſer).

Herrschaft im Himmel durch das Loos in Besitz genommen habe, so bezeichnen sie damit entweder den Olymp, auf welchem Saturnus und Jupiter nach Mittheilung alter Überlieferungen gewohnt haben, oder einen Theil des Morgenlandes, da dieser dem Anscheine nach höher liegt, weil von ihm das Licht herkömmt; das Abendland aber, weil es niedriger gelegen scheint, sei dem Pluto als Unterwelt zugefallen. Das Meer aber, sagen sie, sei an den Neptun gekommen, weil ihm die Seeküste mit allen Inseln zu Theil ward. Auf diese Weise schmücken die Dichter Vieles aus, weshalb Unkundige sie als Lügner verklagen, wenigstens dem Wortlaute nach. Denn was den Sachverhalt angeht, so glauben sie ihnen, da sie ja selbst, weil sie die Bildnisse der Götter so darstellen, daß sie Männer und Frauen vorstellen, die einen für Gatten, andere für Eltern, wieder andere als Kinder erklären. Also stimmen sie den Dichtern bei, da vergleichen ohne Geschlechtsgemeinschaft und Abstammung nicht stattfinden kann.

### 13. Die Thaten des Jupiter nach dem Geschichtschreiber Euhemerus.

Indeß wollen wir die Dichter nicht weiter mehr anführen, sondern zur Geschichte übergehen, die sowohl eine mehr sachgetreue als auch uralte Beweisraft hat. Euhemerus,<sup>1)</sup> ein Messenier und Schriftsteller der grauen Vorzeit, hat vollständig die ältesten heiligen Inschriften der Tempel, den Ursprung, die Thaten und Nachkommenschaft des Jupiter zusammengeschrieben. Dergleichen hat er die Eltern der übrigen [Götter], ihre Geburtsstädte, Thaten,

---

1) Euhemerus lebte um 315 vor Christus; er ist besonders dadurch bekannt und einflußreich geworden, daß er die im Volksthum verehrten Wesen als vergötterte Menschen nachzuweisen suchte in seiner Schrift *Ἱερὰ ἀναρχαρχή*, Reise um Arabien bis Indien; vergleiche über ihn das interessante Programm: „*Quaestiones Euhemereae*“ von Oberlehrer Dr. Gauß (Rempen 1860) und Eusebius praepar. 2, 2.



Reiche, Todestage, sogar noch ihre Begräbnisse von Anfang bis zu Ende geschildert. Diese Geschichte übertrug Ennius in's Lateinische; er schreibt wörtlich Folgendes: „Das hier Aufgezeichnete ist die Abstammung Jupiters und seiner Brüder und seine Verwandtschaft, wie sie uns nach der heiligen Geschichte überliefert worden.“ Eben dieser Euhemerus erzählt nun auch, daß Jupiter, nachdem er den Erdfreis fünfmal durchwandert und seinen Freunden die Länder vertheilt hatte und den Menschen Gesetze und viele andere Güter verschafft hatte, mit unsterblichem Ruhme und unvergänglichem rühmlichen Andenken geschmückt auf Kreta gestorben sei, darauf sei er unter die Götter versetzt worden, sein Grab finde sich in der Stadt Gnosus;<sup>1)</sup> auf demselben war in griechischen Buchstaben die Inschrift *ZANKPONOT*,<sup>2)</sup> das ist Jupiter, Sohn des Saturnus. Nach diesen Berichten steht es fest, daß er ein Mensch gewesen und auf Kreta geherrscht habe.

#### 14. Des Uranus und Saturnus Werke nach den Berichten der Geschichtschreiber.

Wir wollen nun das oben Begonnene wieder aufgreifen, um den Ursprung des ganzen Irrthums zu entdecken. Saturnus soll der Sohn des Himmels (Uranus) und der Erde sein. Das ist nun sicher unglaublich; aber diese Überlieferung hat einen bestimmten Grund; wer ihn nicht kennt, verwirft ihn als Fabel. Sowohl Hermes als auch die heilige Geschichte berichten, daß Uranus (der Himmel) der Vater des Saturnus gewesen sei. Als (Hermes) Trismegistus erklärte, es seien nur sehr wenige Menschen von vollendeter Gelehrsamkeit gewesen, so rechnet er zu diesen seine Ver-

1) Gnosus auf Kreta, Geburtsort des Philosophen Epimenides, vom heil. Paulus Tit. 1, 12 erwähnt, indem er schreibt: Einer von ihnen (den Kretern) hat gesagt: „Sie sind immerdar Pügnier, Unthier, müßige Bäume.“ Epiphanius und Hieronymus schreiben diese Worte dem Epimenides von Gnosus zu.

2) *ZAN* oder *ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου* siehe Gronov. in scriptores eccles. S. 181.

wandten (Vorfahren), den Uranus, Saturnus und Mercurius.

Euhemerus erwähnt von selbstem Uranus, daß er zuerst auf Erden regiert habe, in folgenden Worten: Anfangs hatte zuerst auf Erden Uranus die höchste Herrschaft. Dieser hatte jene Herrschaft im Vereine mit seinen Brüdern eingerichtet und gefestigt. — —

[Es fehlen in der Handschrift zwei Blätter, wodurch Kap. 15—18 und 19 zum Theil verloren sind. Die fehlenden Kapitel handeln von den unsinnigen Darlegungen über die Götter, über die Veranlassungen und Gründe, weshalb man die verehrten Götter zu solchen gemacht; daran schließt sich nun der Rest von Kap. 19.]

19. Durch thörichtes Wohlwollen der Menschen und Irrthum ist ihnen die Gottheit beigelegt worden.

20. Über die besonderen Götter der Römer.

Ich habe nun über den bei allen Völkern gemeinsamen Götterdienst gesprochen; nun will ich von den Göttern, die den Römern allein gehören, reden. Jeder weiß, daß die Frau des Faustulus, die Amme des Romulus und Remus Jedem zu Willen war, und doch wurden ihr zu Ehren die Parentia-Feste<sup>1)</sup> gefeiert. Sie wurde wegen ihres niedrigen Treibens Lupa (Wölfin) genannt [Livius nennt sie Parentia] und in Gestalt eines Thieres dargestellt. Auch Favula<sup>2)</sup> und Flora waren Buhlerinnen, wovon die eine nach Verrius<sup>3)</sup> Zeugniß dem Pericles diente, die andere nach Erlangung eines großen Vermögens in Folge ihres Geschäftes das (rö-

1) Siehe Liv. 1, 9.

2) Favula anstatt Faula hat Reifferscheid in *Analectis Horatii* (Breslau 1870) nachgewiesen, und R. Voßmann hat diese Lesart im Codex des Valerianus (Bibl. des Leipziger Senates) gefunden; vgl. Programm, Jauer 1872.

3) Siehe über diesen von Augustus geehrten Alterthumsforscher Bernhardi a. a. D. S. 933.

mische) Volk zum Erben einsetzte, und deshalb werden zu ihrer Ehre Spiele<sup>1)</sup> „Floralien“ gefeiert. Tatius fand eine weibliche Statue in der größten Kloake und nannte es als Götzenbild die Kloaken-Göttin. Als die Römer von den Galliern eingeschlossen waren, machten sie Stricke von dem Haupthaare der Frauen, und deshalb errichteten sie der Venus ohne Haupthaar „Calvā“ einen Altar nebst Tempel. Dasselbe thaten sie dem Jupiter (als Bäcker) Pistor, weil er sie im Traume ermahnt hatte, von jeder Fruchtart ein Brod zu backen und es den Feinden herauszuwerfen, wodurch diese die Hoffnung aufgaben, die Römer auszuhungern, und so von der Belagerung abstanden. Pavor und Pallor (Furcht und Schrecken) machte Tullus Hostilius zu Göttern.<sup>2)</sup> Auch der Verstand (mens) wird als Gott verehrt; wenn sie selbst, glaube ich, solchen gehabt hätten, würden sie ihn nie verehrungswürdig gehalten haben. Marcellus führte die „Ehre“ und „Mannhaftigkeit“ als Götter ein.<sup>3)</sup>

## 21. Weitere Gottheiten der Römer.

Indessen hat der Senat noch andere erdichtete „Götter“ eingesetzt wie: die „Hoffnung“, „Treue“, „Schamhaftigkeit“, „Frömmigkeit“, und diese alle stellte man innerhalb der Wände ohne Grund auf, obgleich sie das wahre geistige Eigenthum der Menschen sein sollten. Jedoch möchte ich

1) Ueber diese spricht Laktantius I, 20, 10 näher. Der Senat ernannte sie zur Göttin der Blumen, und man mußte ihr ein Fest geben, daß Feldfrüchte, Bäume und Neben grüntem und gute Blüthe setzten. Die Feier der Spiele war am 28. April; Döllinger S. 546.

2) Diese Thatfache berichtet Liv. 1, 27; Tullus führte Dieses aus auf dem Schlachtfelde gegen die Vejenter. Er gelobte diesen Weiden (Dortel nennt sie Gott des Herzlopfens und der Bleichheit) zwölf Salier (Springpriester) und zwölf Tempel.

3) Cicero de legibus II, 8.

diese, wenn sie auch nur beim Menschen selbst überhaupt vorhanden sein können, viel eher verehrt wissen als den „Kost“ oder das „Fieber“, welche vielmehr zu verabscheuen sind, als heilig zu verehren. Dasselbe gilt von der Ofengöttin<sup>1)</sup> mit ihren heiligen Ofen, von dem „Sterkulus“, der zuerst die Düngung des Bodens gelehrt hat; von der Göttin Muta (der Stummen), von der die Laren (Hausgötter) abstammen; von der Funina,<sup>2)</sup> welche die Kinderchen in den Wiegen beschützt, und schließlich von der „Raka“,<sup>3)</sup> welche dem Herkules den Diebstahl der Ochsen meldete und so ihren Bruder dem Tode überlieferte. Wie viel andere sonderbare und lächerliche Gestalten gibt es noch bei ihnen? Ihre Aufzählung wird Einem zum Überdruß. Jedoch möchte ich den Terminus nicht übergehen, da er nicht einmal dem Jupiter Kapitolinus gewichen sein soll, obgleich er nur ein unförmlicher Stein<sup>4)</sup> war.

## 22. Die von Faunus und Numa eingeführten religiösen Gebräuche.

Alle diese Ubernheiten hat zuerst Faunus in Latium eingeführt, der sowohl für seinen Großvater Saturnus blu-

1) Das Fest der Fornacalien wurde ihr gegeben, damit das Korndörren gut von Statten gehe und das Verbrennen abgewehrt werde.

2) Ueber diese spricht Augustinus de civ. dei lib. 4 c. 11 und Döllinger S. 506.

3) Diese verrieth ihren Bruder Raka, der dem Herkules die Ochsen entführt. Das Ganze schildert Vergil Aeneis VIII, 190—260.

4) Als Tarquinius Superbus dem Jupiter auf dem tarpejischen oder kapitolinischen Hügel einen Tempel bauen wollte und die daselbst befindlichen Heiligthümer entfernt wurden, verboten Dieß die Vogelzeichen allein beim Heiligthum des Terminus, daher capitolii immobile saxum genannt. Ueber die dem Terminus gefeierten Opfer siehe Vergil. Aen. 9, 448.

tige Opfer anordnete,<sup>1)</sup> als auch seinen Vater Pifus<sup>2)</sup> verehrt wissen wollte. Desgleichen stellte er die Fauna, seine Gattin und Schwester, unter die Götter und nannte sie die gute Göttin.<sup>3)</sup> Darauf hat Numa zu Rom durch lästigen neuen Aberglauben für ländliche und unwissende Menschen Priesterschaften gestiftet und den einzelnen Familien und Geschlechtern Gottheiten zugewiesen, damit er den rohen Sinn des Volkes von der Liebe zu den Waffen abbrächte. Deshalb hat Lucilius<sup>4)</sup> die Athernheiten Jener verhöhnt, die sich eitem Aberglauben hingeben, durch folgende Verse: „Das Volk fürchtet die von Faunus und Numa Pompilius gelehrteten Ammenmärchen.“<sup>5)</sup> Es nimmt Alles vollständig hin, wie es ihm vorgehalten wird. Wie unmündige Kinder glau-

1) Über die in diesem und dem folgenden Kapitel erwähnten Menschenopfer siehe ausführlicher Lakt. I, 21 u. 22; außerdem Tertullian, Apol. 9; Aug. de civ. dei 7, 19; Cäsar de bello gall. 6, 16; Cic. pro Fontejo 10 und Pauly's Realencyclopädie Th. III. S. 622. Die Römer rotteten diese Barbarei in der Kaiserzeit aus, doch finden sich noch Spuren davon bis Alexander Severus; vgl. Tzschude ed. Mel. III. 2, 3.

2) Ueber das Geschlecht des Faunus, eines alten Königs in Latium, vgl. Virgil. Aen. 7, 48 u. f.

3) Ueber Fauna spricht Laktantius I, 22, 9—12; dort wird ihre große Züchtigkeit und Todesart erzählt. Wegen ersterer wurde sie auch ganz geheim (in operto) ohne Beisein von Männern verehrt; siehe Cicero Paradoxa IV; pro Milone c. 5; Seneca epist. 97; Plutarch, Caesar 9 u. 10.

4) Der von keinem Erklärer des Laktantius näher besprochene Lucilius war der 148 v. Chr. zu Sueffa geb. und 103 in Neapel gest. Satyriker; von ihm spricht Horatius, Satyren I, 4 u. 10, 50. Quintilian 10, 93 sagt von ihm, daß er Freimüthigkeit und reichlichen Witz vereinigt habe. Wir haben von ihm noch achthundert Fragmente ed. Gerlach 1846 (Zürich), ganz neu von R. A. Müller, Leipzig bei Teubner.

5) Die von Quet (demonstratio evangelica p. 180 ed. Lipsiae 1694) mit Bezugnahme auf Tertullian adv. Valent. c. 3 vorgeschlagene und von Heumann angenommene Lesart „turriculas“ ist statt „terriculas“ als richtig gehalten worden.

ben, daß eiserne Bilder leben und Menschen seien, so halten Jene alles Erdichtete für Wahrheit. Sie glauben, daß die eisernen Bilder Leben haben. Es ist aber nur ein Atelier der Maler, wo gar keine Wahrheit, Alles nur Bild ist." Auch Tullius beklagt sich (in dem Buche über die Natur der Götter), daß eingebilbete und erdichtete Götter eingeführt worden seien; daher seien auch die falschen Meinungen entstanden, sogar verwirrende Irrthümer und altweibischer Aberglaube. Dieser Ausspruch muß deshalb um so wichtiger erachtet werden, weil er ihn nicht bloß als Philosoph, sondern auch als Priester<sup>1)</sup> gethan hat.

### 23. Über die Opfer, welche die Barbaren den Götzen darbrachten.

Von den heidnischen Göttern haben wir nun gesprochen; jetzt will ich noch reden von den Gebräuchen bei den Opfern und den Verehrungen (der Götter). Dem Jupiter auf Cypern pflegte man Menschenopfer zu bringen, wie Teukrus<sup>2)</sup> es angeordnet hatte. Dergleichen opferten die Bewohner von Taurus<sup>3)</sup> der Diana die Fremden. Auch dem Jupiter Latiaris<sup>4)</sup> wurde Menschenblut als Sühnopfer geweiht. Sogar wurden dem Saturnus früher nach einer

1) Cicero gehörte zum Priester-Kollegium der Auguren.

2) Die von Teukrus, Sohn des Telamon und der Hestione, eingeführten Opfer wurden durch Kaiser Hadrian abgeschafft; siehe Döllinger S. 105 und Betulejus, Kommentar zu Lactantius, Basel 1563.

3) Siehe Juvenal, Satyre 15; Minutius Felix Kap. 30.

4) Der Dienst des Jupiter Latiaris als Schirmgott des lateinischen Städtebundes war auf die Römer übergegangen; wurde nebst Stieren jedesmal ein Mensch geopfert, wozu später ein Verbrecher genommen wurde; Minucius Kap. 30; Prudentius adv. Symmachum 1, 397; Döllinger 493; Tacitus lib. IV, annal. 68, 69.

Antwort<sup>1)</sup> des Apollo sechzigjährige Männer von der Brücke in die Tiber gestürzt. Die Karthager opferten demselben Saturnus auch nicht bloß Kinder, sondern, besiegt von den Siciliern, opferten sie zweihundert Söhne der Vornehmen, um ihn zu versöhnen. Was aber jetzt noch der großen Mutter und der Bellona<sup>2)</sup> geopfert wird, ist gar nicht menschlicher als das eben Erzählte. Hierbei nämlich verstümmeln sich die Priester geschlechtlich und opfern nicht fremdes, sondern ihr eigenes Blut; sie sind dann weder Mann noch Weib; oder sie verwunden ihre Schultern und bespritzen die abscheulichen Altäre mit ihrem eigenen Blute. Wir wollen nun zu Opfern übergehen, die erträglicher sind. Die heiligen Festlichkeiten der Isis stellen nun dar, wie sie den kleinen Knaben Osiris verloren und gefunden hat. Zuerst nämlich machen die Priester und ihre Diener alle Glieder glatt, dann schlagen sie auf die Brust, stoßen Klagen aus, zeigen Schmerz und suchen, indem sie die Gemüthsstimmung der Mutter nachahmen. Nachher wird der Knabe durch einen Hundskopf<sup>3)</sup> gefunden. So wird alsdann das Trauerfest mit Jubel geschlossen. Diesem fast gleich wird ein Fest der Ceres gefeiert, wobei Fackeln angezündet werden und bei Nacht die Proserpina gesucht wird; ist sie aber gefunden, so endigt man die Feier durch Umherwerfen von Fackeln<sup>4)</sup> zur Dankagung. Die Bewohner von Lampsakus opfern dem Priapus einen kleinen Esel. Dieß erschien nämlich als das

1) Pfaff und Neumann haben hier persona Apollinis, Davis las responso, und Eduard sagt, daß Dieß ganz gut aus den nicht ganz deutlichen Buchstaben des Roder zu nehmen sei.

2) Bellona, griech. *Enio*, war die Kriegsgöttin. Sie hatte zu Rom einen Tempel, den Appianus Claudius in der neunten Region außer der Stadt gebaut hatte. Vor ihrem Tempel stand eine Kriegssäule, über welche bei einer Kriegserklärung der Fectial die Lanze warf.

3) Siehe Minutius Felix Kap. 22 (Bdch. 22 S. 53 dieser Sammlung).

4) Siehe Minutius Felix a. a. O. und Ovid Fasti IV, 493.



passendste Opfer, damit es für Den, dem es geopfert wurde, die Größe der Mannes-Schande darstellte.<sup>1)</sup> Zu Lindus, einer Stadt der Insel Rhodus, wird Herkules mit Verwünschungen verehrt. Als nämlich Herkules einem Landmanne die Ochsen gestohlen und geopfert hatte, so rächte Jener das ihm zugefügte Unrecht durch Scheltworte; und als nun eben dieser (bestohlene Bauer) später als Priester des Herkules eingesetzt worden, wurde festgestellt, daß sowohl er selbst als auch später die anderen Priester mit denselben Schimpfworten seine Feste begingen. Die religiöse Verehrung des kretensischen Jupiter stellt dar, wie er dem Vater heimlich entzogen und durch eine Ziege, mit deren Milch ihn Amalthea nährte, aufgezogen wurde. Dasselbe stellen die heiligen Opfer der Göttermutter dar. Weil nämlich damals Korybanten durch das Geklirr mit den Helmen und Schläge auf die Schilde das Weinen des Knaben verheimlichten, so wird jetzt eine Nachbildung davon bei den Opfern vorgenommen. Aber anstatt der Helme schlägt man auf Tymbeln und an Stelle der Schilde auf Pauken, damit Saturnus den weinenden Knaben nicht höre.

## 24. Über den Ursprung der religiösen Opfer.

So viel über die den Göttern geweihten geheimnißvollen Opfer. Jetzt wollen wir auch den Ursprung der Götter-Verehrungen untersuchen, um auf diese Weise klar zu stellen, von wem und seit welcher Zeit sie eingeführt sind. Didymus<sup>2)</sup> sagt in den „Erklärungen Pindars“, daß die Töchter des Königs von Kreta, Amalthea und Melissa, den Jupiter mit Ziegenmilch und Honig ernährt haben. Dergleichen, daß dieser neue Gebräuche und Feierlichkeiten bei

1) Siehe Ovid Fasti VI, 631.

2) Didymus aus Alexandrien um 30 vor Chr. soll über breitausend Schriften, Erklärungen zu den Klassikern geschrieben haben; diese Schrift findet sich in den Scholien Pindars.

den Opfern eingeführt und zuerst den Göttern, das ist Vesta, und später der Erde [Tellus] geopfert habe. Deshalb sagt der Dichter:<sup>1)</sup>

„Der ersten der Götter,  
Der Erde.“

Euhemerus sagt, daß selbst Jupiter sich, nachdem er die Herrschaft an sich gerissen hatte, Tempel habe erbauen lassen: indem er nämlich den Erdkreis umwanderte, verband er sich, wohin er auch immer kam, mit den Beherrschern des Volkes durch Freundschaft und Berechtigung zur Gastfreundschaft, und damit die Erinnerung daran leicht erhalten werden könnte, drang er darauf, ihm ein Heiligthum zu schaffen, wie auch, daß seine Gastfreunde jährliche Feste veranstalten möchten. Auf diese Weise hat er durch alle Länder die Verehrung seines Namens angeregt. Wann die eben Genannten aber gelebt haben, kann leicht ermittelt werden, da ja Thallus in seiner Geschichte berichtet, daß Velus, der König der Affyrer, der Zeitgenosse und Freund des Saturnus, der auch von den Babyloniern verehrt wird, dreihundertzweiundzwanzig Jahre vor dem trojanischen Kriege gelebt habe; und seit der Einnahme Trojas sind jetzt tausendvierhundertsiebenzig Jahre verflossen. Daraus geht klar hervor, daß das Menschengeschlecht erst seit tausendachtundert Jahren durch Einführung des neuen Götterdienstes in Irrthum gestürzt ist.

## 23. Über das goldene Zeitalter, Prometheus, die von ihm gefertigten Figuren.

Mit Recht sagen daher die Dichter, daß das Jahrhundert, welches unter der Regierung des Saturnus gewesen, verwandelt worden sei. Damals wurden nicht mehrere Götter<sup>2)</sup>

1) Vergil. Aeneis VII, 136.

2) Ueber das Entstehen des Polytheismus verbreitet sich Euse-

verehrt, man kannte nur einen einzigen Gott. Nachdem sie sich dem Irdischen und Vergänglichen hingegeben hatten, verehrten sie Bildnisse von Holz, Erz und Stein; so wurde das goldene Zeitalter in's eiserne verwandelt. Nachdem so die Kenntniß des einen Gottes verschwunden und das eine Band der menschlichen Gesellschaft zerrissen war, fingen sie an, sich gegenseitig auszuplündern und sich zu bekriegen. Wenn sie aber ihre Augen zum Himmel hätten erheben und wenn sie auf den einzigen Gott, der sie zum Anblicke des Himmels und seiner selbst angeregt hat, hätten hinblicken wollen, so hätten sie niemals in Erniedrigung sich nieder gebeugt, um irdische Dinge anzubeten, weshalb Lutatius<sup>1)</sup> ihnen ihre Thorheit zum schweren Vorwurfe macht mit den Worten: „Sie erniedrigen ihre Seelen aus Furcht vor Götzen, und die Gedrückten beugen sie nieder zur Erde.“ Und Das thun sie, ohne zu wissen, wie thöricht es sei, Das zu fürchten, was man gemacht hat, davon irgend welchen Schutz zu erwarten, was ohne Sprache und Wahrnehmung ist und somit den Schutzsuchenden weder sehen noch hören kann. Was kann das für eine Majestät und göttliche Macht haben, wovon es in der Macht des Menschen lag, daß es nicht wurde, oder daß es etwas Anderes wurde, und es ist ja auch jetzt noch (in dessen Macht)! Denn (die Götzenbilder) können sowohl zertrümmert als auch durch Diebstahl entwendet werden, wenn sie nicht das Gesetz oder menschliche Bewachung sicher stellt. Kann wohl seines Verstandes mächtig erscheinen, der solchen die besten Opfer schlachtet, Gaben weicht und kostbare Kleider schenkt, gleich als wenn sie dergleichen gebrauchen könnten, obschon sie sich auch nicht bewegen können? Deshalb hat auch Dionysius,<sup>2)</sup>

buss praep. evangel. I, 9; er sagt, daß derselbe sich von den Aegyptiern und Phöniziern auf die Griechen übertragen habe.

1) Lutatius, gest. um 50 v. Chr., schrieb ein Gedicht de rerum natura. Quintilian 10, 87 nennt ihn difficilis; Ausgaben von Forbiger und Bernays; Leipzig, Teubner.

2) Dieser Dionysius war der Ältere; siehe Justinus lib. 20 und 21.

Thyrrann von Sizilien, nach der siegreichen Eroberung Griechenlands mit Recht die griechischen Götter unter Verhöhnung ausgeplündert, und nach den an den Heiligthümern verübten Blünderungen kam er durch glückliche Fahrt nach Sizilien zurück und behauptete die Herrschaft bis zum Greisenalter. Die zertrümmerten Götzen haben ihn nicht bestrafen können. Um so besser ist es, das Eitelle zu verachten und zu dem einzigen Gott sich zu wenden, wie auch die von ihm erhaltene Stellung und den Namen in's Auge zu fassen. Deshalb wird der Mensch nämlich „Anthropos“<sup>1)</sup> (der Aufschauende) genannt, weil er in die Höhe blickt. Es blickt aber in die Höhe Der, welcher den wahren und lebendigen Gott, der im Himmel ist, mit Ehrfurcht anschaut, der sich zu dem Schöpfer und Urheber seiner Seele nicht bloß durch Wahrnehmung und Denken, sondern auch mit dem Antlitze und erhobenen Augen erhebt. Wer aber dem Irdischen und Vergänglichem sich hinwirft, stellt Das, was unter ihm ist, noch höher als sich. Denn da der Mensch selbst Gottes Werk ist, ein Bildniß aber Menschenwerk ist, so kann das menschliche Werk dem Göttlichen nicht vorgezogen werden; wie Gott der Urheber des Menschen ist, so ist der Mensch der des Bildes. Daher ist Der thöricht und unsinnig, welcher Das anbetet, was er mit seinen Händen gemacht hat. Prometheus, der Sohn des Iapetus, des Oheims des Jupiter, ist Urheber dieses so verderblichen und närrischen Kunstbetriebes. Als nämlich Jupiter nach gewaltsamem Anschreißen der höchsten Herrschaft wie Gott verehrt sein wollte, dergleichen, daß ihm Tempel erbaut würden, so suchte er Jemanden, der eine menschliche Figur darstellen könnte, und es ist damals Prometheus<sup>2)</sup> aufgetre-

1) Das Wort *ἄνθρωπος* leitet Eduardus zu II, 1 von *ἄνω ὀρῶν* *ὀπί* ab, das heißt: mit dem Antlitze aufwärts schauend.

2) Prometheus, Sohn des Iapetus und der Rhymene, verschaffte den Menschen das Feuer; Horat. Od. 3: *Audax Iapeti genus ignem fraude mala gentibus intulit.* Aeschylus *Prometh.* 110. Dafür wurde er zur Strafe angenagelt, und ein Adler fraß

ten, welcher aus weichem Lehm ein Menschenbild machte und zwar so ähnlich, daß das neue und vollendete Kunstwerk als ein Wunder betrachtet wurde. Endlich haben die Menschen seiner Zeit und nachher die Dichter überliefert, daß jene wahrhaft lebende Menschen machen könne. Und wir loben noch so oft die mit Kunst verfertigten Bilder und sagen, daß sie leben. Dieser nun ist in genannter Weise der Urheber der aus Erde gemachten Bilder gewesen. Die ihm folgenden Nachkommen aber meißelten schon solche aus Marmor und goßen sie aus Erz. Im Verlaufe der Zeit kam später die Ausschmückung von Gold und Elfenbein hinzu, so daß nicht bloß die Ähnlichkeit, sondern auch der Glanz noch die Augen der Menschen blendete. So vergaßen sie, durch Schönheit verlockt, die wahre Majestät, und es sind Die, welche Wahrnehmung, Vernunft und Leben haben, zu dem Glauben gekommen, daß das Empfindungslose, Vernunft- und Lebenslose angebetet werden müsse.

## 26. Über die Verehrung der Elemente und Gestirne.

Jetzt wollen wir auch Diejenigen widerlegen, welche die Elemente der Welt wie Götter verehren, nämlich den Himmel, die Sonne und den Mond; Diese nämlich erkennen den Schöpfer derselben nicht, bewundern aber die Werke und beten sie an. In diesem Irrthum befinden sich nicht bloß Unerfahrene, sondern auch Philosophen, da ja die Stoiker meinen, daß sämtliche Himmelskörper den Göttern beizuzählen seien, weil sie bestimmte und vernünftige Bewegung haben, wodurch sie den Wechsel der sich nachfolgenden Zei-

---

ihm täglich die Leber ab. Hercules befreite ihn. Daß er auch Menschenbildner gewesen, sagt Horatius Ode 16; Apollodor I, 7, 1; Ovid Met. 1, 81; Hesiod opera et dies v. 61. Ausführlich spricht davon Lucian im „Prometheus“.

ten auf das regelmässigste erhalten. Diese haben aber deshalb keine Bewegung nach freier Bestimmung, da sie sich vorgeschriebenen Gesetzen unterwerfen, und sicherlich nicht auf eigene Wahrnehmung hin, sondern nach der Einrichtung des höchsten Schöpfers, welcher jene so eingerichtet hat, daß sie nicht zu verfehlende Bahnen und bestimmte Räume durchlaufen sollten, damit sie dadurch den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter zu Stande brächten. Wenn sie nun ihre Wirkungen, ihre Wanderungen, Klarheit, Regelmäßigkeit und Schönheit bewundern, hätten sie erkennen müssen, daß viel schöner, herrlicher und mächtiger der Gründer und Erschaffer, Gott, sein müsse als sie selbst. Aber Jene schätzten das göttliche Wesen nach menschlichen Wahrnehmungen, daß Das weder ewig sein könne, was geschaut werden kann, noch auch daß man mit menschlichen Augen erfassen könne, was ewig ist.

## 27. Über die Erschaffung des Menschen, dessen Sünde und Strafe, die Engel.

Da es sich nach dem Berichte der Geschichtschreiber oft ereignet, daß die heidnischen Götter ihre Majestät durch Vorbedeutungen, Traumgesichte, durch Orakel, ferner noch durch Strafen an Denjenigen, die Frevel an ihren Heiligtümern begangen haben, offenbart zu haben scheinen, so bleibt uns zum Schlusse das Eine noch übrig nachzuweisen, welche Ursache Das bewirkt habe, damit Keiner auch jetzt noch in dieselben Schlingen stürze, in welche die Alten hineingerathen sind. Da Gott, gemäß der Kraft seiner Majestät, die Welt aus Nichts erschaffen und da er den Himmel mit Lichtkörpern geschmückt, die Erde und das Meer aber mit lebenden Wesen besetzt hatte, da bildete er den Menschen aus Lehm nach dem Bilde<sup>1)</sup> seiner Ähnlich-

---

1) Siehe Genesis II, 7: Formavit igitur Dominus Deus hominem de limo terrae; vgl. II. Kor. 3; Kol. 4; Ephef. 4.

keit und hauchte ihm das Leben ein; er wies ihm das Paradies, welches er mit allen Gattungen von Fruchtbäumen bepflanzt hatte, zum Wohnsitz an und befahl ihm, von einem Baume, dem der Erkenntniß des Guten und des Bösen, nicht zu essen; denn er würde, fügte er drohend bei, sterben müssen, wenn er Das gethan hätte; wenn er aber das Gebot hielte, würde er unsterblich fortleben. Damals beneidete die Schlange, welche eine von den Dienern Gottes war, den Menschen, weil er unsterblich erschaffen sei sie verlockt ihn durch List, daß er Gottes Befehl und Gesetz übertrat. Und so erlangte er freilich die Erkenntniß des Guten und des Bösen, aber das Leben, welches Gott ihm als ein unsterbliches verliehen, verlor er. Deshalb entfernte Gott den Sünder aus dem heiligen Orte und band ihn auf diese Erde, daß er sich durch Arbeit Nahrung verschaffte, daß er Beschwerden und Leiden zum Verdienste ertrüge; das Paradies selbst umgab er mit einem Feuerwalle, damit kein Mensch bis zum Tage des Gerichtes zu jenem Orte der ewigen Glückseligkeit vorzubringen wagte. Alsdann folgte der Tod als Strafe für die Menschen nach Gottes Ausspruch; indessen dehnte er ihm doch die Lebenszeit, welche auch der Zeit nach beschränkt war, auf tausend Jahre aus; das blieb die Dauer des menschlichen Lebens bis zur Zeit der Sündfluth. Nach der Sündfluth nämlich ist es verkürzt und bis auf hundertzwanzig herabgesetzt worden; jene Schlange aber, welche nach ihren Thaten Anschuldiger und Anzeiger genannt wurde, die Nachkommenschaft des Menschen, die er von Anfang an betrogen hatte, zu verfolgen. So hat er Den, welcher zuerst auf der Erde erzeugt worden, mit Neid erfüllt und zur Ermordung des Bruders ausgerüstet, damit er von den zwei Erstgeborenen den einen vertilge, den anderen zum Brudermörder mache. Hernach aber ließ er noch nicht ab, bei den einzelnen Nachkömmlingen in die Herzen das Gift der Bosheit einzupflanzen, sie zu verderben und schlecht zu machen, so daß er sie schließlich mit so großen Lastern bedeckte, daß ein Beispiel von Gerechtigkeit eine Seltenheit war und die Menschen



wie die Thiere lebten. Als Gott Das sah, schickte er seine Engel, daß sie um das Leben der Menschen Sorge trügen und sie vor jedem Übel schützten. Diesen gab er auch den Auftrag, daß sie sich von allem Irdischen enthalten sollten, damit sie sich mit keiner Makel befleckten, wodurch sie die Engelswürde verlieren würden. Aber eben diese hat jener selbe listige Anschuldiger auch während ihres Verweilens bei den Menschen zu sinnlichen Freuden verlockt, so daß sie sich mit Weibern versündigten.<sup>1)</sup> Sodann wurden sie durch Gottes Ausspruch verurtheilt und wegen ihrer Sünden verworfen; auch verloren sie ihren Namen, Stand und wesentliche (übernatürliche) Gaben. So wurden sie Trabanten des Teufels, und um Trost in ihrem Verderben zu finden, verlegten sie sich darauf, die Menschen, zu deren Schutz sie gekommen waren, zu verderben.

## 28. Über die bösen Geister und ihre schlechten Werke.

Diese sind die bösen Geister, über welche die Dichter

---

1) Die irrige Auffassung, welcher Laktantius hier huldigt, daß sich nämlich Engel mit Weibern sollen versündigt haben, beruht auf falscher Erklärung von Genesis 6, 1—4: „Es sahen die Kinder Gottes die Töchter der Menschen und nahmen sie beliebig zu Weibern.“ Der Ausdruck „Kinder Gottes“ (Bne-Elohim) wurde als Söhne Gottes (Engel) falsch aufgefaßt von Josephus, Philo, Justin, Athenagoras, Tatian, Clemens von Alexandrien und in der letzten Zeit von Kurz, Geschichte des alten Bundes, 1., 2. u. 3. Auflage. Dieser Auffassung schloß sich in der Uebersetzung von Rohrbachers Kirchengeschichte, Bb. I, 124, der gelehrte Uebersetzer Hülskamp an; er fügt aber hinzu: Wir wünschen gewiß Nichts sehnlicher, als durch eine gründliche Darlegung eines Besseren belehrt zu werden, daß nämlich die Kinder Gottes fromme Sethiten gewesen seien. Diese Aufgabe hat Scholz (Die Ehen der Söhne Gottes; Regensburg, Manz, 1865) gut gelöst, so daß Hülskamp (Lit. Handweiser S. 57) sagt: Sie hat mich von der stets gewünschten Rettbarkeit der Sethiten-Deutung zuerst überzeugt.

oft in ihren Gedichten sprechen, und welche Hesiod<sup>1)</sup> Wächter der Menschen nennt. Denn sie haben den Menschen durch Verlockungen und falsche Vorspiegelungen zugesetzt, daß sie glaubten, daß auch sie Götter seien. Ja sogar Sokrates<sup>2)</sup> lehrte öffentlich, daß er von seiner ersten Kindheit an als Wächter und Führer seines Lebens einen Schutzgeist gehabt habe, ohne dessen Willen und Wink er Nichts thun könne. Sie halten sich also bei einzelnen (Menschen) auf und unter den Namen Schutz- oder Hausgötter wohnen sie in den Häusern. Diesen werden Heiligthümer errichtet, täglich Opfer gespendet wie auch den Heerdgöttern, denen als Abwenden der Übel Ehre erzeigt wird. Diese haben von Anfang an neue Religionsgebräuche und Götterverehrungen eingeführt, um die Menschen von der Kenntniß des wahren Gottes abzuziehen. Diese haben gelehrt, das Andenken an die verstorbenen Könige heilig zu halten, ihnen Tempel zu bauen und Statuen zu errichten; nicht um die Ehre Gottes zu vermindern oder die ihrige, die sie durch die Sünde verloren hatten, zu vermehren, sondern um den Menschen das (übernatürliche) Leben zu rauben und ihnen die Hoffnung der wahren Erleuchtung zu nehmen, auf daß sie nicht zum Lohne der Unsterblichkeit im Himmel, woher jene selbst herabgestürzt waren, gelangen möchten. Ebendieselben haben auch die Sterndeutung, Zeichendeutung und Wahrsagerkunst gelehrt, aber, obgleich diese an sich Täuschung sind, so werden sie doch von ihnen, den Urhebern der Übel, so geleitet und gelenkt, daß sie für wahr gelten. Dieselben haben auch noch die Blendwerke der Zauberkunst erfunden, um die Augen zu blenden. Durch ihren Zauberhauch geschieht es, so daß Das, was vorhanden ist, nicht zu sein und Das, was nicht vorhanden ist, wirklich zu sein scheint. Auch erfanden sie die Todtenbeschwörungen, Würfeln mit Loosen und die Drakel, so daß sie denkende Menschen durch

1) Hesiod, Werke und Tage, B. 122.

2) Siehe Xenophons Memorabilien, 1. B. 1. Kap.

zweideutig (in Aussicht gestellte) Ausgänge zum Besten halten, wenn die Weissagung gelogen hatte. In den Tempeln und bei allen Opfern waren sie gegenwärtig, und durch Veranstaltung von einigen falschen Wundererscheinungen, welche die Anwesenden als ein wirkliches Wunder nehmen, umgarnen sie so die Menschen, daß sie glauben, in den Statuen und Bildern wohne die Gottheit. Als raumlose Geister schleichen sie in die Körper, und nach Beschädigung der Körpertheile erwecken sie Krankheiten, welche sie hernach, durch Opfer und Gelöbnisse versöhnt, beseitigen. Sie schicken Traumgesichte, entweder voll von schrecklichen Bildern, damit sie selbst zu Rathe gezogen werden, oder damit, wenn der Ausgang sich als wahr erweise, sie ihre Verehrung vermehren. Zuweilen üben sie gegen Die, welche an ihren Heiligthümern gefrevelt, Rache aus, damit Jeder, der es sieht, noch furchtsamer und ängstlicher werde. So haben sie das Menschengeschlecht in Finsterniß gehüllt durch ihre Betrügereien, damit nach Unterdrückung der Wahrheit der Name des höchsten und einzigen Gottes in Vergessenheit käme.

## 29. Über Gottes Zulassung des Bösen, daß Gutes daraus folge.

Aber, möchte Einer sagen, warum läßt der wahre Gott Das geschehen, oder vielmehr warum schafft er die Bösen nicht weg oder vernichtet sie? Warum hat er den ersten bösen Geist<sup>1)</sup> in's Dasein gerufen zu dem Zwecke, um Alles

1) Laktantius ist wegen dieser und ähnlicher Ausdrücke der Häresie, daß er Gott zum Urheber des Bösen mache, verdächtigt worden; allein seine sonstigen Auslassungen lib. I, 11, die Wörter (Gnade und Freiheit S. 478) erörtert hat, lassen solchen Verdacht nicht zu. Laktantius will also hier mehr das Zulassen Gottes bezüglich der bösen Engel und Menschen betont haben. Die heilige Schrift hat ja selbst so scharfe Ausdrücke, z. B. Ps. 45, 7: „Ego sum Dominus faciens pacem et creans malum;“

zu verderben und zu Grunde zu richten? Ich werde kurz sagen, warum er das Dasein eines solchen gewollt habe. Ich frage, ist die Tugend etwas Gutes oder etwas Böses? Es läßt sich nicht läugnen, daß sie etwas Gutes ist. Wenn die Tugend etwas Gutes ist, so ist vielmehr als Gegensatz das Laster etwas Böses. Wenn das Laster daher etwas Böses ist, weil es die Tugend bekämpft, und die Tugend etwas Gutes ist, weil sie das Laster niederdrückt, so kann Tugend ohne Laster nicht bestehen. Und wenn du das Laster wirst weggenommen haben, so werden auch die Verdienste der Tugend beseitigt. Darum kann auch gar kein Sieg ohne Feind errungen werden. So kömmt es, daß das Gute ohne Böses nicht sein kann. Dieses hat auch Chrysippus,<sup>1)</sup> ein Mann von

---

Amos 3, 6: „Si erit malum in civitate, quod Dominus non fecerit?“

1) Diese Stelle des Stoikers Chrysippus, welche uns A. Gellius in den „attischen Nächten“ überliefert hat, ist im Gellius selbst zum Theil verloren gegangen und später nach Auffindung der Handschrift des Lactantius aus derselben ergänzt worden. Selbst die Zweibrücker Ausgabe des Gellius von 1784 ist noch ohne Ergänzung. Dieser Umstand veranlaßte die *commentatio de locis Gellii noctes Attic. lib. VI. cap. 1 et Lactantii epitome c. 29*, Meissen 1827, von Kreyssig. Dieser Gelehrte hat den ganzen Passus kritisch festgestellt und namentlich das Fragezeichen nach: *Proinde, inquit, homines stulti, cur — et non sit mendacium?* welches merkwürdiger Weise in allen Ausgaben des Lactantius — mit einziger Ausnahme der Oberthür'schen — fehlt, ohne welches kein Sinn herauszubringen ist. Das hier citirte Werk über die Vorsehung ist von Diogenes Laertius, der lib. VII, 7 an siebenhundertfünf Werke von Chrysippus aufzählt, nicht erwähnt. Wer sich näher über diesen zweiten Nachfolger des Stiflers der stoischen Schule, Zenon, unterrichten will, nehme die gehaltvolle gekrönte Preisschrift von Baguet (vor Kurzem als Sekretär der katholischen Universität Löwen gestorben): *De Chrysippi vita, doctrina et reliquiis* (Löwen 1822). In wie weit nun Lactantius die Darlegung des Chrysippus zu der seinigen macht, denkt er sich die

scharfem Geiste, in der Abhandlung über die Vorsehung einge-  
 sehen; er hat Diejenigen ihrer Thorheit wegen stark getabelt,  
 welche glauben, daß das Gute zwar von Gott bewirkt wor-  
 den sei, ihm aber das Böse absprechen. Dessen Ansicht  
 hat Celsus in den Büchern „attische Nächte“ auseinander  
 gesetzt mit den Worten: Welchen die Welt nicht Gottes  
 und der Menschen wegen geschaffen zu sein scheint, noch  
 auch, daß die menschlichen Angelegenheiten durch die Vor-  
 sehung regiert werden, die glauben einen wichtigen Grund  
 anzuführen, wenn sie sagen: Wenn es eine Vorsehung gäbe,  
 würden keine Übel sein. Nichts nämlich stimme weniger,  
 sagen sie, mit der Vorsehung überein, als daß in dieser  
 Welt, welche Gott der Menschen wegen gemacht haben soll,  
 eine überaus große Anzahl von Leiden und Übeln sei. Hier-  
 auf entgegnete indeß Chrysippus im vierten Buche über die  
 Vorsehung: Nichts ist ungereimter als die Behauptung Je-  
 ner, welche meinen, daß es Gutes habe geben können, ohne  
 daß es zu gleicher Zeit Böses (Übel) gäbe. Denn da das  
 Gute dem Bösen entgegengesetzt ist, so muß nothwendig  
 Beides sich gegenüberstehen und kann nur bestehen, wenn  
 es sich gegenseitig einander stützt. Somit gibt es keinen  
 Gegensatz, ohne daß Eins dem Andern entgegensteht. Wie  
 könnte man einen Begriff von Gerechtigkeit haben, wenn es  
 keine Ungerechtigkeiten gäbe, oder was ist Gerechtigkeit an-  
 ders als das Fernsein der Ungerechtigkeit? Wie könnte  
 man das Wesen der Tapferkeit anders erkennen als durch  
 den Gegensatz der Feigheit? beßgleichen, was Enthaltam-  
 keit sei, wenn nicht aus der Unenthaltbarkeit? Wie würde  
 ebenso die Klugheit erklärt, wenn nicht als Gegensatz die  
 Unklugheit da wäre? Warum, sagt er, verlangen demnach  
 die thörichten Menschen nicht auch, daß die Wahrheit existire.

---

Menschheit in statu naturae lapsae, bei welcher nach Jesu Christi  
 Wort das Unkraut unter dem Weizen fortwächst, und wo Aergernisse  
 kommen müssen; Matth. Kap. 13 u. 18.

dagegen die Lüge nicht existire?<sup>1)</sup> Denn gerade so findet sich Gutes und Böses, Glück und Unglück, Freude und Schmerz neben einander. Ist ja das Eine, wie Plato<sup>2)</sup> sagt, mit dem Anderen verbunden, obschon der Ausgangspunkt (vertex) entgegengesetzt ist; hebst du Eines auf, so hast du Beides beseitigt. Du siehst also, was ich oft bemerkt habe, daß das Gute so mit dem Bösen verknüpft ist, daß das eine ohne das andere nicht bestehen kann. Daher hat also mit größter Überlegung Gott im Bösen die Veranlassung zur Tugend niedergelegt, und Das hat er deshalb gethan, um uns den Wettkampf zu schaffen, in welchem er die Sieger mit dem Lohne der Unsterblichkeit krönen wollte.

### 30. Über die falsche Weisheit.

Ich glaube nun, bewiesen zu haben, daß die Verehrung vieler Götter nicht nur gottlos, sondern auch unsinnig sei, theils weil sie Menschen gewesen sind, deren Andenken nach dem Tode heilig gehalten wurde, theils weil sie empfindungslose und taube Naturen sind, die ja von Erde gemacht worden; ebenso zeigte ich, daß der Mensch, der seinen Blick zum Himmel richten soll, sich nicht dem Irdischen unterwerfen dürfe, eben weil die Geister, welche die Religionen beherrschen, frevelhaft und unrein sind und deshalb durch Got-

1) Die Frage: „Warum verlangen die thörichten Menschen z.“ bezieht sich auf den Anfang des Kapitels; es sind Jene, die nichts Böses zulassen wollen; dann müßten sie auch die Lüge, die doch stets vorkommt, weg wünschen. Wäre dieser Satz die direkte Fortsetzung des letzten, dann müßte er so heißen: Sind deshalb die Menschen nicht thöricht, daß sie die Wahrheit erkennen, aber nicht die Lüge? Ohne Fragezeichen ist mir ein Sinn unerfindlich, und doch haben die gelehrten Philologen Das bis jetzt nicht entdeckt; leider hat auch Kreyssig a. a. O. für die Aufklärung dieses Satzes Nichts gethan.

2) Plato's Phädo Bd. I. S. 136 ed. Bib. ὡς ἀπορον — τὸ ἴδιον.



tes Entscheidung verurtheilt auf die Erde gestürzt sind, und daß es frevelhaft sei, sich in die Botmäßigkeit Derer zu geben, welche man weit überragt, wenn man dem wahren Gotte folgen will. Es erübrigt nun noch, daß wir, da wir über die falsche Religion gesprochen haben, eine Auseinandersetzung geben aus der Philosophie, welche die Philosophen öffentlich lehren. Diese sind zwar mit großer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ausgerüstet, indessen aber weit von der Wahrheit entfernt, weil sie weder Gott noch die Weisheit Gottes erkannt haben. Obgleich diese spitzfindig und beredt sind, so werde ich doch keine Bedenken tragen, weil ihre Weisheit eine menschliche ist, auch mit diesen den Kampf zu übernehmen, damit es klar einleuchte, daß die Wahrheit die Lüge, das Himmlische das Irdische leicht überwinden könne. Den Begriff der Philosophie erklären sie also: „Sie ist die Liebe zur Weisheit oder das Streben nach derselben.“ Also ist sie selbst die Weisheit nicht, weil nothwendig Das, was liebt, etwas Anderes sein muß als Das, was geliebt wird. Wenn sie also das Suchen der Weisheit ist, dann ist ja in dieser Beziehung die Philosophie nicht einmal Weisheit. Weisheit nämlich ist Das gerade, was gesucht wird, das Streben aber, was sucht. Also beweist der Begriff oder die Erklärung ihres Namens deutlich, daß die Philosophie die Weisheit nicht selbst sei. Ja ich möchte Das nicht einmal eine Erforschung der Weisheit nennen, wodurch man sich der Weisheit befleißigt. Wer möchte als ein Solcher gelten wollen, daß er sich um Etwas bemühte, was er auf keine Weise erreichen kann? Wer sich der Arzneikunde widmet oder der Sprachlehre oder der Rednerkunst, kann ein Erforscher der Kunst, welche er lernt, genannt werden. Sobald er sie aber gelernt hat, wird er auch gleich Arzt, Sprachlehrer, Redner genannt. So hätten auch die Erforscher der Weisheit, nachdem sie sie gelernt hätten, weise genannt werden müssen. Da sie aber, so lange sie leben, nach Weisheit Strebende genannt werden, so ist klar, daß ihre Bemühung kein wahres Studium sei, weil man



Durch dasselbe das Erstrebte nicht erreichen kann,<sup>1)</sup> wenn nicht allenfalls Diejenigen, welche sich bis zum Ende des Lebens bemühen, weise zu werden, in der Unterwelt als Weise gelten werden. Jedes Studium aber hat ein Ziel im Auge. Also ist das kein richtiges Studium, welches kein Ziel erreicht.

### 31. Über Wissen und Muthmaßen.

Außerdem gibt es zwei Dinge, welche zur Philosophie zu gehören scheinen, nämlich das Wissen und Muthmaßen. Wenn diese weggenommen werden sollten, stürzt die ganze Philosophie zusammen. Und doch haben gerade die ersten der Philosophen Beides der Philosophie abgesprochen. Sokrates hat das Wissen, Zeno das Muthmaßen beseitigt. Ob mit Recht, wollen wir jetzt sehen. Die Weisheit ist nach Cicero's Erklärung die Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen. Wenn diese Erklärung richtig ist, wird die Weisheit dem Menschen nicht zu Theil. Wer nämlich von den Sterblichen könnte sich anmaßen, zu erklären, die Wissenschaft von den menschlichen und göttlichen Dingen zu besitzen? Die menschlichen Dinge übergehe ich; wenn diese auch mit den göttlichen in Verbindung stehen, so wollen wir dennoch einräumen, daß der Mensch sie wissen könne, weil sie sich ganz auf den Menschen beziehen. Die göttlichen kann er durch sich nicht wissen, weil er Mensch ist; wer sie aber weiß, muß nothwendig göttlich und deshalb auch Gott sein. Der Mensch aber ist weder göttlich noch Gott; daher kann der Mensch die göttlichen Dinge durch sich nicht wissen. Keiner ist also weise als Gott oder we-

---

1) Laktantius hat hier wohl etwas zu stark das Nützige des Studiums der Philosophie nachzuweisen gesucht; siehe Köhler, Bibliothek der Kirchenväter, 3. Theil, S. 373 u. ff.

nigstens der Mensch, den Gott belehrt hat.<sup>1)</sup> Jene aber, die weder Götter noch von Gott belehrt sind, können deshalb nicht Weise, das heißt Kenner der göttlichen und menschlichen Dinge genannt werden. Daher ist mit Recht von Sokrates und von den Akademikern das Wissen abgesprochen worden. Das Muthmaßen schickt sich auch nicht für einen Weisen. Denn Jeder muthmaßt Das, was er nicht weiß. Daß du aber muthmaßeß, Das zu wissen, was du nicht weißt, ist Verwegenheit und Thorheit. Ganz richtig ist deshalb das Muthmaßen von Zeno (der Philosophie) abgesprochen worden. Wenn es also beim Menschen kein Wissen gibt, das Muthmaßen aber nicht stattfinden soll, so ist die Philosophie von Grund aus vernichtet.

### 32. Über die verschiedenen Philosophenschulen und deren Widersprüche.

Hiezu kommt noch, daß sie (die Philosophie) gar nicht übereinstimmt, sondern in Schulen zerspaltet und in viele abweichende Meinungen auseinandergehend keinen festen Standpunkt hat. Da nämlich jede Schule für sich alle übrigen bekämpft und zu Grunde zu richten sucht und keine unter ihnen ist, die nicht nach dem Urtheile der anderen der Thorheit geziehen würde, so wird ganz bestimmt bei der Uneinigkeit unter den Gliedern der ganze Körper der Philosophie zum Untergange gebracht. Deshalb ist später die Akademie entstanden. Denn da die Gründer dieser Schule sahen, daß alle Philosophie beim gegenseitigen Bekämpfen der Philosophen vernichtet sei, so übernahmen sie den Krieg gegen Alle, um Allen Alles umzustürzen, während sie selbst nur das Eine behaupteten, daß man Nichts wissen könne. Nachdem sie nun so das Wissen abgesprochen hatten, rich-

1) Ps. 93, 12: Beatus homo, quem tu erudieris, Domine, et de lege tua docueris eum. Glücklich der Mensch, den du schulest, o Herr, aus deinen Satzungen belehrest.

seten sie die alte Philosophie zu Grunde. Diese nun aber, da sie das Nichtwissen öffentlich kund thaten,<sup>1)</sup> behielten nicht einmal den Namen der Philosophen mehr bei, weil Nichts zu wissen nicht nur nicht<sup>2)</sup> einem Philosophen, sondern nicht einmal einem gewöhnlichen Menschen angemessen ist. So mußten sich die Philosophen, weil sie keinen festen Halt hatten, durch gegenseitige Wunden vernichten und sogar die ganze Philosophie durch ihre eigenen Waffen sich aufreiben und um's Dasein bringen. Aber ist denn allein die Körperlehre (Physik) ohne festen Halt? Wie steht es mit ihrer Sittenlehre? Ruht sie auf einem sicheren Fundamente? Wir wollen sehen, ob die Philosophen wenigstens in dieser Beziehung, wo es sich um den Beruf des Lebens handelt, übereinstimmen.

### 33. Untersuchung über das höchste Gut<sup>3)</sup> des Menschen.

Nun haben wir zu untersuchen, was im Leben das höchste Gut ist, damit darnach das ganze Leben und unsere Handlungen eingerichtet werden. Indem wir nun eine Untersuchung anstellen über das höchste Gut, müssen wir ein solches aufstellen, das sich erstens nur allein auf den Menschen und zwar ganz besonders auf dessen Seele bezieht und

1) Als einen solchen öffentlichen Nichtswisser nennt Cicero *Academ. post. I, 12, 45* den Arcesilas: *itaque Arcesilas negabat esse quidquam, quod sciri posset etc.* Auch Metrodorus aus Chios hat gelehrt: *Οὐδὲν ἴσμεν etc.*; siehe *Diog. Laertius IX, 58*.

2) „Nicht nur nicht“ heißt im Texte bloß „non modo“; das ist häufig bei Cicero und Cäsar der Fall; siehe *bell. gall. III, 4* am Ende und *Muret. variae lectiones X, 7*.

3) Ueber dieses Kapitel ist überhaupt zu vergleichen: Cicero *Acad. priora II, 42, de finibus II, 6, 19, Tuscul. V, 30, de off. 3, 119* und *Augustinus de civ. dei XIX, 1; Clemens v. Alex. Strom. II.*

auch nur durch Tugend erstrebt wird. Daher wollen wir sehen, ob das höchste Gut, das die Philosophen feststellen, so sei, daß es sich nicht auf das stumme Thier bezieht, noch auch auf den Körper, und daß es nicht ohne Tugend erlangt werden kann. Aristippus,<sup>1)</sup> Gründer der cyrenäischen Schule, ist, weil er als höchstes Gut die Lust des Körpers erklärt hat, aus der Reihe der Philosophen und aus der menschlichen Gesellschaft auszuweisen, weil er sich zum Thiere herabgewürdigt hat. Nach Hieronymus<sup>2)</sup> ist das höchste Gut, ohne Schmerzen zu sein, nach Diodorus<sup>3)</sup> das Aufhören des Schmerzes. Aber die übrigen lebenden Wesen fliehen den Schmerz, und wenn sie keinen Schmerz empfinden oder aufhören, Schmerz zu haben, freuen sie sich. Was wird dann dem Menschen für ein Vorzug eingeräumt, wenn man sein höchstes Gut mit dem der Thiere gemeinsam hält? Zeno<sup>4)</sup> glaubte, daß das höchste Gut sei, der Natur gemäß zu leben. Aber diese Erklärung ist zu allgemein. Denn alle lebenden Wesen leben der Natur gemäß, und ein jedes hat seine eigene Natur. Epikurus hat behauptet, daß die Lust der Seele das höchste Gut sei. Was ist aber die Belustigung der Seele anders als Freude, wodurch die Seele sich meistens übermäßig ergötzt und sich belustigt, sei es mit Spiel oder mit Lachen? Aber auch dieses Gut kommt den stummen Thieren zu, die ja, wenn sie satt sind, sich in Freude

---

1) Aristipp war ein Schüler des Sokrates aus Cyrene, wo er später lehrte, darum cyrenäische Schule. Laktantius nennt ihn III, 7 einen unsflätigen Hund 2c.

2) Hieronymus von Rhodus, ein Schüler des Aristoteles, lebte unter Ptolemäus Philadelphus; er schrieb *ὑπομνημαῖα ἰστορικὰ* und *περὶ μέθης*; Athenaeus lib. 12.

3) Diodorus von Tyrus, Schüler und Nachfolger des Eristolaus. Nach Cic. de oratore lebte er noch 110 v. Chr.; vgl. Clemens v. Alex. II, 415.

4) Zeno aus Citium auf Cypem gründete die stoische Schule um 300 v. Chr.

und Muthwillen ergeben. Dinomachus und Kalliphon<sup>1)</sup> haben es als ehrbares Vergnügen anerkannt; aber entweder sagten sie Dasselbe wie Epikur, vorausgesetzt, daß die Belustigung des Körpers unehrbar ist, oder wenn sie die Belustigungen des Körpers theils schändlich theils ehrenvoll hielten, so besteht darin nicht das höchste Gut, weil es dem Körper zugeschrieben wird. Die Peripatetiker setzen das höchste Gut aus Gütern der Seele, des Körpers und des Glückes zusammen. Die Güter der Seele kann man schon gelten lassen. Aber wenn sie Hilfe nöthig haben, um das Glück voll zu machen, so sind sie ja wahrlich ohne Kraft; die Güter des Körpers und des Glückes sind nicht in des Menschen Macht, und nicht ist Jenes das höchste Gut, was entweder dem Körper oder Dem, was sich ausserhalb desselben befindet, zugeschrieben wird, weil dieses doppelte Gut sich auf die Thiere bezieht, die das Bedürfnis haben, gesund zu sein, um an Nahrung keinen Mangel zu haben. Man glaubt, daß die Stoiker etwas bessere Erkenntniß gehabt haben, indem sie die Tugend als das höchste Gut erklärt haben. Aber Tugend kann das höchste Gut nicht sein, da sie ja als Dulderin von Leiden und Mühen an sich nichts Gutes ist, sondern das höchste Gut bewirken und bewerkstelligen muß, weil man zu ihm ohne sehr große Mühe und Anstrengung nicht gelangen kann. Aber Aristoteles entfernte sich wahrlich vom vernünftigen Denken, wenn er Ehrbarkeit und Tugend zusammenstellte, als wenn die Tugend jemals entweder von der Ehrbarkeit getrennt oder mit Schändlichkeit verbunden werden könnte. Erillus<sup>2)</sup>

1) Die Lebenszeit dieser Beiden läßt sich nicht genau bestimmen; Cicero führt sie an: Tuscul. 5, 30, de off. 13 am Schlusse; vgl. Clemens v. Alex. Strom. II, 128.

2) Erillus (Pyrrhonius) aus Karthago war Schüler des Zeno. Neben dem Wissen als höchstes Prinzip hatte er noch ein zweites (*ὁπορεῖς*) für das praktische Leben, wonach die nicht Weisen streben; siehe Cic. de fin. II, 13, 43; de offic. I, 2, 6; Diog. VII, 165.

Pyrrhoniſus machte das Wiſſen zum höchſten Gut. Das kommt nun zwar der Seele des Menſchen allein zu; aber er kann es ohne Tugend erlangen. Der iſt ja nicht für glücklich zu halten, der entweder durch Zuhören Etwas erlernt oder durch unbedeutendes Leſen Etwas erfahren hat. Und hierbei kann der Begriff des höchſten Gutes nicht zutreffen, weil das Wiſſen ſich entweder auf ſchlechte Dinge oder wenigſtens auf unnütze beziehen kann. Und wenn es nun ein Wiſſen von guten und nützlichen Dingen iſt, welches man mit Mühe erlangt hat, ſo iſt es dennoch das höchſte Gut nicht, weil das Wiſſen nicht ſeinetwegen, ſondern eines anderen Zweckes wegen erſtrebt wird. Denn deßhalb werden ja Künſte erlernt, daß ſie uns zur Nahrung, zum Ruhme und zum Vergnügen gereichen, waß alles ganz gewiß das höchſte Gut nicht ausmachen kann. Alſo haben die Philoſophen nicht einmal in der Ethik einen feſten Halt, da ſie ja gerade in der Hauptsache, das heißt in der Erörterung, die dem Leben die Richtſchnur geben ſoll, ſich gegenseitig bekämpfen. Es kann bei ihnen keine gleiche oder annähernde Vorſchriften geben, da Einige ſie bilden in Bezug auf das Vergnügen, Einige in Bezug auf die Ehrbarkeit, Andere dagegen in Bezug auf die Natur und das Wiſſen, Andere auf den Gewinn von Schätzen, noch Andere, um ſolche fern zu halten, ſchließlich Einige, um keinen Schmerz zu empfinden, die Anderen dagegen zum Ertragen der Übel. In allem Dieſem weichen ſie aber, wie oben gezeigt, vom vernünftigen Denken ab, weil ſie den wahren Gott nicht kennen.

#### 34. Die Menſchen ſind zur Gerechtigkeit geboren.

Jetzt wollen wir ſehen, waß dem Weiſen als das höchſte Gut vorgedacht iſt. Daß die Menſchen zur Gerechtigkeit geboren ſind, lehren nicht nur die heiligen Schriften, ſondern die Philoſophen bekennen es auch zuweilen. Von Allem, waß ſich für die Erörterung gelehrter Männer eignet,

ist, wie Cicero<sup>1)</sup> sagt, in der That Nichts herrlicher, als daß wir vollständig überzeugt werden, daß wir zur Gerechtigkeit geboren seien. Und Das ist die volle Wahrheit. Denn wir sind nicht zum Verbrechen geboren, da wir als ein Wesen existiren, das der ganzen Gesellschaft angehört und deshalb gemeinsame Pflichten hat. Die wilden Thiere erhalten ihr Dasein durch Grausamkeit. Denn anders können sie nicht leben als von Beute und Blut. Wenn sie jedoch auch der äußerste Hunger quält, verschonen sie nichtsdestoweniger die Thiere ihrer Art. Ebenso machen es auch die Vögel, die sich von dem Eingeweide Anderer ernähren müssen. Um wie viel mehr muß der Mensch, der dem Mitmenschen sowohl durch den Verkehr der Sprache als auch durch gleiche Sinneswahrnehmung nahe steht, diesen rücksichtsvoll behandeln und ihn lieben! Denn Das ist ja selbst die Gerechtigkeit. Da aber dem Menschen allein die Weisheit verliehen worden, Gott zu erkennen, und sich der Mensch hierdurch allein von den stummen Thieren unterscheidet, so ist die Gerechtigkeit selbst an zwei Pflichterfüllungen gebunden. Die eine schuldet er Gott als seinem Vater, die andere dem Menschen als Bruder. Denn wir sind ja von demselben Gotte in's Dasein gerufen. Mit Recht wird also ganz richtig gesagt, daß die Weisheit das Wissen göttlicher und menschlicher Dinge sei. Denn wir müssen wissen, was wir Gott, was dem Mitmenschen schuldig sind, Gott nämlich religiöse Verehrung, dem Menschen Liebe. Das Erstere kömmt der Weisheit, das Letztere der Tugend zu, Gerechtigkeit aber schließt Beides in sich. Wenn es daher feststeht, daß der Mensch zur Gerechtigkeit geboren ist, so muß der Gerechte Leiden unterworfen sein, damit die Tugend, welche er besitzt, in Übung bleibt. Die Tugend ist nämlich die Erdulderin der Leiden. (Der Tugendhafte) wird die sinnlichen Belustigungen fliehen wie ein Übel. Reichthümer wird er als hinfällig verachten, und wenn er welche zum

---

1) Cicero de legibus I, 10.



Besitze erhielte, würde er sie austheilen zur Rettung der Unglücklichen. Ehrenbezeugungen wird er nicht nachjagen, weil sie von kurzer Dauer und hinfällig sind; Keinem wird er Unrecht zufügen, und wenn er solches erlitten, wird er dasselbe nicht wieder zufügen, und Den, der ihm das Seinige raubt, wird er nicht verfolgen. Er wird es ja für einen Frevel ansehen, einem Menschen wehe zu thun. Wenn Einer aufstehen sollte, der Gewalt brauchte, ihn zum Abfalle von Gott zu bewegen, so wird er sich nicht weigern, Qual und Tod zu übernehmen. So wird es kommen, daß er sowohl in Dürftigkeit als auch in Niedrigkeit und Schmach oder sogar in Qualen leben muß.

### 35. Die Unsterblichkeit ist das höchste Gut.

Was wird also der Lohn der Gerechtigkeit und der Tugend sein, wenn sie im Leben Nichts haben sollen als nur Leiden? Wenn nun aber die Tugend, welche alle irdischen Güter verachtet, alle Leiden auf's gleichmüthigste duldet und sogar den Tod, wenn die Pflicht es erheischt, auf sich nimmt, nicht ohne Belohnung sein kann, was bleibt denn anders übrig, als daß ihr Lohn einzig die (glückselige) Unsterblichkeit sei? Denn wenn das glückselige Leben dem Menschen zukommt, wie die Philosophen aufstellen, und sind sie in diesem Punkte allein ganz derselben Meinung, so kommt ihm also auch die Unsterblichkeit zu. Das ist nun freilich glücklich zu nennen, was unvergänglich ist, und Das allein unvergänglich, was ewig ist. Die Unsterblichkeit ist also das höchste Gut, weil sie ganz allein der menschlichen Seele und der Tugend zukommt; auf diese werden wir hingewiesen, denn diese zu erlangen, sind wir geboren. Deshalb hat uns Gott vorgehalten, Tugend und Gerechtigkeit zu üben, daß wir durch unsere Arbeiten jenen ewigen Lohn erlangen. Über die Unsterblichkeit selbst werden wir an geeigneter Stelle sprechen. Nun bleibt uns noch von der Philosophie die Logik (Kunst der schönen Darstellung) übrig; diese aber wird zum glücklichen Leben Nichts beitragen. Denn

die Weisheit besteht nicht im Redeschmucke, sondern in der Stimmung des Herzens und in der Gesinnung. Wenn nun aber sowohl die Physik als auch die eben beschriebene Logik überflüssig ist, in der einzig nöthigen Ethik die Philosophen aber geirrt haben, indem sie das höchste Gut auf keine Weise finden konnten, so wird ja die ganze Philosophie als eitel und unnütz erfunden, weil sie weder den Zweck des Menschen erfassen noch auch dessen pflichtmäßige Aufgabe erfüllen konnte.

### 36. Die Philosophen Epikur und Pythagoras.

Da ich nun kurz über die Philosophie gesprochen habe, so will ich jetzt Etwas über die Philosophen sprechen. Die Lehre des Epikur besteht darin, daß es unbedingt keine Vorsehung gebe. Das Dasein der Götter dagegen stellt er nicht in Abrede; Beides aber ist wider die Vernunft. Denn wenn es Götter gibt, gibt es auch eine Vorsehung. Denn Gott kann nicht anders als Derjenige, dem es zukommt, Vorsorge zu treffen, aufgefaßt werden. Für Nichts, sagt er, trägt er Sorge. Deshalb sorgt er nicht nur nicht für die menschlichen, sondern auch nicht einmal für die göttlichen Dinge. Wie und woher soll er denn in's Dasein gekommen sein nach deiner Behauptung? Denn wenn die göttliche Vorsehung und Vorsorge ausgeschlossen sind, so mußt du folgerichtig sagen, daß es überhaupt keinen Gott gibt. Dem Wortlaute nach hast du Gott noch bestehen lassen, in der That aber beseitigt. Woher sind denn die Dinge entstanden, wenn Gott für Nichts sorgt? Es gibt, sagt er, kleine Urstoffe, welche man weder sehen noch erfassen kann; durch das zufällige Zusammentreten dieser ist Alles entstanden und entsteht noch fortwährend Alles. Wenn man sie nun nicht sehen und nicht mit irgend einem Körpertheile gewahr werden kann, woher könntest du dann wissen, daß sie da seien? Wenn sie nun schließlich vorhanden sind, nach welchem Plane kommen sie dann zusammen, um Etwas zu bilden? Wenn sie glatt sind, können sie nicht zusammen-

hängen; wenn sie hackenförmig und winkelförmig sind, so sind sie ja auch theilbar. Denn die Hacken und Winkel stehen vor und können abgenommen werden. Das sind wahnwitzige und leere Behauptungen. Wenn nun Derselbe aber die Seelen als sterblich hinstellt, so widerlegen ihn nicht nur alle Philosophen und die öffentliche Meinung, sondern auch die Antworten der Seher, die Gedichte der Sibyllen und schließlich noch die göttlichen Aussprüche der Propheten, so daß es wunderbar ist, daß Epikur allein aufgetreten ist, der das Geschick des Menschen mit Haus- und wilden Thieren auf eine Linie stellt. Wie steht es mit Pythagoras, der sich zuerst einen Philosophen genannt hat, der zwar die Unsterblichkeit der Seelen behauptet, aber auch, daß sie in andere Körper, seien es nun von Hausthieren oder Vögeln oder wilden Thieren, übergehen? War es in diesem Falle nicht besser, daß sie mit ihren Körpern aufhörten, zu sein, als daß sie so zu fremden verurtheilt wurden? Sollte Das nicht durchaus besser sein, als nach dem Dasein als Mensch wie ein Schwein oder Hund zu leben? Und der läppische Mensch erklärte, um seinem Worte Glauben zu schaffen, daß er selbst im trojanischen Kriege als Euphorbus<sup>1)</sup> gelebt habe, und als Dieser getödtet worden, sei er in Thiergestalten gewandert, darnach sei er Pythagoras geworden. O der Glückliche, dem allein ein so bedeutendes Gedächtniß verliehen, oder vielmehr der Unglückliche, der, in ein Thier übergegangen, nicht vergessen durfte, was er gewesen war! Wäre er doch allein in diesem Wahnwitz gewesen! Er fand aber sogar noch Solche, die ihm Glauben schenkten, freilich auch ungebildete Menschen, auf welche die Erbschaft ihrer Thorheit übergehen konnte.

---

1) Euphorbus, Sohn des Panthoos, einer der tapfersten Troer; er verwundete zuerst den Parisos, wurde aber selbst von Menelaos getödtet; Hom. Il. 16, 806; 17, 1-60. Pythagoras behauptet also, von einem Troer in einen Jonier verwandelt worden zu sein; siehe Phil. stat. vita Apollon. 1, 1; Drog Saert. 8, 1. 4; Ovid 15, 161.

### 37. Über den Sokrates und seine Widersprüche.

Nach Diesem behauptete Sokrates in der Philosophie den ersten Rang; er wurde sogar vom Orakel der Weiseste genannt, weil er öffentlich erklärte, nur Eins zu wissen, daß er Nichts wisse. Nach dem Ausspruche dieses Orakels hätten sich die Physiker enthalten müssen, entweder Das zu suchen, was sie nicht wissen konnten, oder die Meinung zu hegen, daß sie wüßten, was sie nicht wußten. Wir wollten jedoch zusehen, ob Sokrates der Weiseste gewesen sei, wie der Pythische (Gott) erklärt hat. Er gebrauchte oft folgendes Sprichwort: „Was über uns ist, kümmert uns nicht.“<sup>1)</sup> Er blieb aber freilich nicht in den Gränzen dieses Ausspruches; denn obgleich er erklärte, nur Eins zu wissen, hat er ja Neues gefunden, was er wie ein Wissender lehren wollte; aber das war ein Irrthum. Denn auch Gott, der allerdings über uns ist, muß gesucht werden, und seine Verehrung, die uns allein von den Thieren unterscheidet, muß angenommen werden. Diese aber hat Sokrates freilich nicht bloß unbeachtet gelassen, sondern sogar verhöhnt, indem er bei einer Gans und bei einem Hunde schwor,<sup>2)</sup> als wenn er

1) In dieser Fassung findet sich der Spruch in den Schriften Plato's und Xenophon's nicht. Er stützt sich auf Xenophons Memoiren I, 1, 11—13, wo gesagt wird, daß Sokrates nicht erforscht habe, wie das Universum entstanden, und nach welchen Gesetzen die Himmelskörper sich richten; er habe vielmehr Jene für Thoren gehalten, die Solches thäten, und es sei auch nicht möglich, zu finden (*οὐ δυνατὸν εἶναι ἀνθρώποις εὑρεῖν*). Volkmann a. a. O. meint, Sokrates habe nur sagen wollen, wie Dieß Cic. Acad. I, 4 gut ausgedrückt habe, daß der Ethik der Vorzug gebühre vor der Physik; Dieß hätte auch Hieronymus eingesehen, wenn er adv. Rufin. III, 8 bemerkt: *ad ethicam transiens dixit, quae supra nos, nihil ad nos*; siehe noch Minutius Felix 13; Sext. Empir. lib. VII; Gellius 14, 3. Tertullian lib. II, 4 ad nationes schreibt diesen Spruch dem Epikur zu.

2) Sokrates schwor (wie Andere, siehe Suidas s. v. *χῆνα*

es wahrlich beim Äskulap, dem er einen Hahn gelobt hatte, nicht gekonnt hätte. Siehe da ein Opfer eines weisen Mannes! Und weil er ihn selbst nicht opfern konnte, hatte er sterbend seine Freunde ersucht, daß sie nach seinem Tode das Gelöbniß erfüllen sollten, damit er nämlich nicht in der Unterwelt als ein Schuldner festgehalten würde. Hier hat er in der That ein Nichtwissen verkündigt und bewiesen.

### 38. Wie Plato's Gelehrsamkeit der Wahrheit näher kam.

Dessen Schüler Plato, den Tullius den König der Philosophen nennt, hat einzig unter Allen so geforscht, daß er der Wahrheit näher kam. Weil er jedoch den wahren Gott nicht kannte, hat er in so vielen Punkten fehlgegriffen, daß Keiner schlimmer geirrt hat als er, ganz besonders, weil er in dem Buche vom Staate erklärte, daß Allen Alles gemeinschaftlich sein solle. Bezüglich des geerbten Besizes ist Das noch erträglich, wenn es auch ungerecht ist. Es soll nämlich Keinem entweder zum Schaden gereichen, wenn er durch seinen Fleiß mehr besitzt, oder nützen, wenn er durch seine Schuld weniger hat. Aber Das kann, wie gesagt, noch etwa ertragen werden. Sollen nun auch Gattinen und Kinder<sup>1)</sup>

*συνόναι*; Athenäus 9 S. 370) beim Hund, Bod, bei der Gans, der Platane und ähnlichen Gegenständen, worüber ausführlich Menag. ad Diog. Laert. II, 40. Tertullian Apol. 14 meint, Sokrates habe Das zur Verachtung der Götter gethan. Geistreich sagt Augustinus de vera religione 2: Credo, intelligebat qualiacunque opera naturae, quae administrante divina providentia gignerentur etc.

1) Diese entseßliche Lehre hat Plato klar gelehrt de republica lib. V, 457: Alle Frauen sollen allen Männern gemeinsam sein, ferner sollen die Kinder Gemeingut sein; vrgl. Becker, die Philosophie Plato's S. 286; Döllinger S. 296; Plato de legibus lib. VII; praeparatio evangelica c. 12; Salvianus VII, 23; Tertullian Apolog. 39: Socrates et Cato suas uxores amicis communicaverunt. Plutarch sagt, daß es Kato von Utika,

gemeinsam sein? Alsdann wird es keinen Unterschied mehr geben in der Abstammung, es wird kein bestimmtes Geschlecht mehr geben, Familien, Blutsverwandte und Verschwägerungen werden aufhören, dagegen wird Alles unterschiedslose Vermischung sein wie bei einer Viehheerde. Die Männer werden keine Enthalttsamkeit und die Frauen keine Schamhaftigkeit mehr haben. Welche eheliche Liebe kann aber beiderseitig vorhanden sein, wo keine bestimmte eigentliche Anhänglichkeit vorhanden ist? Wer kann eine kindliche Gesinnung gegen den Vater hegen, wenn er nicht weiß, von wem er abstammt? Wer wird einen Sohn lieben, von dem er meinen muß, daß er einem Anderen gehöre?

Ja sogar die Rathsoversammlung erschloß er den Frauen, den Kriegsdienst, obrigkeitliche Ämter und Befehlshaberstellen überließ er ihnen. Wie unglücklich wird jene Stadt sein, in welcher Weiber die Posten der Männer einnehmen sollten? <sup>1)</sup> Aber Das ist anderswo ausführlicher (behandelt). Zeno, <sup>2)</sup> das Haupt der Stoiker, lobt die Tugend; das Mitleiden aber, eine sehr erhabene Tugend, die Gott lieb und den Menschen nothwendig ist, erklärte er, müsse beseitigt wer-

---

nicht der Censor gewesen; cf. Augustin de fide c. 7: et Porphyrius ap. St. Cyrillum lib. VI. contra Julianum narrat: Socratem duas uxores habuisse et aliis feminis abusum esse.

1) Betulejus führt schon eine Stelle an aus Epiphanius Panar. III., wonach bei den Serern die Männer in weibischem Putze zu Hause saßen, während die Frauen in Männerkleidung mit kurz geschorenen Haaren das Feld bebauten.

2) Es war Lehre der Stoiker, daß das Mitleid eine Krankheit der Seele sei; vgl. Laertius lib. VII. in Zenonem; Cicero Paradox. 4, de finibus lib. III, und in der Rede pro Muren. Kap 29 sagt er im Sinne der Stoiker: neminem esse misericordem nisi stultum et levem. Volkmann a. a. O. aber meint, daß die Stoiker unter misericordia die Weichherzigkeit, die bei fremden Leiden aus der Fassung komme und darum nicht helfe, gemeint hätten; vgl. Seneca de clementia II, 4. Ueber den Charakter des Zeno vgl. Lipsius Man. ad phil. stoic. lib. III. diss. 19. de foeda ejus vita; Athen. lib. 13; Laertius VII, 13.



den. Wer möchte nämlich nicht, wenn er sich in unglücklicher Lage befindet, des Mitleides würdig sein und die Hilfe von Solchen, die ihm beistehen, ersehnen? Sie werden aber zur Hilfeleistung nur durch das Gefühl des Mitleidens angeregt. Wenn Jener Dieses nun „Menschlichkeit“, „Menschenliebe“ nennt, so hat er nicht die Sache, sondern nur den Namen geändert. Dieß (Mitleid) ist ein Gefühl, das allein dem Menschen zu Theil geworden, um unserer Schwäche durch gegenseitigen Beistand zu Hilfe zu kommen; wer es aufhebt, macht unser Leben zu dem der Thiere. Wenn er freilich sagt, daß alle Verirrungen gleich<sup>1)</sup> seien, so ist das die gleiche Unmenschlichkeit, mit welcher er das Mitleiden wie eine Krankheit anfeindet. Denn wer keinen Unterschied bei Vergehen festhält, meint entweder, daß die leichten schwer zu bestrafen seien, und Das ist einem grausamen Richter eigen, oder aber daß die großen leicht zu bestrafen seien, und Das ist die Sache der Willkür. Beides gereicht dem Staate zum Unheile; denn wenn sehr große Verbrechen leicht bestraft werden, so wird die Kühnheit der Bösen zu noch entsetzlicheren Unthaten wachsen; wenn aber den kleineren Vergehen eine zu schwere Strafe zuerkannt wird, so werden viele Bürger, da ja Niemand ganz ohne Übertretung sein kann, in (Lebens-) Gefahr kommen, welche durch ernste Rüge besser hätten werden können.

### 39. Über einige Philosophen und die Gegenfüßler.

Das Folgende ist zwar von geringer Bedeutung, entsteht aber aus demselben Wahnwize. Xenophanes sagte, daß der Mond achtzehnmal größer sei als unsere Erde, ebenso

---

1) Daß alle Verirrungen gleich seien, erläuterten sie durch das Beispiel einer geraden Linie; alle davon abweichenden Linien nannten sie gemeinschaftlich krumme, als Abweichungen von der geraden (der Tugend) die größten Uebel; Horatius, Satyre I, 3 und Cicero Paradoxon III.



daß sich innerhalb des hohlen Mondgewölbes eine andere Erde befinde, welche von Menschen und Thieren jeglicher Art bewohnt würde.<sup>1)</sup> Über die Gegenfüßler<sup>2)</sup> kann man auch ohne Lachen weder hören noch sprechen. Es wird jedoch als ernste Wahrheit aufgestellt, daß wir glauben sollen, es gebe Menschen, die gerade unter unseren Füßen (auf der anderen Seite der Erdscheibe!) kopfabwärts gingen. Erträglicher ist dann noch der Wahn des Anaxagoras,<sup>3)</sup> der behauptete, daß der Schnee schwarz sei. Einige gibt es, deren Handlungsweise nebst ihren Aussprüchen lächerlich ist. Demokrit<sup>4)</sup> ließ den ihm vom Vater ererbten Acker zurück

1) Was hier dem Xenophanes zugesprochen wird, hat Anaximander, der Landsmann des Thales von Milet, gelehrt; er hat auch ein Compendium der Geometrie geschrieben; siehe Cicero Acad. 4; Laertius II, 2.

2) Was die Gegenfüßler betrifft, hat Lactantius sich selbst lächerlich gemacht. Aber Das war bei den geringen Kenntnissen der Naturwissenschaft nicht so sehr auffallend, wenn auch Pythagoras (Laertius VIII, 26) und Plato (im Timäus S. 63 A) Dieses gelehrt hatten. Es gab viele Gegner dieser Ansicht bei den heidnischen Gelehrten; Cic. Acad. II, 39. Der heilige Augustinus (de civ. Dei 16, 9) war dagegen aus dogmatischen Gründen. Der heilige Papst Zacharias verwarf 748 in einem Schreiben an den hl. Bonifazius die vom hl. Virgilius, Abt von St. Peter in Salzburg, aufgestellte Lehre von den Antipoden. Wahrscheinlich war aber Einiges von der Darstellung des Virgilius falsch nach Rom berichtet worden; das Mißverständniß klärte sich bald auf, und Virgilius wurde Bischof von Salzburg; siehe Damberger, Geschichte des Mittelalters II, 303; Seiders, Bonifazius 434; Kllb, Bonifazius' Briefe I, 234.

3) Ueber Anaxagoras siehe Cicero Acad. II, 31; Sext. Emp. hypot. I, 33: *Ὁ Ἀναξαγόρας τῷ λευκῇν εἶναι τὴν χιόνα ἀντιτίθει, ὅτι ἡ χιὼν ὕδωρ ἐστὶ πεπηγός, τὸ δὲ ὕδωρ ἐστὶ μέλαν* etc.

4) Die Alten sagen übereinstimmend, daß Demokrit sich aus Liebe zum Studium des Vermögens entäußerte; über die Art aber, wie er es gethan, gehen die Angaben auseinander; Valerius Max. VIII, 7; Senek. de prov. 6; Cic. de fin. V, 29.

und eine öffentliche Weide daraus machen. Diogenes, der die höchste und vollendete Tugend in der Verachtung aller irdischen Dinge zur Schau trug, wollte lieber mit seiner Schaar Hunde das tägliche Brod betteln, als es durch ehrbare Arbeit erwerben oder Etwas in seinem Besitze haben. Das Leben des Weisen soll ganz gewiß den Übrigen ein Muster des Lebens sein; wenn aber nun Alle deren Weisheit nachahmten, wie werden dann die Staaten bestehen? Aber vielleicht konnten eben diese Cyniker ein Muster des Schamgefühls bieten, die öffentlich mit ihren Gattinnen geschlechtliche Umarmungen pflegten!<sup>1)</sup> Wahrlich weiß ich nicht, wie Jene die Tugend schützen könnten, die alle Scham abgelegt haben. Besser als Diese ist Aristippus<sup>2)</sup> auch nicht, der, um seiner Hetäre Laïs zu gefallen, wie ich glaube, die Cyrenäische Schule einrichtete, in welcher er als Zweck des höchsten Gutes die Lust des Körpers feststellte, damit den Sünden weder das Ansehen noch auch den Lastern die wissenschaftliche Begründung fehlte. Oder sind Jene als stärkere Geister etwa mehr zu loben, die sich freiwillig den Tod selbst anthaten, damit man von ihnen sagen könnte, sie hätten den Tod verachtet? Nämlich Zeno, Empedokles, Chrysippus, Kleantes, Demokrit und der ihrem Beispiele folgende Kato? Wußten sie nicht, daß der nach göttlichem Rechte und Gesetze des Verbrechens des Mordes<sup>3)</sup> schuldig ist, der sich selbst getödtet hat? Gott hat uns nämlich in diese Wohnung des Leibes gesetzt, indem er uns den Körper als zeitweilige Wohnung anwies, damit wir ihn bewohnen, so lange es ihm beliebt. Deshalb muß man es für einen Frevel halten, ohne Gottes Geheiß seine Wohnung zu verlassen. Man darf also der Natur keine Gewalt an-

1) Siehe Augustin de civ. Dei 14, 20.

2) Vgl. Laertius II, 75; Cicero ep. ultima ad Partum.

3) Nach stoischer Auffassung war es gestattet, sich unter gewissen Umständen das Leben zu nehmen; vgl. Laertius VII, 130; Cicero de fin. III, 18, 61; dagegen Plato, Phaedo S. 62. B; Cicero de senect. 20; Tusculan. I, 30, 74; somn. Scip. c. 3.

thun. Er (Gott) weiß, wie er sein Werk auflösen soll. Und wenn nun Einer seine frevlerischen Hände an dieses Werk legen sollte und die Bande des göttlichen Kunstwerkes zerreißen sollte, so versucht er, Gott zu entfliehen, dessen Urtheil weder ein Lebender noch ein Gestorbener entgehen kann. Verbrecher und Frevler sind demnach die oben Genannten, die sogar erörterten, welche Gründe ein freiwilliger Tod haben müsse, wie es eben kaum ein Verbrechen sei, wenn man nur als Mörder gegen sich selbst auftrete und nicht Andere zu solchem Unrecht anleite.

#### 40. Über die Verirrung der Philosophen.

Unzählig sind die Schriften und Werke der Philosophen, wodurch sie ihrer Thorheit überführt werden können. Weil wir aber Alles nicht anführen können, möge Weniges genügen. Es genügt schon, wenn man erkennt, daß die Philosophen nicht Lehrer der Gerechtigkeit, die sie nicht kannten, noch auch der Tugend, die sie verläugneten, sein konnten. Was sollen Sie denn lehren, welche wiederholt ihre Unwissenheit zur Schau tragen? Den Sokrates, dessen Meinung bekannt ist, übergehe ich. Anaxagoras<sup>1)</sup> erklärt, daß Alles mit einem gewissen Dunkel umgeben sei; Empedokles,<sup>2)</sup> daß die Wege der Wahrnehmung, die Wahrheit zu finden, eng seien. Demokrit erklärt, daß die Wahrheit in irgend einem tiefen Brunnen versenkt liege, und weil man sie nirgends finde, deßhalb behaupte man, daß Keiner als Weiser zum Vorschein gekommen sei. Da es nun, wie Plato bei Sokrates sagt, keine menschliche Weisheit gibt, so wollen wir der göttlichen folgen und Gott, der sie uns geoffenbart und überliefert hat, Dank sagen, und wollen wir uns Glück

1) Ueber Anaxagoras vergleiche Diog. Laertius 9, 72; Sext. Emp. adversus Math. S. 153; Cicero Acad. I, 12.

2) Die Ansicht des Empedokles und Demokrit findet sich bei Cic. Acad. I, 12.

wünschen, daß wir die wahre Weisheit durch eine himmlische Wohlthat besitzen, die so viele große Geister in vielen Jahrhunderten vergebens suchten.

#### 41. Über die wahre Weisheit und Religion.

Da wir nun die falsche Religion, welche viele Götter verehrt, und die falsche Weisheit der Philosophen widerlegt haben, so wollen wir jetzt zur wahren Weisheit und Religion übergehen. Sie müssen freilich auch beide zusammen besprochen werden, weil sie unter sich zusammenhängen. Denn den wahren Gott ganz allein zu verehren ist Weisheit. Denn Jener ist der höchste und Schöpfer aller Dinge, der den Menschen als sein Ebenbild schuf; deshalb hat er ja auch dem Menschen vor allen lebenden Wesen Vernunft gegeben, daß er ihn als Vater und als Herrn ehre und er durch diese kindliche Liebe und Gehorsam die Krone der Unsterblichkeit verdiene. Dieses ist ein wahres und göttliches Geheimniß. Bei Jenen aber gibt es keine Eintracht, weil sie der Wahrheit entbehren. Bei der Philosophie werden daher keine Opfer dargebracht, und bei den heiligen Opfern wird keine Philosophie betrieben; deshalb auch ist die Religion falsch, weil sie ohne Weisheit ist, ebenso auch die Weisheit falsch, weil sie religionslos ist. Wo sie aber beide verbunden sind, da muß die Wahrheit sein, so daß auf die Frage, was die Wahrheit selbst sei, ganz richtig geantwortet werden kann: „Sie ist entweder weise Gottesverehrung oder religiöse Weisheit.“

#### 42. Die religiöse Weisheit; der Name Christ ist allein dem Vater bekannt.

Ich werde jetzt noch kurz sagen, was die weise Gottesverehrung und die religiöse Weisheit sei. Gott zeugte sich im Uraufange (von Ewigkeit), bevor er die Welt schuf, aus seinem Dasein ohne Anfang und aus seinem göttlichen und ewigen Geiste einen Sohn, der ewig, und

als sein treues Abbild der väterlichen Macht und Majestät vollständig entsprach. Dieser ist Gottes Macht, Gedanke und Wort, Dieser ist die Weisheit. Durch dessen Wirken, wie Hermes sagt, und seinen Rath, wie die Sibylle angibt, hat Gott die herrliche und wunderbare Schöpfung dieser Welt bewirkt. Er wurde auch von allen Geistern, welche Gott von seinem Geiste gebildet, einzig zum Genossen seiner Macht zugelassen, einzig Gott genannt. Denn Alles ist durch ihn und ohne ihn ist Nichts (gemacht). Plato hat sogar von einer ersten und zweiten göttlichen Person durchaus nicht wie ein Philosoph, sondern wie ein Seher gesprochen; vielleicht ist er hierin dem Trismegistus gefolgt, dessen Worte aus dem Griechischen übersetzt ich hier anführe. Der Herr und Schöpfer aller Dinge, von dem wir glauben, daß er Gott genannt werden müsse, schuf eine zweite göttliche Person, sichtbar und wahrnehmbar. Wahrnehmbar nenne ich sie aber, nicht weil sie selbst Wahrnehmung erhielt, sondern weil sie sich der Wahrnehmung und zum Sehen darbot. Da er Diesen zuerst und ganz allein erschaffen hatte, so schien er ihm äusserst gut und mit allen Vorzügen vollständig begabt. Auch schreibt die Sibylle,<sup>1)</sup> daß er als Gott und Führer Aller von Gott in's Dasein gerufen worden, und eine andere sagt, man müsse den Sohn Gottes als Gott kennen lernen, wie die in den (vorhergehenden) Büchern angeführten Belegstellen beweisen. Die mit dem göttlichen Geiste erfüllten Propheten haben von ihm geweissagt; unter ihnen thut Das ganz besonders Salomon im Buche der Weisheit, dergleichen sein Vater, der Verfasser der himmlischen Lobgesänge; Beide waren sehr berühmte Könige, sie lebten hundertachtzig<sup>2)</sup> Jahre nach den

1) Die Verse der Sibylle finden sich Lactantius IV, 6; ausserdem hat sie uns Theophilus ad Autolyicum II, 24 erhalten; griechisch und deutsch stehen sie Friedlieb, Sibyll. Weissagungen S. 3 u. 4.

2) Nach Einsicht der Bemerkung des Dr. Volkmann (Mspt.

Zeiten des trojanischen Krieges; sie bezeugen seine Geburt aus Gott. Nach dem Zeugnisse des heiligen Johannes in dessen Offenbarung<sup>1)</sup> ist sein Name Keinem bekannt als ihm selbst und dem Vater. Hermes sagt, daß sein Name mit sterblichem Munde nicht ausgesprochen werden könne. Von den Menschen wird er daher mit zwei Namen genannt; Jesus wird er genannt als Erlöser und Christus, was König bedeutet. Erlöser wird er deshalb genannt, weil er die Heilung und das Heil Aller ist, die durch ihn an Gott glauben; Christus deshalb, weil er selbst vom Himmel am Ende dieser Welt kommen wird, um die Welt zu richten und sich nach der Auferstehung der Todten eine ewige Herrschaft zu gründen.

#### 43. Über den Namen Jesus und über seine zweifache Geburt.

Damit dir aber gar keine Unklarheit mehr bleibe, warum wir den vor aller Zeit von Gott Geborenen „Jesus Christus“ nennen, der auch vor dreihundert Jahren als Mensch geboren wurde, so will ich dir den Grund kurz auseinander setzen. Er ist zugleich Gottes- und Menschensohn. Er ist nämlich zweimal geboren; zum ersten Male, bevor Etwas geschaffen worden, geistiger Weise, nachher leiblicher Weise vom Menschen unter der Regierung des Augustus; das ist nun ein herrliches und großartiges Geheimniß, in welchem das Heil der Menschen, die Verehrung des höchsten Gottes und alle Wahrheit enthalten ist. Als nämlich in den er-

---

zu 4, 8), daß der Leipziger Roder quorum alterum antecessit statt alter habe, was auch mit dem Vatic. stimmt, und daß hier statt „qui“ „quos“ gelesen werden müßte, habe ich die von Eouardus schon 1754 festgestellte Lesart „quos“, die auch im Mspt. Tauriensi verbürgt ist, angenommen, und ist des Eaktantius chronologische Angabe ganz korrekt.

1) Offenb. 19, 12.

sten Zeiten durch die Kunstgriffe der bösen Engel frevelhafte und verruchte Götterverehrungen sich eingeschlichen hatten, da blieb bei den Hebräern die Verehrung des einen Gottes, aber nicht weil sie ein geschriebenes Gesetz gehabt hätten, sondern weil sie nach Sitte der Väter die Gottesverehrung festhielten, wie sie ihnen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden bis zu der Zeit, wo sie unter Anführung des Moses, des ersten Propheten, aus Aegypten zogen. Durch Diesen wurde ihnen ein Gesetz von Gott auferlegt, nachher wurden sie nun Juden genannt. Sie dienten demnach Gott, durch die Bande des Gesetzes verpflichtet. Indessen haben sich aber Jene nach und nach zu unheiligen Religionsübungen verirrt, fremde Götter angenommen, und nachdem sie die Gottesverehrung der Väter verlassen, opferten sie empfindungslosen Götzenbildern. Deshalb sandte Gott Propheten, die mit göttlichem Geiste erfüllt waren, zu ihnen, damit diese ihnen die Sünden vorhielten und Buße predigen sollten, die auch mit zukünftiger Rache drohen und ihnen erklären sollten, daß Gott einen anderen neuen Gesetzgeber senden würde, wenn sie bei ihren Vergehen beharren sollten; dann würde er auch das undankbare Volk von seiner Erbschaft ausschließen und sich ein anderes treueres Volk von fremden Stämmen bilden. Jene aber blieben nicht bloß starrsinnig, sondern sie tödteten sogar die Gesandten. Deshalb verurtheilte sie Gott wegen ihrer Gräueltthaten, und er sandte weiter keine Propheten mehr zu dem hartnäckigen Volke; dagegen sandte er seinen Sohn, daß er alle Völker zur Gnade Gottes einlode. Dennoch schloß er auch Jene, obgleich sie ruchlos und undankbar waren, von der Heilshoffnung nicht aus, sondern sandte in ihnen vorzugsweise (den Sohn), damit sie nicht verlore, was sie (zuerst) erhalten hatten, wenn sie etwa sich gehorsam erwiesen hätten; wenn sie aber ihren Gott nicht aufgenommen hätten, alsdann sollten sie als Erben beseitigt und die Heiden an Kindesstatt angenommen werden. Deshalb befahl ihm der höchste Vater, auf die Erde herniederzusteigen und einen menschlichen Körper anzunehmen,



damit er, den Leiden des Körpers unterworfen, Tugend und Geduld nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Thaten lehren könnte. Als Mensch wurde er also aus einer Jungfrau ohne Vater zum zweiten Male geboren, damit, wie er in der ersten geistigen Geburt von Gott allein gezeugt ein heiliger Geist wurde, er so in der zweiten fleischlichen von der Mutter allein gezeugt ein heiliger Leib sei, auf daß durch ihn das Fleisch, welches der Sünde unterworfen war, vom Untergange befreit würde.

#### 44. Die zweifache Geburt Christi wird aus den Propheten nachgewiesen.

Die Propheten hatten früher geweissagt, daß Dieses so sich ereignen werde, wie ich auseinandergelegt habe. Salomon hat nämlich geschrieben: „Der jungfräuliche Leib hat sich unterworfen (des heiligen Geistes Einwirkung), und sie hat empfangen und ist gesegneten Leibes geworden, und die Jungfrau ist Mutter geworden in großem Erbarmen.“<sup>1)</sup> Bei Isaias heißt es also:<sup>2)</sup> „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und du wirst seinen Namen Emanuel heißen, das bedeutet „Gott mit uns“.“ Er ist nämlich mit uns auf Erden gewesen, da er Fleisch annahm; er blieb aber vollständig Gott im Menschen als auch Mensch (menschliche Natur) in Gott. Daß er Beides gewesen sei, ist von den Propheten geweissagt worden. Seine Gottheit bezeugt Isaias mit den Worten:<sup>3)</sup> „Sie werden dich anbeten und zu dir flehen, weil Gott in dir ist und kein Anderer ist Gott außer dir. Du bist nämlich Gott, und wir wußten es nicht, der Gott Israels, der Erlöser; beschämt und schamroth werden Alle sein, die dir feindlich sind, und sie werden verwirrt werden.“ Jeremias spricht also:<sup>4)</sup> „Die-

1) Diese Stelle findet sich in der heiligen Schrift nicht.

2) Is. 7, 14; vgl. des Eduardus Dissertatio XIII u. XXII.

3) Is. 45, 14. — 4) Baruch 3, 36.

fer (ein Solcher) ist unser Gott, und kein Anderer ist ihm zu vergleichen; er fand jeden Weg zur Weisheit (besitzt alle Weisheit) und gab sie Israel, seinem geliebten Knechte. Darnach erschien er auf Erden und wandelte unter den Menschen." Ebenso bestätigt auch Jeremias seine Menschheit: „Und er ist ein Mensch, und wer hat ihn erkannt?“<sup>1)</sup> Isaias<sup>2)</sup> hat noch folgende Überlieferung: „Und es schickt ihnen der Herr einen Menschen, der sie erlösen wird und sie durch ernste (richterliche) Rüge zur Besserung bringen wird.“ Moses<sup>3)</sup> sagt noch so: „Es wird aufgehen ein Stern aus Jakob und ein Mann sich erheben von Israel.“ Deshalb nahm er also Fleisch (die menschliche Natur) an, obgleich er Gott war, damit er, zwischen Gott und dem Menschen zum Mittler geworden, den Menschen nach Überwindung des Todes durch sein Lehramt zu Gott führte.

#### 45. Christi Werke werden aus der heiligen Schrift nachgewiesen.

Nachdem wir von seiner Geburt geredet, wollen wir jetzt von seiner Macht und seinen Werken sprechen, da er solche bei den Menschen wirkte, die groß und wunderbar waren; und als die Juden jene mit Augen sahen, wädhnten sie, Das geschehe durch Zauberkraft,<sup>4)</sup> weil sie nicht wissen wollten, daß Alles, was er that, von den Propheten vorhergesagt worden. Den Kranken und Solchen, die von verschiedenen Bedrängnissen niedergebeugt waren, half er sofort, nicht durch irgend ein Arzneimittel, sondern durch die große Macht seines Wortes. Die Schwachen stellte er wie-

1) Diese Stelle ist wohl nach der Septuaginta citirt; da lautet sie (17, 9): Profundum est cor super omnia; et homo est, et quis cognoscit eum? Siehe Hieronymus zu dieser Stelle.

2) Nach der Septuaginta 19, 20.

3) IV. Mos. 24, 17. — 4) Luk. 11, 14 ff.

der ganz her, die Lahmen machte er gehend, den Blinden gab er das Gesicht wieder; die Stummen machte er redend, die Tauben hörend. Die Aussätzigen und Unreinen reinigte er, denen, die durch das Eindringen der bösen Geister unsinnig tobten, gab er ihren Verstand wieder. Gestorbene, ja schon Begrabene rief er in's Leben und zur Menschheit zurück.<sup>1)</sup> Er sättigte auch fünftausend Menschen mit fünf Broden und zwei Fischen.<sup>2)</sup> Er wanderte auch über das Meer,<sup>3)</sup> und bei einem Sturme gebot er dem Winde Ruhe, und sofort war er ruhig.<sup>4)</sup> Und Das alles finden wir sowohl in den Büchern der Propheten als in den sibyllinischen Gedichten<sup>5)</sup> vorhergesagt. Als wegen dieser Wunder eine große Volksmenge zu ihm eilte und ihn für den von Gott gesandten Gottessohn, welcher er auch war, hielt, entbrannten die Priester und Vornehmsten der Juden voll des Neides und auch von Zorn, daß er ihnen ihre Sünden und Ungerechtigkeiten vorhielt; alsdann hielten sie eine Zusammenkunft (zur Berathung), wie sie ihn tödten könnten. Daß Das aber geschehen würde, hatte Salomon etwas mehr als vor tausend Jahren im Buche der Weisheit<sup>6)</sup> mit folgenden Worten ausgesprochen: „Lasset uns dem Gerechten nachstellen, denn er fällt uns beschwerlich und wirft uns vor die Werke des Gesetzes, er rühmt sich, die Erkenntniß Gottes zu besitzen, und nennt sich Gottes Sohn. Er bringt unsere Gedanken an's Licht, schon sein Anblick fällt uns schwer; denn sein Leben ist ganz verschieden von Anderen, und seine Wege sind anders. Er hält uns für Leichtfertige und entfernt sich von unseren Wegen als von unreinen Dingen und ziehet vor das Ende der Gerechten und rühmet sich, Gott zum Vater zu haben. Lasset uns also sehen, ob seine Re-

1) Matth. 11. — 2) Joh. 6. — 3) Matth. 14, 26. —

4) Matth. 8, 23—27.

5) Die Verse der Sibyllinen finden sich bei Laktantius IV, 15, § 23 ff.

6) Buch der Weisheit 2, 12 u. f.

den wahr sind, und laffet uns versuchen, was über ihn kommen wird. In Schmach und Qualen wollen wir ihn versuchen, um seine Unterwürfigkeit zu sehen und seine Geduld zu prüfen. Zum schimpflichsten Tode wollen wir ihn verdammen. So dachten und irrten sie. Denn ihre Bosheit hatte sie verblindet, und sie kannten nicht die Geheimnisse Gottes. Deshalb gedachten sie der von ihnen gelesenen Schriftstellen nicht, reizten das Volk wie gegen einen Missethäter auf, daß es ihn ergreifen und zum Gerichte schleppen sollte, ja seinen Tod durch frevelhaftes Geschrei fordern sollte. Sie bürdeten ihm aber Das gerade als Verbrechen auf, daß er sich Sohn Gottes nannte, ferner, daß er das Gesetz aufheben wollte, indem er am Sabbathe die Menschen gesund machte; gleichwohl behauptete er, es nicht aufzuheben, sondern zu erfüllen. Als Pontius Pilatus, der als Legat des Kaisers <sup>1)</sup> in Syrien Richter war, einsah, daß jener Prozeß zur römischen Gerichtsbarkeit nicht gehörte, schickte er ihn zum Herodes, <sup>2)</sup> dem Vierfürsten, und erlaubte den Juden, <sup>3)</sup> daß sie selbst Schiedsrichter ihres Gesetzes sein könnten, und als ihnen die Gewalt über die Gesetzesverachtung eingeräumt war, erkannten sie ihm den Kreuzestod zu; vorher jedoch mißhandelten sie ihn mit Geißeln und Faustschlägen, krönten sie ihn mit Dornen, spieen sie ihm in's Angesicht, und zur Speise und zum Trank gaben sie ihm Galle und Essig; während dessen aber wurde nicht ein Klage-ton von ihm vernommen. Alsdann warfen die Henkersknechte über sein Gewand und Oberkleid das Loos und richteten ihn, angeheftet am Kreuzesholze, in die Höhe,

---

1) Nach Tacitus' Annalen 15, 44 war er Procurator, ebenso nach Lukas 3, 1.

2) Die Ursache dazu siehe Lukas 23, 7.

3) Er fällt zwar das Urtheil auf stürmisches Drängen der Juden. Darum sagt Hieronymus ep. XVII: Ille minister legum, sed vox Judaeorum sanguinem fudit.

als sie am folgenden Tage die Osterfeier,<sup>1)</sup> das ist ihr Hauptfest, feiern sollten. Dieser That aber folgten außerordentliche Zeichen, damit sie den geschehenen Frevel erkannten. In demselben Augenblicke, wo er seinen Geist aufgab, ist ein Erdbeben und eine Sonnenfinsterniß eingetreten, so daß sich der Tag in Nacht verwandelte.

#### 46. Die Propheten haben das Leiden und den Tod Christi geweissagt.

Die Propheten hatten geweissagt, daß Dieß alles geschehen würde. Isaias spricht also:<sup>2)</sup> „Ich bin nicht eigensinnig und widerspreche nicht, meinen Leib gab ich den Schlagenden hin und meine Wangen den Faustschlägen, mein Angesicht aber habe ich nicht abgewandt von der Schmach der Bespeigung.“ Derselbe äussert sich über sein Stillschweigen: „Wie ein Schaf bin ich zur Schlachtbank geführt worden, und verstummend wie ein Lamm vor den Scheerenden habe ich den Mund nicht geöffnet.“ David sagt dergleichen im vierunddreissigsten Psalme: „Viele nicht geahnte Geißelstrieche wurden auf mich geschwungen, sie wurden zerstreut, aber nicht zerknirscht; sie haben mich angefochten und mit ihren Zähnen wider mich geknirscht.“ Derselbe spricht über seine Speise und Trank im achtundsechzigsten Psalme: „Und sie gaben mir zur Speise Galle, und in meinem Durste tränkten sie mich mit Essig.“ Vom Kreuze Christi spricht er also:<sup>3)</sup> „Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt. Sie haben mich betrachtet

---

1) Schon Eduardus hat zu dieser Stelle und Dissert. 13 gegen Calmet bewiesen, daß Jesus am 15. Nisan, am Tage nach dem Abendmahlsfeste, gestorben ist. Laktantius versteht unter Hauptfest den großen Sabbath der Osterwoche. Den ganzen Sachverhalt hat Prof. Dr. Roth in dem Buche „die Zeit des letzten Abendmahles (1875)“ ausgezeichnet klar gestellt.

2) Jf. 50, 5. — 3) Ps. 21.

und angeschaut, meine Kleider haben sie unter sich getheilt und das Loos geworfen über mein Gewand." Moses sagt im fünften Buche: <sup>1)</sup> „Und dein Leben wird sein, wie wenn es vor dir hinge. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein." Dann in seinem vierten Buche sagt er wiederum also: <sup>2)</sup> „Gott wird nicht wie ein Mensch angeheftet, nicht läßt er sich wie ein Menschensohn dräuen." Zacharias sagt also: <sup>3)</sup> „Und sie werden zu mir aufschauen, den sie durchbohrt haben." Über die Sonnenfinsterniß spricht Amos, wie folgt: <sup>4)</sup> „An jenem Tage, spricht Gott der Herr, wird am Mittag die Sonne untergehen, und am hellen Tage wird Dunkelheit eintreten. Ich werde eure Feste umwandeln in Trauer und all eure Gefänge in Wehklage." Dasselbe sagt Jeremias <sup>5)</sup> über die Stadt Jerusalem, in welcher er gelitten hat: „Die Sonne schwand ihm, als es noch erst Mittag war, sie wurde mit Schmach und Fluch bedeckt, die Hinterbliebenen ihrer (Einwohner) werde ich dem Schwerte überliefern." Und Das ist nicht umsonst gesagt worden. Nach kurzer Zeit hat der Kaiser Vespasian die Juden bekriegt und ihre Länder mit Feuer und Schwert verwüstet; er hungerte sie aus und unterwarf sie; Jerusalem zerstörte er und die Gefangenen führte er im Triumphe fort, den Übrigen aber, die noch am Leben waren, untersagte er ihr Land, so daß es ihnen niemals gestattet war, zum vaterländischen Boden zurückzukehren. Und Dieses alles ist wegen jenes Kreuzes Christi geschehen, wie es in ihren Schriften Salomon <sup>6)</sup> früher bezeugt hat: Israel wird in's Verderben kommen und in Schmach vor dem Volke; und dieses Haus wird öde sein, und ein Jeglicher, der durch selbiges hindurch geht, wird sich wundern und sagen: Weshwegen hat Gott diesem Lande

---

1) V. Mos. 28, 66. — 2) IV. Mos. 23, 19. — 3) Zach. 12, 10. — 4) Amos 8, 9. — 5) Jerem. 15, 9.

6) Diese Stelle Salomons findet sich nirgends mehr.

und diesem Hause solche Übel zugefügt? Und man wird sagen: Weil sie den Herrn, ihren Gott, verlassen haben und sie ihren König, den Gottaußerforenen, verfolgt haben und ihn in großer Schmach gekreuziget haben, darum hat Gott solches Unheil über sie gebracht. Was verdienten nämlich Diejenigen nicht für eine Strafe, die ihren Herrn, der gekommen war, sie zu retten, getödtet haben?

#### 47. Christi Auferstehung, dessen Aussendung der Apostel und Himmelfahrt.

Darnach nahmen sie den Leichnam vom Kreuze und begruben ihn. Aber am dritten Tage vor Tagesanbruch stand er auf bei Erdbeben, wodurch der Stein, womit sie das Grab verschlossen hatten, abgewälzt wurde. In dem Grabe fand man indessen Nichts als die Todtenkleider. Daß er am dritten Tage aber wieder auferstehen würde, hatten schon längst die Propheten vorhergesagt. David sagt im fünfzehnten Psalme: „Du wirst meine Seele nicht bei den Todten lassen, noch wirst hingeben deinen Heiligen, zu schauen die Verwesung.“ Ebenso sagt Osee:<sup>1)</sup> „Dieser ist mein weiser Sohn, deshalb wird er nicht zurückbleiben (unterliegen), wenn auch seine Kinder in Betrübniß sind; aus der Gewalt des Todtenreiches will ich ihn befreien. Wo ist dein Machtspruch, Tod, wo ist dein Stachel?“ Derselbe sagt an einer anderen Stelle:<sup>2)</sup> „Er wird uns nach Verlauf von zwei Tagen am dritten Tage wieder lebendig machen.“ Als er nun nach der Auferstehung sich nach Galiläa begeben hatte, versammelte er seine Jünger, welche die Furcht zur Flucht gebracht hatte, von Neuem, und als er ihnen die Befehle gegeben, welche er ausgeführt wissen wollte, und die Predigt des Evangeliums auf dem ganzen

---

1) Os. 13, 14. — 2) Ebeud. 6, 3.



Erdbreise angeordnet hatte, da hauchte er sie an mit dem heiligen Geiste<sup>1)</sup> und gab ihnen die Macht, Wunder zu wirken, auf daß sie zum Heile der Menschen sowohl durch Thaten als auch durch Worte wirken könnten, und dann erst lehrte er am vierzigsten Tage, aufgenommen in eine Wolke, zum Vater zurück. Das hatte der Prophet Daniel schon längst geoffenbart mit den Worten:<sup>2)</sup> „Ich schaute in einem Gesichte der Nacht, und siehe, in den Wolken des Himmels als Menschensohn kommend, kam er bis zu dem Alibetagten (Ewigen), und Die bei ihm waren, stellten ihn (den Menschensohn) vor. Und es wurde Diesem gegeben Reich und Ehre und Herrschaft, und alle Völker, Stämme und Zungen werden ihm dienen, und seine Macht, die niemals schwinden wird, ist ewig, und sein Reich wird niemals untergehen.“ Ebenso sprach David im hundertneunten Psalme: „Es spricht der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis deine Feinde ich zum Schemel deiner Füße mache.“

#### 48. Wie die Juden verworfen und die Heiden an Kindes Statt angenommen werden.

Da er nun zur Rechten des Vaters sitzt, um seine Feinde, welche ihn gekreuzigt haben, zu demüthigen, wann er gekommen sein wird, die ganze Welt zu richten, so ist es einleuchtend, daß den Juden keine Hoffnung bleibt, wofern sie sich nicht zur Buße bekehren und, gereinigt von dem Blute, womit sie sich befleckt haben, angefangen haben, auf Den zu hoffen, den sie verläugnet haben. Deshalb spricht Esdras also: „Dieses Osterlamm<sup>3)</sup> ist unser Retter, unsere

1) Hier redet Laktantius ausdrücklich vom heiligen Geiste; siehe auch IV, 12.

2) Dan. 7, 13.

3) Diese Stelle findet sich jetzt nicht mehr in der heiligen Schrift; sie findet sich bei Just. c. Tryphon. 72. S. 644 mit dem Bemerkten, daß die Juden sie ausgemerzt hätten. Der Aus-

Zuflucht. Bedenket es, und lasset es in euer Herz eindringen, da wir ihn in Erniederung am Kreuze haben, um hernach auf ihn zu hoffen." Die Schriften bestätigen demnach, daß die Juden von der Erbschaft entfernt worden sind, weil sie Christum verworfen haben, und daß wir, aus den Heiden, an Kindesstatt sind angenommen worden. Jeremias sagt also:<sup>1)</sup> „Ich habe mein Haus verlassen, ich habe meine Erbschaft vertheilt in die Hände seiner Feinde; die mir gewordene Erbschaft war wie der Löwe in dem Walde; sie schrie wider mich, deßhalb habe ich sie verabscheut." Deßgleichen spricht Malachias:<sup>2)</sup> „Ich habe kein Wohlgefallen mehr an euch, spricht der Herr, und werde kein Opfer annehmen von euren Händen; denn vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange wird mein Name herrlich sein unter den Völkern." Isaias äussert sich noch in folgender Weise: „Ich komme, zu versammeln alle Völker und Zungen, und sie werden kommen, um meine Herrlichkeit zu schauen." Derselbe sagt an einer anderen Stelle:<sup>3)</sup> „Ich, der Herr, dein Gott, habe dich gerufen zur Gerechtigkeit, um deine Hand zu fassen und dich zu behüten; ich habe dich zum Bunde für mein Volk, zum Lichte für die Heiden, daß du öffnest die Augen der Blinden und die Ge-

druck: „Das Osterlamm ist unser Erlöser“ bezeugt des Laktantius Ansicht von der Bedeutung des Opfertodes Christi; vgl. noch IV, 18: Er mußte sterben für das Heil Vieler. Das „Viele“ ist hier zu verstehen, wie Jesus am letzten Abendmahl sagt, daß sein Blut für „Viele“ vergossen werde. IV, 20 heißt es: „Morte pro nobis suscepta nos haeredes fecit regni aeterni.“ Ich habe nach Eduardus, der sich auf Codex Taurin. beruft, in ligno „am Kreuze“ gelesen. Lenglet führt zwei Manuscripte mit gleicher Lesart aus Paris an; die mir in flüster Auflage vorliegende Uebersetzung der Institutionen von René Fame (Lyon 1563) hat auch: en la Croix. Eroxus erklärt bei Galläus, daß diese Stelle ein frommer Betrug des Justinus und Laktantius sei; Dieß widerlegt Eduardus dissertatio XL, 2, 10.

1) Jerem. 12, 7. — 2) Malach. 1, 10. — 3) Is. 42, 6.

fangenen führest aus der Haft und aus dem Gefängnisse, die im Finstern sitzen."

#### 49. Gottes Wesenheit ist nur eine.

Wenn also die Juden, wie die heiligen Schriften zuverlässig lehren, von Gott verworfen worden, die Heiden aber, wie wir sehen, statt ihrer von Gott angenommen worden und aus den Finsternissen dieses irdischen Lebens und aus den Schlingen der bösen Geister befreit worden, so ist dem Menschen keine andere Hoffnung gegeben als nur die, der wahren Religion und der wahren Weisheit, welche in Christus ist, zu folgen, und wer ihn nicht kennt, bleibt der Wahrheit und Gott immer fremd. Und es mögen sich bezüglich des höchsten Gottes weder Juden noch Philosophen trügerische Hoffnungen machen. Wer den Sohn nicht anerkennt, kann auch den Vater nicht anerkennen. Das ist Weisheit und das die religiöse Verehrung des höchsten Gottes. Durch Jenen wollte Gott erkannt und verehrt sein. Deshalb sandte er vorher Propheten, daß sie seine Ankunft vorher verkündigten, damit, wenn alle Verheissungen an ihm erfüllt wären, die Menschen alsdann an ihn als Sohn Gottes und Gott glauben möchten. Das ist jedoch nicht so aufzufassen, als wenn sie zwei Götter wären; denn der Vater und der Sohn sind eins. Da nun der Vater den Sohn liebt und ihm Alles zuertheilt und der Sohn dem Vater treu anhängt und nichts Anderes will, als was der Vater will, so kann ein so überaus inniges Verhältniß ja gar nicht gelöst werden, so daß man sagen kann, es sind Zwei, in denen aber nur eine Wesenheit, ein Wille und eine Wahrheit ist. Deshalb ist auch der Sohn im Vater und der Vater im Sohn. Ein und dieselbe Ehre ist Jedem von Beiden als einzigem Gott zu bezeigen, und in so weit ist sie in zwei Verehrungen zu trennen, daß die Theilung selbst wird durch ein unzertrennliches Band verbunden werden.

Keinen Gott wird Der haben, der entweder den Vater vom Sohne oder den Sohn vom Vater trennt.

### 50. Warum Gott den menschlichen Leib annahm und den Tod erlitt.

Es bleibt nun noch übrig, Denen zu antworten, die es für unpassend und unvernünftig halten, daß Gott einen sterblichen Leib annahm, daß er sich den Menschen unterwarf, Beschimpfungen ertrug, sogar noch Qualen und den Tod erlitt. Ich werde nun mittheilen, was ich davon denke, und das überaus Erhabene in möglichst wenigen Worten zusammenfassen. Wer Etwas lehrt, muß meiner Meinung nach selbst thun, was er lehrt, damit er die Menschen zur Annahme (seiner Lehre) bewege. Wenn er es nicht thun will, wird er keine Glaubwürdigkeit (für seine Lehren) bieten. Es sind also Beispiele nothwendig, damit Das, was vorgeschrieben, eine feste Stütze habe, und daß, wenn ein Widerspenstiger auftreten sollte und spräche, es sei unmöglich auszuführen, der Lehrer Jenen durch die vorgehaltene Ausführung überführen könne. Eine Unterweisung kann also nicht vollkommen sein, wenn sie nur durch Worte gelehrt wird, sondern dann ist sie erst vollkommen, wenn sie durch Werke erfüllt wird. Als daher Christus als Lehrer der Tugend zu den Menschen geschickt wurde, so mußte er sowohl lehren als auch thun, damit seine Lehre ganz vollkommen wäre. Aber wenn er keinen menschlichen Leib<sup>1)</sup> angenommen hätte, so konnte er nicht thun, was er lehrte,

---

1) Laktantius hat hier das zu gebende Beispiel für die Nothwendigkeit der Menschwerdung etwas zu stark betont; daß dieses aber doch sehr wichtig, geht daraus hervor, daß der Heiland dreißig Jahre nur durch Beispiele wirkte; daß die Menschwerdung auch wegen der Sühne von Laktantius als nothwendig erkannt wurde, darüber siehe Kap. 48 in der Note.

Das heißt, nicht zürnen, nicht Reichthum begehren, nicht von Leidenschaft entflammt werden, Schmerz nicht fürchten, den Tod verachten. Dieses sind ganz gewiß Tugenden, aber sie können ohne Leib nicht ausgeführt werden. Deshalb hat er also einen Leib angenommen, damit, wenn er lehrte, daß die Gelüste des Fleisches überwunden werden müßten, er Dieß zuerst selbst thäte, damit Keiner als Entschuldigung die Schwäche des Fleisches vorschützen könnte.

### 51. Christi Tod am Kreuze.

Ich will jetzt über das Geheimniß des Kreuzes sprechen, damit Keiner etwa sage: Wenn Jener den Tod auf sich nehmen mußte, so hätte er wenigstens doch keinen so ehrlosen und schändlichen (annehmen sollen), sondern einen, der in etwa ehrbar war. Ich weiß nun ganz gewiß, daß Viele, indem sie vor dem Namen des Kreuzes zurückschaubern, sich auch der Wahrheit entziehen, obgleich sich in demselben eine ganz gewaltige Weisheit<sup>1)</sup> findet. Denn da er zu dem Zwecke gesandt worden, daß er Allen, die auch noch so sehr erniedrigt wären, den Weg zum Heile bahnen sollte, so hat er sich selbst erniedrigt, um Diese zu retten. Deshalb nahm er die Todesart auf sich, welche den gewöhnlich Verachteten zuerkannt wird, damit Allen die Möglichkeit geboten würde, ihm nachzufolgen. Da er zudem noch vom Tode auferstehen sollte, so durfte ihm kein Theil des Körpers abgenommen noch ein Glied<sup>2)</sup> zerbrochen werden, was Jenen widerfährt, die enthauptet werden. Daher war das Kreuz vorzugsweise geeignet, den Leib mit ganzen Gliedmaßen für die Auferstehung zu erhalten. Hiezu kam noch der Umstand, daß er, als das Leiden und der Tod einmal übernommen war,

1) Vergleiche I. Kor. 1, 23. 24.

2) Laktantius hat hier der heidnischen Auffassung etwas Rechnung getragen; den wahren Grund dafür, daß Christus kein Glied gebrochen wurde, siehe Joh. 20; Exod. 12; Num. 9.

erhöht werden mußte. So sehr hat Jenen das Kreuz thatsächlich und sinnbildlich erhöht, daß Allen seine Herrlichkeit und seine Macht mit dem Leiden selbst kund geworden. Weil er nämlich am Kreuzesholze seine Hände ausstreckte, so hat er seine Arme nach Osten und Westen ausgebreitet, damit alle Nationen<sup>1)</sup> von beiden Weltgegenden an seinen Busen zur Ruhe kämen. Wie viel aber dieß Zeichen vermag und was es für Macht hat, liegt auf der Hand, da jede Schaar böser Geister durch dieses Zeichen ausgetrieben und in die Flucht geschlagen wird. Und wie er selbst vor seinem Leiden die bösen Geister durch das Wort seines Befehles schreckte, so werden jetzt durch den Namen und das Zeichen<sup>2)</sup> desselben Leidens die unreinen Geister, wenn sie sich in die Körper der Menschen eingeschlichen haben, vertrieben, indem sie gefoltert sich als böse Geister erklären und sich vor Gott, der sie züchtigt, zurückziehen. Was mögen sich demnach die Griechen von ihren religiösen Verehrungen und ihrer Weisheit für Hoffnungen machen, da sie sehen, daß ihre Götter, die sie als böse Geister nicht verkünnen, durch das Kreuz von den Menschen überwunden werden?

32. Die Hoffnung des menschlichen Heiles beruht auf der Kenntniß des wahren Gottes; die Heiden hassen die Christen.

Die Menschen haben also eine Hoffnung des Lebens, einen Hafen des Heiles, eine Zufluchtsstätte der Freiheit, wofern sie nach Entfernung der ihnen anliegenden Irrthümer die Augen ihres Verstandes öffnen und ihren Gott erkennen, in dem allein der Sitz der Wahrheit ist, das Ir-

1) Siehe Joh. 12, 32: „Von der Erde [an's Kreuz] erhöht werde ich Alles an mich ziehen;“ vgl. Joh. 8, 28.

2) Ueber die Kraft des heiligen Kreuzes siehe Gretzer, de cruce lib. 4, 23; Eduardus dissert. 31, 4, 7.

fische, das aus Erde Gebildete, gering schätzen, die Philosophie, welche bei Gott Thorheit ist, für Nichts achten und durch die wahre Weisheit, das ist durch die Annahme der Religion, Erben der Unsterblichkeit werden. Aber freilich streitet man nicht so sehr gegen die Wahrheit als vielmehr gegen sein eigenes Heil, und wenn man dergleichen hört, verabscheut man es wie einen unverzeihlichen Frevel. Sogar will man es nicht einmal anhören, in dem Wahne, daß die Ohren alsdann durch eine unehrbare Rede entweiht würden. Wenn man dergleichen gehört hat, dann schmäh't man nicht bloß, sondern man verfolgt mit aller nur erdenklichen Verleumdung. Und wenn solche Menschen die Macht erlangt haben, dann verfolgen sie die Verehrer des wahren Gottes — wie öffentliche Feinde, ja sogar noch mehr als Feinde, die, wenn sie im Kriege überwunden worden, entweder den Tod oder die Knechtschaft als Strafe erhalten. Aber sonst werden sie durchaus nicht gequält, wenn sie die Waffen niedergelegt haben, obgleich sie jegliche (Mißhandlung) zu ertragen verdient hätten, die sie (den Anderen) zufügen wollten; auf diese Weise herrscht Milde<sup>1)</sup> zwischen den Schwertern. Unerhört ist also die Grausamkeit, da den Unschuldigen nicht einmal das Loos von überwundenen Feinden zu Theil wurde. Was ist nun der Grund einer solchen Rafferei? Freilich brauchen sie Gewalt, weil sie auf einen vernünftigen Grund hin nicht vorgehen können; sie verurtheilen sie als sehr schuldig ohne Prozeßverhandlung, weil sie nicht wollen, daß ihre Unschuld thatsächlich festgestellt werde. Sie halten es aber nicht für genügend, wenn Die eines schnellen und einfachen Todes sterben sollen, welche sie unsinnig hassen, sondern mit ausgesuchten Qualen peinigen sie dieselben, um ihren Haß zu sättigen, und Das verursacht nicht irgend eine Schuld, sondern die Wahrheit, die deshalb Denen,

---

1) Sastantius sagt V, 9, 3: Est locus inter arma clementiae; er hat den Gedanken aus Vergil VI, 853:  
 „Parcere subjectis et debellare superbos“.



die schlecht leben, gehässig ist, weil es sie ärgert, daß es Einige gibt, denen ihre Thaten nicht gefallen können. Diese nun suchen sie auf jede Weise aus dem Wege zu schaffen, damit ihr Sündigen ungehindert ohne Zeugen geschehen könne.

### 53. Die Ursachen des Hasses gegen die Christen werden erwogen und widerlegt.

Aber sie erklären, Dieß zu thun, um ihre Götter zu schützen! Zunächst, wenn sie Götter sind und irgend Kraft oder Macht besitzen, so bedürfen sie ja nicht der Vertheidigung und des Schutzes von den Menschen, im Gegentheil beschützen sie sich ganz gewiß selbst. Aber wie kann der Mensch von ihnen Hilfe hoffen, wenn sie nicht einmal ihre eigenen Unbilden rächen können? Eitle Thorheit ist es demnach, Rächer der Götter sein zu wollen; hieraus wird ja nur ein größeres Mißtrauen offenbar. Wer nämlich die Beschützung eines Gottes, den er verehrt, auf sich nimmt, bekennet dadurch, daß Jener gar keine Macht habe; wenn er ihn aber deshalb verehrt, weil er ihn für mächtig hält, darf er Den nicht vertheidigen wollen, von dem er selbst vertheidigt werden muß. Wir handeln deshalb ganz recht. Da diese Beschützer der falschen Götter nämlich Rebellen gegen den wahren Gott sind, verfolgen sie seinen Namen in uns, und wir kämpfen nicht mit einem Worte dagegen, sondern sanftmüthig, schweigend und geduldig ertragen wir Alles, was auch nur Grausamkeit gegen uns ersinnen kann. Wir haben nämlich Vertrauen auf Gott, von dem wir die Bückstigung als bald folgend erwarten. Und dieses Vertrauen ist kein eitlees. Wir haben ja an allen Denjenigen, die diese Frevelthat gewagt haben, ein elendes Lebensende theils kennen gelernt, theils sehen<sup>1)</sup> wir es noch. Und kein Einziger

---

1) Wenn wir die Lesart videmus festhalten, haben wir hier einen Beweis, daß das Buch in der Verfolgung des Licinius nach

hat den Frevel gegen Gott ohne Büchtigung verübt. Wer aber den wahren Gott durch Belehrung nicht kennen lernen wollte, hat es durch seine Strafe gelernt. Ich möchte wissen, was sie für eine vernünftige Überlegung haben, wenn sie Menschen gegen ihren Willen zum Opfer zwingen, oder wenn sie Das leisten, was sie thun! Wenn sie es den Göttern erweisen, so ist es keine Verehrung noch ein angenehmes Opfer, weil es wider Willen dargebracht wird, weil es durch Unbilden erzwungen wird, und weil es durch Schmerz entlockt wird. Wenn es aber gerade für Die geschieht, welche man zwingt, so ist es ganz gewiß keine Wohlthat, da man sogar eher sterben will, als sie annehmen. Wenn Das gut ist, wozu du mich einladest, weshalb bestürmest du mich durch Leiden, warum nicht vielmehr durch Worte als durch Schläge, warum nicht vielmehr durch einen Vernunftbeweis als durch Qualen des Körpers? Daher ist es offenbar, daß es etwas Schlechtes sei, wozu du den Menschen nicht mit seinem Willen anziehst, sondern ihn trotz seines Widerstrebens hinreißest. Was ist es für eine Thorheit, für Jemanden gegen dessen Willen Sorge zu tragen? Oder kannst du wohl, wenn Jemand durch drückende Leiden zum Tode seine Zuflucht zu nehmen versucht und du ihm entweder das Schwert<sup>1)</sup>

---

320 verfaßt ist. Seite 100 haben wir mit Bezug auf VI, 17: „Spectantur adhuc poenae“ gezeigt, daß die sieben Bücher in der diokletianischen Verfolgung 310—313 abgefaßt sind. Lenglet bestreitet zwar in der Vorrede S. 5, daß der Ausdruck spectantur — poenae die Fortdauer der Verfolgung beweise; er will poenae — spectantur von Merkmalen früherer Strafen verstanden wissen; allein dann hätte Laktantius poenarum insignia geschrieben wie V, 13. Das jam pridem der Vorrede weist uns auf Licinius' Verfolgung hin, und das videmus bestätigt diese Bedeutung.

1) Laktantius hat sich hier zu einer irrigen Behauptung hinreißen lassen; es ist Pflicht für den Christen, einem Lebensmüden die Waffe zu entreißen, und somit ist es auch eine Wohlthat; siehe auch Seneca de benef. IX, 15.

entreißest oder den Strick abnimmst oder von einem jähen Sturze zurückziehst oder das Gift ausgießest, dich alsdann als Retter eines solchen Menschen rühmen, obgleich Jener, den du gerettet zu haben glaubst, dir gar keinen Dank ausspricht, sogar glaubt, daß du schlecht mit ihm gehandelt habest, weil du ihn von dem gewünschten Tode abhieltest und du ihn nicht zum Lebensende, das heißt zum Ausruhen von den Leiden gelangen ließest? Eine Wohlthat muß nämlich nicht nach der Beschaffenheit der Handlung, sondern nach der Gesinnung des Empfängers abgewogen werden. Warum hältst du Das für eine Wohlthat, was mir eine Übelthat ist? Du willst, daß ich deine Götter verehere, und ich glaube, daß mir Das den Tod bringt. Wenn es etwas Gutes ist, beneide ich dich nicht. Genieße allein dein Gut! Es ist gar kein Grund vorhanden, daß du meinem Irrthume abhelfen willst, den ich nach überlegter Wahl angenommen habe. Wenn es aber etwas Böses ist, weshalb reißest du mich hin zur Theilnahme daran? Genieße dein Loos! 1) Ich will lieber im Guten sterben als im Schlechten leben.

#### 54. Über die Freiheit der Religion bezüglich der Verehrung Gottes.

Das kann zwar mit Recht gesagt werden. Aber wer wird es hören, wenn es noch irgend eine Freiheit in den menschlichen Angelegenheiten gäbe, wann leidenschaftliche und ihrer selbst nicht mächtige Menschen glauben, daß ihre Herrschaft verringert werde? Und doch ist es die Religion vorzugsweise, in welcher die Freiheit ihren Sitz genommen hat. Sie ist vor anderen Dingen etwas Freiwilliges, und es kann Keinem Zwang angethan werden, das zu verehere, was er nicht will. Es kann Das vielleicht Einer heucheln, aber Willenszustimmung ist nicht möglich. Wenn Einige endlich aus Furcht vor Qualen oder durch Reinen überwunden zu

---

1) Vergil Aeneis XII, 932.

abscheulichen Opfern eingewilligt haben, so thun sie doch niemals freiwillig, was sie aus Zwang gethan haben, sondern sobald es wieder in ihrer Macht steht, wenden sie sich von Neuem nach erlangter Freiheit zum wahren Gott, versöhnen ihn durch Bitten und Thränen und thun Buße, nicht für ein frei gewolltes (Opfer), da sie keinen freien Willen hatten, sondern für jenes, das im erlittenen Zwange gebracht wurde. Da sie nun Genugthuung leisten, wird ihnen die Verzeihung nicht abgeschlagen. Was richtet Der also aus, der den Körper entweicht, wenn er den Willen nicht beugen kann? Indeß jubeln aber die Menschen mit erbärmlicher Denkkraft unverschämt und mit unglaublicher Freudigkeit, wenn sie einen tapferen Menschen dahin gebracht haben, ihren Göttern zu opfern, und sie freuen sich, als wenn sie einen Feind unter das Joch gebracht hätten. Wenn aber irgend Einer weder durch Drohungen noch durch Folter erschreckt lieber den Glauben seinem Leben vorziehen will, so erschöpft die Grausamkeit gegen einen Solchen ihren Scharfsinn; was sich nicht sagen oder denken läßt, setzt sie in's Werk, und weil sie wissen, daß der Tod für Gott ehrenvoll sei, und daß derselbe unser Sieg sei, wenn wir triumphirend über die Henkersknechte das Leben für den Glauben und die Religion hingeben, so strengen sie sich auch selbst an, daß sie siegen. Sie thun ihnen (deßhalb) den Tod nicht an, sondern sie ersinnen neue und unerhörte Qualen, damit die Schwäche der tiefst inneren Empfindung den Schmerzen nachgebe, und wenn sie nicht nachgibt, halten sie inne und verwenden sorgsame Pflege an den Wunden, damit die wiederholten Foltern den noch frischen Narben mehr Schmerz zufügen; und Die, welche gegen Unschuldige solche Quälereien üben, halten sich freilich für fromm, gerecht und gottesfürchtig (an solchen Opfern der Götter erfreuen sie sich nämlich), Jene aber nennen sie Gottlose und Hoffnungslose. Was ist es nun für eine Bosheit, daß Der, welcher unschuldig gequält wird, gottlos und hoffnungslos genannt wird, der Henker aber für gerecht und fromm erklärt wird?

55. Die Heiden schwärzen die Gerechtigkeit, welche Gott dient, durch die Beschuldigung der Gottlosigkeit an.

Aber sie sagen, daß Die mit Recht gestraft würden, welche die öffentlichen, von den Vorfahren überlieferten Religionen verabscheuen. Was? Wenn jene Vorfahren bei der Annahme eiteler Gottesverehrungen thöricht waren, wie wir Das bereits früher nachgewiesen haben, soll uns eine Schranke gesetzt werden, das Wahre und Bessere zu erstreben? Warum rauben wir uns die Freiheit und dienen unselbstständig fremden Irrthümern? Es soll gestattet sein, zur besseren Erkenntniß zu kommen und die Wahrheit aufzufinden. Wenn es jedoch beliebt, die Thorheit der Vorfahren in Schutz zu nehmen, warum bleiben aber die Agyptier ungestraft, welche vierfüßige Thiere und sonstige Thiere jeder Art als Götter verehren? Warum werden über die Götter selbst theatra- lische Vorstellungen gemacht und Der, welcher sie sehr witzig verspottet hat, geehrt? Warum hört man auf die Philosophen, welche entweder sagen, daß es keine Götter gebe, oder wenn es solche gebe, daß sie für Nichts sorgen und die menschlichen Angelegenheiten nicht berücksichtigen, oder die behaupten, daß es durchaus gar keine Vor- sehung gebe, welche die Welt regiert? Als Gottlose werden ganz allein von Allen Die erklärt, welche dem wahren Gotte<sup>1)</sup> und der Wahrheit anhängen. Und da diese zugleich Gerech- tigkeit und Weisheit ist, so machen Jene sie schlecht durch eine Anschulldigung von Gottlosigkeit und Thorheit, und sie erfassen nicht die Ursache ihrer Täuschung, weil sie das

---

1) Dieser herrliche Satz des Laktantius hat sich zu allen Zeiten bewahrheitet und ist ein großer Trost für den katholischen Chri- sten, da er mit seiner Kirche stets allein geschmäht und verfolgt wird. Diese einzige Thatfache schon ist ein Beweis für die Echtheit unseres Glaubens, da sie Jesu 2 Wort bestätigt: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen.“

Schlechte gut und das Gute schlecht nennen. Die meisten Philosophen, aber vorzüglich Plato und Aristoteles, haben allerdings viel über die Gerechtigkeit<sup>1)</sup> gesprochen, indem sie diese Tugend in ihren Erörterungen mit dem höchsten Lobe rühmten, weil sie einem Jeden das Seinige zukommen lasse, weil sie die Billigkeit in Allem wahre. Und obgleich die übrigen Tugenden still im Inneren eingeschlossen seien, (sagen sie,) daß es die Gerechtigkeit allein sei, welche weder bloß für sich Sorge noch auch verborgen sei, sondern ganz nach aussen hervortrete und geneigt sei, Gutes zu thun, damit sie möglichst Vielen nütze, gerade als wenn bei den Richtern allein und bei Denen, die irgend ein Amt haben, und nicht bei Allen die Gerechtigkeit sein müßte. Und doch gibt es keinen Menschen, und wenn er auch ganz niedrig oder ein Bettler wäre, dem die Gerechtigkeit nicht zu Theil werden könnte. Aber weil sie nicht wußten, woher sie stammte, und was für eine Wirksamkeit sie hatte, so haben sie jene höchste Tugend, welche das gemeinsame Gut Aller ist, nur Wenigen zuertheilt und erklärt, daß sie nicht eigene Vortheile erwarte, sondern bloß für den Nutzen Anderer besorgt sei. Und nicht mit Unrecht ist Carneades aufgetreten, der mit vorzüglichem Geiste und Scharfblicke begabt die Auseinandersetzung Jener widerlegte und die Gerechtigkeit, welche kein festes Fundament hatte, umstürzte, nicht weil er meinte, daß die Gerechtigkeit zu verachten sei, sondern um zu zeigen, daß jene Vertheidiger derselben gar keine bestimmte Sicherheit über die Gerechtigkeit vorbrächten.

## 56. Die Gerechtigkeit ist die wahre Gottesverehrung.

Wenn nämlich die Gerechtigkeit in der wahren Gottes-

---

1) Vergleiche Plato de republ. IV, 10. S. 433 A. Daß nach ist die Gerechtigkeit τὸ τὰ αὐτοῦ πράττειν; ihr Wesen liegt darin, daß Jeder das Seinige thue und Jedem das Seinige zukomme. Plato nennt sie auch ἰσότης κοινωτική; siehe Aristoteles in Ethic. ad Nicom. lib. V.

verehrung besteht, (was ist denn so angemessen zu einer billigen Handlungsweise, so pflichtmäßig für Ehre, so nothwendig zum Heile, als Gott zu erkennen als Vater (Schöpfer), ihn zu verehren als Herrn und seinem Gesetze und seinen Vorschriften zu gehorchen?) so kannten ja die Philosophen die Gerechtigkeit nicht, weil sie weder Gott selbst erkannten, noch sein Gesetz und seine Vorschriften beobachteten; und deshalb konnten sie von Karneades widerlegt werden, dessen Rede also lautet: es gebe kein von der Natur ausgehendes Recht, deshalb nähmen alle lebenden Wesen unter Leitung der Natur ihre Vortheile wahr, und deshalb müsse die Gerechtigkeit, wenn sie für fremde Vortheile Sorge, die ihrigen aber vernachlässige, als Thorheit erklärt werden. Wenn deshalb alle Völker, die eine Herrschaft besäßen, und selbst die Römer, die den ganzen Erbkreis in Besitz genommen hätten, der Gerechtigkeit folgen wollten und Jedem das Seinige, was sie mit Waffengewalt in Besitz genommen, zurückerstatteten, so müßten sie zu ihren Hütten in Dürftigkeit zurückkehren. Wenn sie Das thaten, so müßten sie zwar für gerecht, aber auch für Thoren gehalten werden, weil sie sich bemühten, um Anderen zu nützen, sich selbst zu schaden. Ferner (sagte er), wenn Einer einen Menschen fände, der aus Irrthum entweder Gold für Messing oder Silber für Blei verkaufte und ein dringender Grund ihn nöthigte, dasselbe zu kaufen, wird er sich unfundig zeigen und es um geringen Preis kaufen, oder wird er es vielmehr entdecken? Wenn er es ihm entdecken wird, wird er freilich für gerecht gehalten, weil er ihn nicht getäuscht hat, aber auch für einen Thoren, weil er einem Anderen Vortheil verschafft hat, sich den Schaden. Aber der Schaden ist noch erträglich. Wenn aber sein Leben in Gefahr kommen wird, so daß er entweder (einen Anderen) tödten oder selbst sterben muß, was wird er alsdann thun? Es kann sich nämlich ereignen, daß er nach erlittenem Schiffbruch einen Schwachen findet, der sich auf einem Brette befindet, oder auch, daß er nach Besiegung des Meeres als Flüchtling einen Anderen findet, der als Verwundeter auf einem Pferde sitzt;



wird er wohl Jenen vom Brette oder Diesen vom Pferde stürzen, damit er selbst entkommen könne? Wenn er wird gerecht sein wollen, so wird er es nicht thun, aber auch als Thor erklärt werden, indem er das Leben eines Anderen schont, das seinige hingibt. Wenn er es thut, wird er zwar klug scheinen, weil er für sich sorgt, aber auch schlecht, weil er Schaden zufügen wird.<sup>1)</sup>

### 57. Weisheit und Thorheit.

Das Vorgetragene ist allerdings scharfsinnig, aber sehr leicht kann man darauf antworten. Die Verwechselung der Begriffe bewirkt nämlich, daß es so zu sein scheint. Denn sowohl hat die Gerechtigkeit den Schein von Thorheit, ohne jedoch Thorheit zu sein, als auch hat die Bosheit einen Schein der Weisheit, ohne jedoch Weisheit zu sein. Wie aber jene Bosheit, die in der Sorge für eigenen Vortheil klug und scharfsinnig ist, keine Weisheit, sondern listige Verschlagenheit ist, so muß auch die Gerechtigkeit nicht Thorheit, sondern Unschuld genannt werden. Weil der Gerechte nothwendig weise sein muß, muß der Thörichte ungerecht sein. Denn weder die Vernunft noch die Natur selbst läßt zu, daß Der, welcher gerecht ist, nicht weise sei, da ja der Gerechte durchaus Nichts thut, als was recht und gut ist.

---

1) Diese ganze Erörterung des Carneades findet sich bei Cicero de republica II, 19 ff. Diese unsinnige Sophisterei, die im Talmud von den Juden noch vertreten ist (Kohling, Talmud-Jude, und Bonifaziusbrotschüren 11, 1875), ist im Christenthume, wo Jesu Lehre gilt: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thue auch keinem Andern,“ verurtheilt. Carneades aus Aprenne, geb. 210, gest. 129, ist Begründer der neueren (dritten) Akademie; er lehrte lange in Athen. Er kam nach Rom 155 als Gesandter, um den Athenern die wegen Zerstörung von Dropus auferlegte Geldbuße von fünfhundert Talenten abzuwenden; siehe Gellius VI, 14; Cicero de oratore III, 18. 19. 21. 36; Cicero Tuscul. 3, 54; 4, 5; 5, 83—87; Hülsemann ad Acad. II, S. 460; Bähr, röm. Litter. III, § 353; Zeller, Philosophie der Griechen III, 454.

das Böse und das Verkehrte immer flieht. Kein Anderer kann das Gute und das Böse, das Verkehrte und das Richtige unterscheiden als der Weise. Der Thörichte aber handelt böse, weil er nicht weiß, was gut und böse ist. Deshalb sündigt er, weil er das Verkehrte und Rechte nicht unterscheiden kann. Deshalb kann der Thörichte keine Gerechtigkeit, der Ungerechte keine Weisheit besitzen. Deshalb ist Der nicht thöricht, der weder den Schiffbrüchigen vom Brette, noch auch den Verwundeten vom Pferde herabstürzen wird, weil er sich enthält, einem Anderen zu schaden, was Sünde ist; der Weise aber muß die Sünde fliehen. Daß er aber als Thor beim ersten Anblicke erscheint, bewirkt der Umstand, daß man annimmt, daß die Seele mit dem Körper untergebe. Deshalb bezieht man jeden Vortheil auf dieses Leben. Freilich wenn nach dem Tode Alles aus ist, dann handelt Der allerdings thöricht, welcher das Leben eines Anderen mit dem Verluste des seinigen verschont, oder wer mehr sorgt für den Gewinn eines Anderen als für den seinigen. Wenn der Tod die Seele vernichtet, dann muß man sich bemühen, länger und bequemer zu leben. Wenn aber nach dem Tode ein ewiges und glückliches Leben bleibt, so wird der Gerechte und Weise sicher dieses irdische Leben mit allen Gütern der Erde verachten; er weiß ja, welchen Lohn er von Gott empfangen wird. Deshalb laßt uns Unschuld und Gerechtigkeit festhalten, laßt uns den Schein der Thorheit auf uns nehmen, damit wir die wahre Weisheit festhalten können. Und wenn es den Menschen unsinnige Thorheit scheint, daß sie sich quälen lassen, und lieber zu sterben als den Göttern zu opfern und unverletzt fortzugehen, wir wollen uns dennoch bemühen, durch alle Kraft und Ausdauer Gott die Treue zu bewahren. Kein Tod soll uns schrecken, kein Schmerz uns beugen, auf daß die Kraft und Standhaftigkeit des Geistes unerschütterlich erhalten bleibe. Sie mögen uns Thoren schelten, wofern sie selbst die größten Thoren und blind, stumpfsinnig und den Thieren gleich sind, die nicht erkennen, daß es ein todbringendes (Verbrechen) sei, unter Hintansetzung des lebendigen Gottes sich vor dem

Irdischen niederzuwerfen und es anzubeten, die auch nicht wissen, daß Jene eine ewige Strafe erwartet, welche empfindungslose Gebilde verehrt haben, daß Diejenigen aber, welche weder Qualen noch den Tod für die Verehrung und für die Ehre des wahren Gottes zurückgewiesen haben, das ewige Leben erlangen werden. Das ist der erhabenste Glaube, das ist die wahre Weisheit und die vollkommene Gerechtigkeit. Das kümmert uns nicht, was thörichte und verächtliche Menschen denken. Wir müssen auf Gottes Ausspruch achten, damit wir später Die richten, welche über uns Urtheile gefällt haben.

### 58. Über die wahre Gottesverehrung; das wahre Opfer.

Ich habe nun den Begriff der Gerechtigkeit auseinander gesetzt. Jetzt bin ich daran, zu zeigen, welches das wahre Gottesopfer sei, welches die richtigste Weise sei, Gott zu verehren, damit Keiner glaube, Gott verlange entweder Schlachtopfer oder Wohlgerüche oder kostbare Geschenke, den ja weder Hunger noch Durst noch Kälte noch das Verlangen nach irdischen Dingen erfaßt; daher bedarf er alles Dessen nicht, was man in den Tempeln den Gözenbildern bringt. Wie aber das Körperliche körperlicher Opfer bedarf, so kommen auch dem Unkörperlichen nothwendig unkörperliche Opfer zu. Jener Dinge aber, die Gott dem Menschen zum Gebrauche überwiesen, bedarf er selbst nicht, da ja die ganze Erde in seiner Macht ist; er bedarf keines Tempels, dem ja die Welt als Wohnsitz gehört; auch gibt es kein Bildniß von ihm, da er weder mit den Augen noch mit dem Geiste erfaßt werden kann; ebenso wenig braucht er irdische Lichter, der die Sonne mit den übrigen Sternen zum Gebrauche des Menschen als Lichtkörper zu schaffen vermochte. Was Anderes verlangt also Gott von den Menschen als eine reine und heilige Verehrung des Geistes? Denn Das, was mit der Hand oder ausserhalb des Menschen zu Stande kommt, ist unpassend, hinfällig und unan-

genehm. Das wahre Opfer aber wird aus dem Herzen gebracht, nicht was mit der Hand aus irgend einem Behälter zum Opfer gebracht wird, sondern was der Geist opfert. Das ist das angenehme Opfer, welches die Seele aus sich opfert. Was nützen Opferthiere, Weihrauch, Kleider, Silber, Gold, ja sogar kostbare Steine, wenn der Opfernde kein reines Herz hat? Somit ist es einzig die Gerechtigkeit, die Gott verlangt. Darin besteht das Opfer und die Verehrung, die Gott zukommt. Jetzt erübrigt mir nur noch zu erörtern und zu zeigen, welche Werke die Gerechtigkeit erfordere.

### 39. Die zwei Wege des Lebens und die ersten Verirrungen der Menschheit.

Die Philosophen sowohl als auch die Dichter wußten schon, daß es zwei Lebenswege<sup>1)</sup> gebe, aber beide haben dieselben auf verschiedene Weise vorgetragen. Die Philosophen bestimmten den einen als den Weg des Fleißes, den anderen als den der Trägheit; aber Das machten sie nicht vollständig richtig, weil sie diese bloß auf die Vortheile dieses Lebens bezogen. Besser haben die Dichter<sup>2)</sup> den einen den der Gerechten, den anderen den der Gottlosen genannt. Aber darin irren sie, daß sie dieselben nicht für dieses Leben, sondern für die Verstorbenen aufstellen. Wir aber nennen ganz gewiß mit vollem Rechte den einen den Weg des Lebens, den anderen den des Todes, erklären jedoch auch, daß diese Wege sich hier vorfinden. Jener, der mehr nach rechts geht, auf dem die Gerechten wandern, führt nicht in

1) Siehe hierüber Xenophons Memoiren II. c. I, 21 und Cicero de off. I, 32.

2) Siehe Vergil VI, 540, von Laktantius VI, 4 angeführt, und Servius zu V. 735.

das Elbium, sondern in den Himmel; denn sie werden ewig leben (in Herrlichkeit). Der mehr nach links gehende Weg führt zur Hölle; denn die Ungerechten werden den ewigen Qualen überwiesen. Also müssen wir den Weg der Gerechtigkeit, der zum Leben führt, festhalten. Die erste Pflicht der Gerechtigkeit aber ist, Gott zu erkennen als den Schöpfer, ihn als Herrn zu fürchten und ihn wie einen Vater zu lieben. Jener, der uns das Dasein gab und uns durch den Lebensgeist belebte, der uns nährt und erhält, er hat ja nicht bloß als Vater, sondern auch als Herr das Recht, uns zu züchtigen, und ist unser Leben und unser Tod in seiner Macht. Deshalb schuldet ihm der Mensch eine doppelte Ehrenbezeugung, nämlich Liebe und Furcht. Die zweite Pflicht der Gerechtigkeit ist, den Mitmenschen als seinen Bruder anzuerkennen. Denn wenn uns derselbe Gott erschaffen und er Alle insgesammt zur Gerechtigkeit und zum ewigen Leben unter gleicher Bedingung in's Dasein gerufen hat, so sind wir ja sicherlich durch ein brüderliches Band verbunden; wer selbiges nicht anerkennt, ist ungerecht. Aber der Ursprung dieser Verkehrtheit, wodurch die Verbindung der Menschen unter einander, wodurch das Band inniger Beziehung gelöst worden, kommt davon her, daß man den wahren Gott nicht kennt. Wer die Gnadenquelle nicht kennt, kann in keiner Weise gut sein. Deshalb ist seit jener Zeit, wo die Menschen viele Götter aufzustellen und zu verehren anfangen, nach dem Berichte der Dichter die Gerechtigkeit verschleucht worden und jede Verbindung wie auch das menschliche Gesellschaftsrecht zerrissen worden. Alsdann trug Jeder für sich Sorge, man schätzte das Recht nach der Kraft, schadete sich gegenseitig, man ging vor mit Betrug und umgarnte mit List, seine Vortheile förderte man durch den Nachtheil der Anderen, man schonte weder Verwandte, noch Kinder, noch die Eltern, und mischte zum Morde der Menschen Giftbecher, bewaffnet belagerte man die Wege und machte die Meere unsicher; Willkür aber, zu welcher die Wuth geführt hatte, herrschte schrankenlos, mit einem Worte, Nichts hielt man noch für heilig, das

die abscheuliche Leidenschaft nicht verletzt hätte. Als dergleichen geschah, da machten sich die Menschen zum gemeinsamen Nutzen Gesetze, damit sie sich so vor Unbilden schützten. Aber die Furcht vor den Gesetzen unterdrückte die Verbrechen nicht, sondern beseitigte nur die Willkür. Die Gesetze konnten freilich die Vergehen bestrafen, aber das Gewissen konnten sie nicht mit Furcht erfüllen. Deshalb fing man jetzt an, heimlich zu thun, was früher öffentlich geschah, sogar wurde der Sinn der Gesetze umgangen, da gerade die Handhaber der Gesetze, durch reichliche Geschenke bestochen, richterliche Urtheilssprüche zu verkaufen pflegten, sei es zur Befreiung der Bösen oder zum Verderben der Guten. Hierzu kamen noch Zwistigkeiten und Kriege und gegenseitige Veraubungen, und so kam nach Unterdrückung der Gesetze die Möglichkeit, willkürlich zu wüthen, in Geltung.

#### 60. Die Pflichten der Gerechtigkeit.

Als die menschlichen Verhältnisse in solchem Zustande sich befanden, hatte Gott mit uns Erbarmen, er offenbarte sich uns und gab uns zu verstehen, daß wir an ihm die Religion, den Glauben, die Keuschheit und die Barmherzigkeit erlernen sollten, damit wir so nach Ablegung des Irrthums vom früheren Leben zugleich mit Gott uns selbst, die wir durch Gottlosigkeit uneins geworden, kennen lernen möchten und das göttliche Gesetz, welches der Herr uns selbst übergeben, und das die Erde mit dem Himmel verbindet, annehmen möchten, auf daß durch dieses Gesetz alle Irrthümer, die uns umstrickt hielten, mit allem eitelen und gottlosen Aberglauben beseitigt würden. Was wir nun dem Menschen schulden, schreibt eben dasselbe Gesetz vor, und es lehrt, daß man Gott erweise, was immer man einem Mitmenschen erwiesen habe.<sup>1)</sup> Aber die Wurzel der Gerechtigkeit und

1) Matth. 25, 40: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan habt, Das habt ihr mir gethan;“ siehe auch Matth. 10, 40; Joh. 13, 20.

Das ganze Fundament der Billigkeit besteht darin, daß du keinem Anderen anthust, was du selbst nicht ertragen willst; die Gesinnung eines Anderen sollst du nach deiner eigenen abmessen. Wenn es bitter ist, Unbilden zu ertragen, und der ungerecht erscheint, welcher sie zufügt, so übertrage auf die Person des Anderen Das, was du bei dir wahrnimmst, und auf die deinige, was du von dem Anderen urtheilst; alsdann wirst du einsehen, daß du sowohl ungerecht handelst, wenn du einem Anderen schadest, als auch der Andere, wenn er dir schadet. Wenn wir das nun im Geiste erwägen, werden wir die Unschuld, worin die Gerechtigkeit gleichsam in der ersten Stufe enthalten ist, festhalten. Das Erste nämlich ist, keinen Schaden zuzufügen, alsdann folgt das Zuwenden von Vortheilen. Wie man aber bei wüsten Äckern vor dem Säen die Disteln ausreißt und alle Stämme mit den Wurzeln herauszieht und so das Feld rein stellen muß, so müssen auch aus unseren Seelen zuerst die Fehler entfernt und alsdann erst die Tugenden eingepflanzt werden, damit aus ihnen durch den Samen des Wortes Gottes Früchte der Unsterblichkeit emporkwachsen.

## 61. Von den Affekten.

Es gibt drei Affekte oder, um mich so auszudrücken, drei Furien,<sup>1)</sup> die in den Seelen der Menschen sehr große Verwirrungen erregen und bisweilen zu solcher Pflichtverletzung hintreiben,<sup>2)</sup> daß sie keine Rücksicht, sei es für guten

1) Lactantius sagt VI, 19, daß die Dichter sie Furien nennen; sie heißen: Tisiphone, Rächerin des Mordes; Alekto, die nie Rastende; Megära, die Feindliche; siehe die Quellen: Jacobi Mythol. S. 320; Cic. de natura deorum 3, 18.

2) Das Wort cogunt heißt nicht zwingen [zur Sünde], wie Wörter a. a. D. Seite 466 es übersetzt, sondern wie Bunemann zu dieser Stelle sagt, maxima vi urgere, gewaltig drängen; so Vergil Aen. III, 56: Quid non cogis auri fames? Cyprian epist. 11, 15; Lactantius epit. 50; Grotius zu Lukas 14, 23:



Namen oder eigene Gefahr, zulassen. Der Zorn begehrt Rache, die Habgier verlangt nach Schätzen, die sinnliche Lust erstrebt Genüsse. Diesen Lastern muß man vor Allem widerstehen und sie mit der Wurzel ausrotten, damit die Tugenden an ihre Stelle gepflanzt werden können. Die Stoiker glauben nun, daß diese Affekte ausgerottet, die Peripatetiker, daß sie gemildert werden müßten. Beide treffen aber das Richtige nicht, da dieselben ja nicht ganz beseitigt werden können, weil sie, von Natur eingepflanzt, eine bestimmte und gewichtige Bestimmung haben, noch auch sich vermindern lassen, da ja, wenn sie schlecht sind, man sie auch in beschränkter und mittelmäßiger Weise nicht haben darf; wenn sie aber gut sind, muß man sie vollständig benützen. Wir erklären demnach, daß sie weder beseitigt noch auch vermindert werden sollen. Denn weil Gott sie dem Menschen mit Berechnung eingepflanzt hat, können sie an sich nicht schlecht sein; deßhalb sind sie aber von Natur aus gewiß gut, weil sie zum Schutze des menschlichen Lebens ertheilt worden; wenn man sie aber schlecht anwendet, werden sie schlecht, und wie die Tapferkeit, wenn man für das Vaterland kämpft, etwas Gutes ist, etwas Schlechtes aber, wenn man gegen das Vaterland kämpft, so werden auch die Affekte, wenn man sie in gutem Gebrauche hält, Tugenden sein, Laster aber bei schlechtem Gebrauche genannt werden. Der Zorntrieb ist somit zur Zügelung der Fehlenden, das heißt zur Handhabung der Zucht bei den Untergebenen verliehen worden, damit die Furcht die Willkür hemme und die Verwegenheit unterdrücke. Die aber seine

---

„Compelle intrare, ut domus impleatur“. Aber Bunemann sagt von Isäus, daß er sehr unverschämt lüge, wenn er sage, daß Luther und Melanchthon lehrten, daß der Mensch zur Sünde gezwungen werde: *peccata esse inevitabilia, quae ab adfectibus proficiscuntur*. Eduardus bemerkt ihm, daß er selbst lüge, da ja Luther und Melanchthon Dieses nicht bloß in ihren Schriften lehrten, sondern sogar noch die *Confessio Augustana* und *Saxonica* Dieses aufstellten.

Grenzen<sup>1)</sup> nicht kennen, zürnen gegen Gleichgestellte, ja sogar gegen Höherstehende. Daher kommt es, daß man zu unmenschlichen Thaten hingerissen wird, daher die Entschliefungen zu Mord und Krieg. Der Erwerbstrieb auch ist dem Menschen gegeben, daß er verlange und suche, was für das Leben nothwendig ist; die aber dessen Grenzen nicht kennen, haben ein unersättliches Streben, Schätze aufzuhäufen; daher hat man Vergiftungen, Betrügereien, falsche Testamente; deßhalb sind Überlistungen jeglicher Art zum Vorschein gekommen. Der Affect des Lusttriebes aber ist zur Erzeugung der Kinder eingepflanzt und angeboren; wer aber dessen Grenzen im Geiste nicht festhält, gebraucht denselben zur Lust allein. Daher hat man unerlaubte Liebschaften, Ehebrüche, gewaltsame Schändungen und all die Verdorbenheiten in den Sitten. Die genannten Affecte müssen also in ihren Grenzen gehalten und in die rechte Richtung gelenkt werden; in dieser werden sie uns, wenn sie auch noch so heftig sein sollten, doch nicht mit Schuld belasten können.

## 62. Wie man die Genüsse der Sinne einschränken soll.

Wenn wir eine Beleidigung erdulden, müssen wir den Born beherrschen, damit sowohl das Übel, so aus dem Streit zu erwarten ist, unterdrückt werde, als auch daß wir die zwei sehr wichtigen Tugenden, die Unschuld und Geduld, bewahren. Die Habsucht muß bezwungen werden, wenn man eben auskommen kann. Denn was ist es für eine unsinnige Leidenschaft sich abzumühen, Das aufzuhäufen, was durch Diebstahl oder Achtung oder sicher durch den Tod auf Andere übergehen muß? Die sinnliche Lust zeige sich

---

1) Lactantius brückt Das VI, 16 so aus: Der Wagen des Lebens, der von den Affecten als flüchtigen Pferden gezogen wird, kommt zum Ziele, wenn er sich auf dem rechten Wege hält.

nicht auffer dem gesetzlichen Ehebette; sie soll sich aber der Kindererzeugung dienstbar erweisen. Das allzugroße Verlangen nach Ergözzlichkeit hat ebenso Gefahr wie auch Schande im Gefolge und zieht den ewigen Tod nach sich, was am meisten zu verhüten ist; denn Nichts ist Gott so verhaßt als ein unkeusches Herz und eine unreine Seele. Es möge aber Keiner glauben, daß man sich bloß des Genusses, der aus der unerlaubten geschlechtlichen Vereinigung empfunden wird, enthalten müsse, sondern zudem noch der Genüsse der übrigen Sinne, weil auch sie noch mit Fehlern verknüpft sind,<sup>1)</sup> und darum ist es auch die Pflicht der Tugend, sie zu verachten. Der Genuß der Augen wird bei schönen Gegenständen empfunden, die Ohren haben Genuß von lieblich tönenden Stimmen, die Nase vom angenehmen Geruche und der Geschmack von süßen Speisen, und allem Diesem muß die Tugend starken Widerstand leisten, damit die Seele, gereizt durch diese Lockspeisen, nicht vom Himmlischen zum Irdischen, vom Ewigen zum Zeitlichen, vom unsterblichen Leben zur ewigen Strafe niedergedrückt werde. Bei den Genüssen des Geschmack- und Geruchsinnes kann man leicht zur Wollust hingerissen werden; denn wer diesen ergeben ist, wird entweder ohne Vermögen sein, oder wenn er solches haben sollte, wird er es durchthun und hernach ein verabscheuungswürdiges Leben führen. Um von dem Anhören der Gesänge zu schweigen, die das innerste Gefühl oft so auffer Fassung bringen, daß sie die Seele in Wahnsinn versetzen, so werden auch Diejenigen, welche künstlich verfaßte Reden und rhytmische Gedichte oder verschmißte Unterredungen hören, leicht zu gottloser Lebensweise hingerissen. Daher kommt es auch, daß man den himmlischen [von Gott geoffenbarten] Schriften, weil sie äußerlich weniger zierlich er-

1) Die Vorsicht, welche hier empfohlen wird in Bezug auf den Sinn des Sehens, Hörens, des Geruches und Geschmackes, bezieht sich auf Gegenstände, die ungehörige Weichlichkeit und Verschwendung mit sich bringen; siehe Eduardus zu VI, 21.

scheinen, nicht leicht Glauben schenkt; deshalb, weil sie entweder selbst beredt sind oder weil sie Beredtes lieber lesen wollen, suchen sie nicht das Wahre, sondern das Angenehme; ja sogar scheint Jenen Das die sicherste Wahrheit zu bieten, was ihren Ohren schmeichelt. Indem sie sich so durch liebliche Rede fangen lassen, weisen sie die Wahrheit zurück. Die Ergötzlichkeit aber, welche mit dem Gesichtssinne in Beziehung steht, ist vielfacher Art; denn die Empfindung beim Anblicke kostbarer Gegenstände erweckt Habsucht, die ein Weiser und Gerechter nicht haben darf; was aber beim Anblick schöner Weibspersonen empfunden wird, reißt zu einer anderen Lust hin, worüber wir bereits oben gesprochen haben.

### 63. Die Schauspiele verderben im höchsten Grade die Sitten.

Es bleibt uns noch übrig, von den Schauspielen zu reden, welche die Weisen sorgsam vermeiden sollen, weil sie sowohl sehr viel zum Verderben der Seelen beitragen, als auch besonders, weil sie zur Verehrung der Götzen erfunden sein sollen. Die Spende von Opfergaben ist eine Feier für Saturnus,<sup>1)</sup> das Bühnenspiel für den Bacchus,<sup>2)</sup> die Circusspiele aber sollen dem Neptun<sup>3)</sup> geweiht sein, so daß, wer an den Schauspielen Theil nimmt, sofort unter Mißachtung der Verehrung des wahren Gottes zu unheiligen Religionsübungen übergegangen zu sein scheint. Ich will indessen lieber von der Sache selbst als von ihrem Ursprung sprechen. Was ist so schauerlich und häßlich als die Ermor-

1) Siehe über Saturnus Macrobius de primis Romanorum sacris I, 7.

2) Hierüber spricht Donatus ad Terentii Andriae prol. init.

3) Vergleiche Servius zu Vergil Aen. VIII, 636 und Livius I, 9.

dung eines Menschen? Deßhalb ist unser Leben durch die strengsten Geseze geschützt, deßhalb sind Kriege verabscheuenswerth; jedoch hat eine alte Gewohnheit ausfindig gemacht, wie man Menschenmord ohne Krieg und Gesez ausführen könne, und Das geschieht sogar zum Vergnügen, was das Verbrechen sich angemacht hat. Wenn nun Jener, der einem Menschenmorde beivohnt [ohne ihn zu hindern], des Verbrechens sich schuldig weiß und Der, welcher zuschaut, derselben Unthat schuldig ist wie Der, welcher sie nicht verhindert, dann wird ja auch bei den Ermordungen der Gladiatoren der Zuschauer nicht weniger als der Mörder mit Blut befleckt, und kann Der nicht unschuldig am vergossenen Blute sein, der seine Zustimmung zu dem Blutvergießen gab oder nur dem äussern Scheine nach nicht getödtet hatte, der dem Mörder seine Zuneigung kund that und eine Belohnung für ihn forderte.

Ist die Bühne etwa unschuldiger? Auf derselben werden gewaltsame Schändungen und Liebeshändel als Lustspiel, blutschänderische Verwandtenmorde als Trauerspiel vorgetragen. Die schamlosen Geberden der Schauspieler, womit sie ehrlose Weibsbilder nachahmen, lehren sogar die sinnlichen Lüste, die sie tanzend zur Darstellung bringen. Und nicht weniger ist der Gebärdenspieler eine Anleitung zu sittlichem Ruin; bei ihm geschieht in bildlicher Andeutung, was schändlich ist, damit die wirklichen Thaten ohne Scham ausgeführt werden. Wenn die Jugend, deren gefährliches Alter noch Zügel und Leitung nöthig hat, dergleichen ansieht, wird sie durch die bildliche Darstellung zu Sünden und Lastern angeleitet. Den Circus aber hält man weit weniger bedenklich; aber der Wahn ist zu groß, da ja die Zuschauer von solcher Leidenschaft hingerissen werden, daß sie nicht bloß in Wortwechsel, sondern in Streit und Kampf und sogar oft in Wettkampf gegen einander auftreten. Deßhalb soll man alle Schauspiele<sup>1)</sup> meiden, damit

1) Wenn Laktantius hier wie Tertullian, Cyprian, Pruden-

man eine ruhige Seelenstimmung bewahren könne. Allen schädlichen Vergnügungen soll man entsagen, damit man nicht durch gefährliche Weichlichkeit in die Schlingen des Todes stürze.

#### 64. Die Affekte müssen richtig geleitet werden.

Die Tugend allein soll uns erfreuen; ihr Lohn ist unsterblich, wenn sie die Lust überwunden hat. Wenn aber die Affekte überwunden und die Lüste unterjocht sind, dann ist es Dem, der Gott und der Wahrheit folgt, leicht, das Übrige zu unterdrücken; wer von Gott Segen zu erlangen hofft, wird wohl niemals fluchen.<sup>1)</sup> Er wird nicht falsch schwören,<sup>2)</sup> um Gott nicht zu verspotten, sondern er wird gar nicht schwören,<sup>3)</sup> damit er nicht einmal, sei es aus Noth oder Gewohnheit, dem Meineide anheimfalle. Er wird keine listigen und heuchlerischen Reden führen,<sup>4)</sup> auch wird er nicht leugnen, was er gelobt hat, er wird nicht versprechen, was er nicht halten kann; er wird Keinen beneiden, der mit sich

---

tius, Chrysostomus, Salbian Schauspiele und Gladiatorenspiele verbietet, so ist sein verdammandes Urtheil, dem auch Bossuet beistimmt, im Geiste des Christenthums begründet. Das Theater wurde zu einem Tempel der Venus. Die Bühne forderte sogar Menschenopfer: wer den Perikles auf Oeta darstellte, mußte sich selbst verbrennen; mit kaltem Blute wurde bei den Gladiatoren Menschenmord verübt. Treffend heißt es August. confess. VI, 8: Spectavit, clamavit, exarsit; siehe noch Salbian lib. VI, von Bischof Greib (Irische Kirche S. 11) meisterhaft übersetzt. Ueber gräuliche Götteropfer vergleiche man Livius B. 39. K. 8—15.

1) Luk. 6, 27; Jak. 3, 9, 10; Röm. 12, 14.

2) Deut. 5, 20; 1. Tim. 1, 10.

3) Nicht verwegen und leichtfertig, wohl aber bei wichtigen Gründen; siehe Hebr. 6, 16; Act. 2, 13; Apokal. 10, 6; II. Kor. 1, 23.

4) Psalm 5, 11.

und dem Seinigen zufrieden ist; auch wird er Keinen verkleinern oder Dem übel gesinnt sein, dem Gottes Wohlthaten etwa günstiger zu Theil werden. Er wird nicht stehlen, ja durchaus nichts Fremdes begehren,<sup>1)</sup> er wird kein Geld [dem Armen] auf Zins<sup>2)</sup> austhun (das heißt ja aus fremdem Unglück Vortheil ziehen), und doch wird er Keinem (Geld) versagen, wenn die Noth ihn zwingt zum Leihen. Er wird auch weder gegen seinen Sohn noch seinen Knecht sich hart zeigen; er möge bedenken, daß er auch einen Vater zum Herren habe; so soll er also mit ihnen verfahren, wie er wünschen möchte, daß mit ihm selbst verfahren werde.

Reichliche Geschenke wird er von minder Bemittelten nicht annehmen; denn es ist nicht recht, daß das Vermögen der Reichen durch Nachtheile der Armen vermehrt werde. Ein altes Gebot verbietet zu tödten; Dieß darf aber nicht so aufgefaßt werden, als wenn es bloß den eigentlichen Menschenmord verböte; der ist sogar durch die Staatsgesetze verboten. Wenn dieses Gebot gehörig berücksichtigt wird, ist es nicht einmal gestattet, durch ein Wort Einen in Todesgefahr zu bringen, ebensowenig ein Kind zu tödten oder auszusetzen, noch auch sich selbst den Tod anzuthun. Dergleichen haben wir ein Gebot, keinen Ehebruch zu begehen; aber dadurch wird nicht bloß verboten, eine fremde Ehe zu schänden, was sogar durch das gemeinsame Völkerrecht verurtheilt wird, sondern auch eingeschärft, sich von Personen fernzuhalten, die sich preisgeben.<sup>3)</sup> Über den (weltlichen) Gesetzen ist Gottes Gesetz,<sup>4)</sup> welches sogar Das, was (nach die-

1) Erod. 20.

2) Siehe Psalm 14, 5: Qui pecuniam non dedit ad usuram; dazu bemerkt Thalhofer: dem Armen, dem es wehe thut; vgl. Erod. 22, 25; Levit. 25, 35; Ezechiel 18; siehe noch: Défense des sentiments de Lactance sur le sujet de l'usure (Paris 1677); Eduardus dissert. 27. 4, 15; Funt, Zins und Wucher (Tübingen 1868).

3) I. Kor. 6, 18.

4) Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.



fem) gestattet ist, verbietet, daß es die Gerechtigkeit vollende. Nach demselben (göttlichen) Gesetze ist es Pflicht, kein falsches Zeugniß zu geben; dieses hat nun aber auch eine weitere Ausdehnung. Wenn nämlich das falsche Zeugniß durch Lüge Dem schadet, gegen den es abgelegt wird, so darf man ja niemals lügen, weil die Lüge auf alle Fälle entweder in Irrthum führt oder schadet. Der ist also kein gerechter Mann, welcher, auch ohne Schaden anzurichten, nur in müßiger Rede die Unwahrheit sagt. Dem Gerechten ist es auch nicht gestattet, zu schmeicheln; denn die Schmeichelei ist gefährlich und trügerisch; überall muß er dagegen der Wahrheit treu bleiben, und obgleich diese zunächst unangenehm ist, so wird sie dennoch, wenn ihre Wirkung und ihr Vortheil zu Tage getreten ist, keinen Haß (wie der Dichter<sup>1)</sup> sagt), sondern Wohlwollen bewirken.

## 65. Über die Pflichten der Barmherzigkeit.

Ich habe über den Inhalt der Verbote gesprochen; jetzt will ich noch kurz auseinandersetzen, was die Gebote enthalten. Die Unschuld steht in nächster Beziehung zur Barmherzigkeit.<sup>2)</sup> Jene nämlich fügt nichts Böses zu, diese wirkt Gutes. Jene legt den Grund zur Gerechtigkeit, diese vollendet sie. Denn da die Natur der Menschen schwächer ist als die der übrigen lebenden Wesen, die Gott gebildet hat sowohl mit starken Waffen, um Gewalt anzuthun, als auch mit reichlichen Hilfsmitteln, dieselbe abzumehren, so hat er uns den Trieb zur Barmherzigkeit verliehen, damit wir jeglichen Schutz unseres Lebens in gegenseitige Hilfeleistung setzen. Wenn wir nämlich von einem Gotte erschaffen sind und

1) Terent. Andr. I, 1.

2) Laktantius behandelt hier die zweite Hauptpflicht des Menschen, die Nächstenliebe; sie erscheint negativ als *innocentia* und positiv als *beneficentia*; die erstere verbietet, den Nächsten zu verletzen; letztere soll ihm Alles leisten, was man selbst sich geleistet sehen möchte, wenn man in Bedrängniß ist.

von einem Menschen abstammen, so sind wir ja durch das Vorrecht der Blutsverwandtschaft mit einander verbunden, und deshalb müssen wir jeden Menschen lieben. Deshalb darf man nicht bloß kein Unrecht zufügen, sondern nicht einmal das zugefügte rächen, damit die vollkommene Unschuld in uns vorhanden sei, und deshalb befiehlt uns Gott, sogar für unsere Feinde immer zu beten.<sup>1)</sup> Deshalb sollen wir leben als ein Geschöpf, das Sinn und Theilnahme für das Gemeinwohl hat, damit wir uns durch gegenseitig zu leistende und anzunehmende Dienste schützen. Unsere Gebrechlichkeit ist nämlich vielen Schlägen und Schäden ausgesetzt. Du kannst die Hoffnung hegen, daß dir zustoßen könne, was einem Anderen zugestoßen ist. Dann erst wirst du zur Hilfeleistung angeregt werden, wenn du dir die Gemüthsstimmung Dessen, der im Unglück Hilfe ersucht, wirst zu eigen gemacht haben. Wenn irgend Einer der Nahrung bedarf,<sup>2)</sup> wollen wir ihm mittheilen; wenn Einer ohne Kleidung kommt, wollen wir ihn bekleiden; wenn Jemand von einem Mächtigeren Unbilden erleidet, wollen wir ihn befreien. Den Fremden und den Obdachlosen sei unser Haus geöffnet; die Waisen sollen wir vertheidigen und die Wittwen schützen. Vom Feinde die Gefangenen loszukaufen, die Kranken wie auch die Armen zu besuchen und zu pflegen ist ein großes Werk der Barmherzigkeit. Wenn Unbemittelte oder Reisende gestorben sind, sollen wir sie nicht unbeerdigt liegen lassen. Das sind die Werke und die Pflichten der Barmherzigkeit. Wenn Einer dieselben ausführt, so wird er Gott ein wahres und angenehmes Opfer bringen. Das ist ein überaus angenehmes Opfer bei Gott, der nicht versöhnt wird durch Blut der Thiere, sondern durch die fromme Gesinnung des Menschen, dem Gott, weil er gerecht ist, mit seiner bestimmten Verheißung zur Seite steht. Er erbarmt sich Dessen, den er barmherzig angetroffen; unerbittlich aber ist er Demjenigen, welchen er ohne Mitleid sieht,<sup>3)</sup> wenn ihn

---

1) Matth. 5. — 2) Matth. 25. — 3) Jak. 2, 13.

Andere bitten. Demnach müssen wir, um Alles, was Gott gefällt, thun zu können, das Geld verachten und es zu den himmlischen Schätzen übertragen, wo kein Dieb es ausgraben, noch der Koft es verzehren,<sup>1)</sup> noch ein Tyrann es entreißen kann, sondern wo es uns unter Gottes Schutz als ewiger Schatz erhalten bleibt.

## 66. Über die Treue und Standhaftigkeit in der Religion.

Die Treue [fides] ist auch ein wichtiger Theil der Gerechtigkeit, die wir vorzüglich, da wir von derselben den Namen (fideles) führen, bewahren müssen; ganz besonders aber in der Religion, weil Gott mächtiger als der Mensch ist und vor ihm war. Und wenn es nun schon ruhmvoll ist, für Freunde, für Eltern, für Kinder, das heißt überhaupt für den Menschen, den Tod auf sich zu nehmen, und wenn, wer Solches thut, ein lange dauerndes Andenken und Lob erlangt, um wie viel mehr ist es dann (ruhmvoll), für Gott, der für den irdischen Tod das ewige Leben gewähren kann, (das Leben hinzugeben)! Wenn wir deshalb in eine solche Lage kommen sollten, daß wir von Gott abzufallen und zu den Religionsgebräuchen der Heiden überzugehen gezwungen würden, alsdann soll uns keine Furcht und kein Schrecken zum Wanken bringen, den uns überlieferten Glauben zu bewahren. Gott möge uns dann vor Augen und im Herzen sein, damit wir durch seine innerliche Hilfe den Schmerz des Herzens und die dem Körper zugefügten Qualen<sup>2)</sup> überstehen. Alsdann sollen wir nichts Anderes beherzigen als den Lohn des ewigen Lebens. Auf diese Weise werden wir

1) Matth. 6, 20.

2) Damit man nicht glaube, die von christlichen Schriftstellern mitgetheilten Qualen der ersten Christen seien übertrieben, lese man nur, was der Heide Tacitus als Augenzeuge schreibt: Annalen B. 15.

Alles, was der Wahnsinn tyrannischer Macht gegen uns in's Werk setzen wird, ertragen, wenn auch unsere Glieder sollten auseinandergerissen oder verbrannt werden. Schließlich sollen wir uns bestreben, sogar den Tod nicht widerwillig oder furchtsam, sondern gern und unerschrocken auf uns zu nehmen, da wir wissen, welche Herrlichkeit wir bei Gott erhalten werden, wenn wir nach dem Siege über die Welt zur Verheißung gelangen, und mit welchen Gütern und mit welcher Seligkeit wir die kurz dauernden Übel der Strafen und die Nachtheile dieses Lebens aufwägen.

Wenn aber auch die Gelegenheit zu solchem Ruhme [des Martertodes] fehlen sollte, so kann die Treue auch im Frieden noch ihren Lohn finden. Man muß sie also bei allen Pflichten des Lebens, auch in der Ehe<sup>1)</sup> festhalten. Es genügt aber nicht, wenn man sich bloß vom fremden Ehebett oder vom Buhlhause fernhält. Wer eine Gattin hat, suche sonst nichts Anderes; er soll mit ihr allein zufrieden sein und das Ehebett keusch und unverletzt als heiliges Geheimniß bewahren. Ein Ehebrecher vor Gott ist freilich auch der Unzüchtige, welcher mit Abwerfung des Ehejoches, sei es mit einer freien Person oder Sklavin in unberechtigter Wollust Ausschweifung treibt. Wie aber die Frau<sup>2)</sup> ihre Schranken bezüglich der Keuschheit hat, daß sie nach keinem anderen Manne begehren darf, so soll sich auch der Mann durch dasselbe Gesetz gebunden wissen, weil Gott den Mann und die Gattin zu einer einzigen Körpervereinigung zusammenfügte. Deshalb hat er geboten, die Gattin nicht zu entlassen, wofern sie nicht des Verbrechens des Ehebruches<sup>3)</sup>

1) Laktantius spricht hier nicht von der Ehelosigkeit; lib. VI, 21 sagt er: Die Ehe ist nicht geboten, sondern erlaubt, und ein heloses, keusches Leben deshalb ein himmlisches Leben und gleichsam der Gipfel und die Vollendung aller Tugenden. Wer sich zu dieser Höhe emporzuschwingen kann, wird über die Erde triumphiren u. s. w.

2) I. Kor. 7.

3) Matth. 19 u. Eduardus dissert. 35.

überführt wäre, auf daß das Band der ehelichen Vereinigung niemals aufgelöst würde, wofern Treulosigkeit es nicht zerrissen hätte. Jenes wird auch ja zusammengefügt, um die Schamhaftigkeit vollständig zu sichern, damit die Sünde nicht bloß in der That, sondern auch in Gedanken fern bleibe. Es ist ja bekannt, daß die Seele durch jede eitle Begierde befleckt werde, ebenso, daß der Gerechte nicht anders handeln und wollen dürfe. Deshalb müssen wir unser Gewissen, welches Gott, der nicht getäuscht werden kann, klar erkennt, reinigen. Es soll unser Herz, daß es ein Tempel Gottes sein könne, von jeder Makel befreit werden; dasselbe schmücket ja nicht des Goldes noch des Elfenbeines Glanz, sondern die Bierde der Treue und der Keuschheit.

#### 67. Von der Buße, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Vorsehung.

Aber freilich ist Das alles dem Menschen schwer, und seine gebrechliche Beschaffenheit läßt Keinen ganz makellos. Somit bleibt uns als letztes Rettungsmittel Das noch übrig, daß wir zur Buße unsere Zuflucht nehmen, die unter den Tugenden gar nicht den letzten Platz einnimmt, weil sie die persönliche Besserung bewirkt, so daß, wenn wir etwa durch ein Werk oder ein Wort gesündigt haben, wir sofort zu besserer Einsicht kommen, unseren Fehler bekennen und Gott um Verzeihung bitten, die er uns nach seiner Barmherzigkeit nicht versagen wird, wofern wir nicht im Irrthume verharren. Die Buße gewährt uns eine große Hilfe und großen Trost. Sie macht die Wunden wieder heil und beseitigt die Sünden. Sie ist die Hoffnung und der Hafen des Heiles. Wer sie beseitigt, schneidet sich den Weg zum Leben ab, weil Niemand so gerecht sein kann, daß ihm niemals Buße nothwendig wäre. Wir aber müssen, wenn auch gerade ohne Sünde,<sup>1)</sup> uns vor Gott verdemüthigen und öfters wegen der

1) Lactantius fügt sich hier auf des heil. Johannes Wort:

(früheren) Fehler Abbitte thun und im Leiden Gott danken. Diese Unterwürfigkeit müssen wir immer dem Herrn erzeigen. Die Demuth ist ja bei Gott werth und lieb, da er einen Sünder, der sich verdemüthigt, eher aufnimmt als einen stolzen Gerechten; um wie viel mehr wird er einen Gerechten, der sich verdemüthigt, zu sich nehmen und ihn im Himmelreiche für seine Demüthigung erhöhen! Das sind die Schlachtopfer, das ist das wahre Sühnopfer, das ein Verehrer Gottes bringen muß. Das ist die wahre Verehrung, wenn der Mensch die Liebe seines Herzens auf Gottes Altar niederlegt. An einem solchen Verehrer hat die Majestät Freude; einen solchen nimmt sie wie ein Kind auf und ertheilt ihm die Gabe des ewigen herrlichen Lebens. Hierüber muß ich jetzt noch sprechen, und ich muß die Meinung Jener, die glauben, daß die Seele mit dem Körper untergehe, widerlegen.

Diese haben ja, weil sie Gott nicht kannten, auch nicht die geheimnißvolle Bestimmung der Welt erfassen können. Und so konnten sie nicht einmal die Natur des Menschen und der Seele begreifen. Wie sollten sie auch Das, was später folgt, klar erkennen können, die von der Hauptsache Nichts wußten! Da sie irgend eine Vorsehung nicht annahmen, so haben sie auch Gott, welcher der Ursprung und das Haupt aller Dinge ist, geläugnet. Die Folge davon war, daß sie behaupteten, das Seiende sei immer gewesen, es sei von selbst entstanden, oder es habe sich durch Zusammenfügungen von kleinen Urstoffen gebildet. Man kann aber nicht sagen, daß es immer gewesen sei, sowohl weil es ist und sichtbar ist, das Sein selbst aber ohne irgend einen Anfang unmöglich ist. Von sich selbst kann aber Nichts entstehen, weil es kein Entstehen gibt ohne einen Anderen.

---

„Wer sagt, er sei ohne Sünde, ist ein Lügner,“ und des heil. Paulus: „Ich bin mir zwar Nichts bewußt, aber deßhalb bin ich noch nicht gerechtfertigt.“ Deßhalb sagt Eduardus 6, 25: „Nulla“ videlicet in memoria sacrificantis, qui de occultis et expiatis esse non debet sine metu.

der es bewirkt. Wie konnten aber im Anfange Urstoffe vorhanden sein, da ja sowohl die Urstoffe aus den Dingen als auch umgekehrt die Dinge aus den Urstoffen entstehen? Somit gibt es keinen Urstoff, der nicht seinen Anfang hat. Auf diese Weise ist es geschehen, daß, da sie glaubten, die Welt sei ohne Vorsehung gemacht, sie zur Ansicht gelangt sind, daß nicht einmal der Mensch in Folge vernünftiger Überlegung geschaffen worden. Wenn nun aber gar kein vernünftiger Plan bei der Bildung des Menschen vorhanden gewesen wäre, alsdann könnte die Seele auch nicht unsterblich sein. Andere dagegen aber meinten, daß sowohl ein Gott sei und von ihm die Welt erschaffen, als auch daß sie der Menschen wegen erschaffen und die Seelen unsterblich seien. Aber obgleich sie nun die Wahrheit erkannten, haben sie doch von diesem göttlichen weisen Werke weder die Ursachen noch Endzwecke noch den Ausgang erkannt, auf daß sie die geheimnißvolle Wahrheit ganz erfassen und sie gewissermaßen bis zum letzten Punkte festhalten könnten. Aber was Jene nicht ausführen konnten, weil sie die Wahrheit in ihrer ganzen Reihenfolge nicht festhielten, müssen wir erreichen, die wir sie durch Gottes Verkündigung erkannt haben.

## 68. Von der Welt, dem Menschen und der Vorsehung Gottes.

Wir wollen also betrachten, welches der Endzweck gewesen ist, ein so großes und außerordentliches Werk zu schaffen. Gott hat die Welt, wie Plato<sup>1)</sup> meint, erschaffen; aber er gibt nicht an, warum er sie geschaffen habe. Weil er gut und neidlos ist, sagt er, hat er auch geschaffen, was gut ist. Aber wir sehen ja, daß es unter den geschaffenen Dingen

1) Wie ungeschickt Plato im Timäus über Gott als Schöpfer spricht, siehe Becker, System Plato's S. 71 u. f.



gute und schlechte gibt. Es kann also irgend ein Böswilliger wie jener Atheist Theodor<sup>1)</sup> auftreten und dem Plato erwidern: Ja freilich, weil er aber böß ist, hat er auch Solches geschaffen. Wie soll er Den widerlegen? Wenn Gott das Gute geschaffen hat, woher ist denn so viel Böses entstanden, das meistens sogar dem Guten überlegen ist? Im Stoffe, sagte er, ist es enthalten. Also schuf Gott das Gute und das Böse oder Nichts. Wenn er aber bloß das Gute geschaffen hat, alsdann ist das Böse, welches nicht geschaffen worden, eher gewesen als das Gute, das einen Anfang hat. Nun aber wird Das, was einmal angefangen, ein Ende haben, und Das wird fortbauern, was immer gewesen. Somit ist das Böse vorzüglicher. Wenn es aber unmöglich vorzüglicher sein kann, so kann es auch nicht einmal eher sein. Also ist entweder Beides immer gewesen und Gott unthätig, oder Beides ist aus einer Quelle hergekommen. Es ist freilich angemessener, daß Gott vielmehr Alles gemacht hat als Nichts. Somit ist nach Plato's<sup>2)</sup> Meinung derselbe Gott sowohl gut, weil er Gutes, als auch böß, weil er Böses geschaffen. Wenn Das nun aber unmöglich ist, so ist es klar, daß die Welt nicht deshalb von Gott geschaffen ist, weil sie gut ist; denn sie schließt ja Alles, Gutes und Böses, in sich, und es gibt gar Nichts,<sup>3)</sup> das seiner wegen gemacht wird, sondern (Alles) eines Anderen wegen. Das Haus wird ja nicht darum gebaut, um Haus zu sein, sondern um einen Bewohner aufzunehmen und zu schützen. Ebenso wird ein Schiff nicht dazu gebaut, daß es bloß als Schiff erscheine, sondern daß die Menschen auf demselben schiffen können. Dergleichen werden Gefäße gebildet, nicht um allein Gefäße zu sein, sondern um Das, was zum Ge-

1) Ueber ihn siehe de ira 9, 7 u. Cicero de natura deorum I, 23.

2) Siehe Becker a. a. O. S. 107.

3) Laktantius spricht hier von dem finis secundarius der Geschöpfe; als erster gilt Gottes Verherrlichung: coeli enarrant gloriam dei; Das zeigt auch Laktantius im folgenden Kapitel.

Brauche nothwendig ist, aufzunehmen. So auch mußte Gott die Welt zu irgend einem Gebrauche erschaffen. Die Stoiker sagen mit Recht, daß sie der Menschen wegen geschaffen worden. Die Menschen haben den Genuß von all den Gütern, welche die Welt in sich schließt. Weßhalb aber die Menschen selbst erschaffen worden, oder welche Vortheile jene schaffende Vorsehung von ihnen habe, Das erörtern sie nicht. Daß die Seelen unsterblich seien, behauptet auch Plato; <sup>1)</sup> aber weßhalb oder in welcher Weise oder zu welcher Zeit oder von wem sie die Unsterblichkeit erhalten, oder was überhaupt der Inhalt einer so erhabenen geheimnißvollen Wahrheit sei, Das begriff er nicht; auch nicht, warum Die, welche unsterblich sein werden, zuerst sterblich geboren werden, dann aber, wenn die irdische Lebenszeit durchlaufen und die Hülle der gebrechlichen Leiber abgelegt ist, in jene ewige Glückseligkeit versetzt werden. Schließlich hat er weder ein Gottesgericht noch einen Unterschied zwischen den Gerechten und Ungerechten auseinandergesetzt; dagegen meinte er, daß die Seelen, welche sich mit Verbrechen besleckt hätten, in so weit verurtheilt würden, daß sie in Thiergestalten wieder auflieben und so die Strafen ihrer Sünden büßten, bis sie wieder in Menschengestalt hervorkämen. Das ereigne sich fort und fort, und es gebe des Wanderns von Einem zum Andern gar kein Ende. Er bringt mir da, ich möchte sagen einen traumähnlichen Scherz vor, bei dem weder ein vernünftiger Grund noch das Walten Gottes noch ein vernünftiger Plan vorhanden zu sein scheint.

69. Die Welt ist des Menschen wegen und der Mensch Gottes wegen erschaffen worden.

Ich will jetzt mittheilen, was jener Endzweck sei, den nicht einmal jene, welche die Wahrheit gelehrt haben, unter

1) Siehe Plato's Phädo 70 u. f.; Gorgias und de legibus; vgl. Becker a. a. O. S. 128 u. f.

Zusammenstellung aller Ursachen und Vernunftgründe in richtiger Reihenfolge darstellen konnten. Die Welt ist vom Gott geschaffen worden, damit die Menschen in das Dasein träten; die Menschen aber werden geboren, damit sie Gott als Schöpfer, in dem die Weisheit ihren Sitz hat, erkännten; sie erkennen ihn aber, damit sie ihn verehren, weil in ihm die Gerechtigkeit ihren Sitz hat; sie verehren ihn aber, daß sie den Lohn der Unsterblichkeit erhalten; sie erhalten die Unsterblichkeit, daß sie Gott in alle Ewigkeit dienen. Siehst du nun, wie das Erste mit dem Mittleren und das Mittlere mit dem Letzten in enger Verbindung steht? Wir wollen das Einzelne betrachten und sehen, ob dabei auch ein vernünftiger Grund vorhanden ist. Gott hat die Welt des Menschen wegen erschaffen. Wer Dieses nicht sieht, unterscheidet sich nicht viel vom unvernünftigen Thiere. Wer anders als der Mensch schaut zum Himmel, zur Sonne und zu den Gestirnen auf? Wer anders als der Mensch bewundert alle Werke Gottes? Wer bebaut die Erde? Wer gewinnt Frucht von ihr? Wer beschifft das Meer? Wer hat die Fische, die Vögel und die vierfüßigen Thiere unter seiner Herrschaft? Nur der Mensch allein. Also hat Gott Alles des Menschen wegen erschaffen, weil Alles sich zum Gebrauche des Menschen fügt. Dieses haben die Philosophen also insgesammt erkannt; was aber jetzt folgt, erkannten sie nicht, daß (Gott) nämlich feinetwegen den Menschen geschaffen habe. Es war nämlich eine gerechte und nothwendige Folge, daß, da er des Menschen wegen ein solches Werk schuf, da er ihm so viel Ehre und Macht einräumte, daß er die Herrschaft über die Welt hat, der Mensch auch Gott erkannte als den Urheber so großer Wohlthaten, der sogar die Welt feinetwegen schuf, und daß er ihm die schuldicke Verehrung und Ehre erzeugte. In diesem Stücke ist Plato in Irrthum gerathen und hat die zuerst erfaßte Wahrheit wieder verloren, indem er von der Verehrung jenes Gottes, den er als Gründer und Schöpfer der Welt bekannte, Nichts gesagt hat; auch begriff er nicht, daß der Mensch Gott gegenüber durch die Bande der (ihm schuldigen) Liebe gebun-

Den sei (daher hat ja gerade die Religion<sup>1)</sup> ihren Namen), und daß dieser Umstand es einzig sei, weshalb die Seelen unsterblich sein müssen; er erkannte jedoch auch, daß die Seelen ewig sein würden, aber er war nicht stufenmäßig zu dieser Kenntniß gelangt; er ist vielmehr so ohne Weiteres auf diese Wahrheit gekommen, ohne irgend welche Beweismittel zu benutzen, gewissermaßen wie durch einen jähen Sturz, und so ist er auch nicht weiter fortgeschritten, weil er die Wahrheit durch Zufall und nicht durch Vernunftbeweis gefunden hat. Der Mensch muß also Gott verehren, auf daß er durch die religiöse Verehrung, welche eben Gerechtigkeit ist, von ihm die selige Unsterblichkeit erlange, und es gibt keinen anderen Lohn für eine fromme Seele, die ja, sofern sie unsichtbar ist, vom unsichtbaren Gotte nicht anders als mit einem unsichtbaren Lohne beglückt werden kann.

## 70. Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Daß die Seelen unsterblich seien, kann aus sehr vielen Beweisgründen entnommen werden. Plato<sup>2)</sup> sagt, daß, weil die Seele sich selbst immer in Bewegung erhält, ohne daß sie dazu einen Anfang habe, sie so auch kein Ende finden werde; die Seele des Menschen aber stets durch sich selbst in Bewegung gesetzt werde und sie unsterblich sei, weil sie sich in den Gedanken bewege, zum Auffinden geschickt, im Wahrnehmen gewandt sei und fähig, zu lernen, weil sie auch

1) Vgl. Inst. 4, 28. Cicero de natura deorum II, 28, 71 leitet religio von relegere ab. Schönemann erklärt I, 2. 3 des genannten Wortes religio als Anerkennung der Verpflichtung, wodurch man sich gebunden fühlt, welchem Begriff die Ableitung von religare nach Lactanz besser zu entsprechen scheint als die des Cicero; siehe noch Gellius 4, 9; Aug. c. D. 10, 4 und Heinrich, Dogmatik Bd. I. S. 18.

2) Siehe Plato im Phädrus S. 245, de republica VI, c. 25 u. 26.

das Vergangene festhalte, das Gegenwärtige erfasse, das Zukünftige voraussehe und die Kenntniß vieler Dinge und Künste in sich aufnehme, und sie somit gar keine Zusammensetzung in sich habe von der beschwerenden und bemakelten Erde. Außerdem kann die ewige Dauer der Seele aus der Tugend und der Lust erkannt werden. Belustigung ist allen lebenden Wesen gemeinsam, die Tugend kommt allein dem Menschen zu; jene hat Fehler im Gefolge, diese ist sittlich gut; jene wäre übereinstimmend mit der Natur, diese dagegen, wofern die Seele nicht unsterblich ist. Die Tugend fürchtet für den Glauben und für die Gerechtigkeit weder Armuth noch Verbannung, sie schreckt weder zurück vor dem Kerker, noch scheut sie den Schmerz, noch weist sie den Tod zurück. Weil nun Dieses der Natur widersteht, so ist die Tugend entweder Thorheit, weil sie den Annehmlichkeiten im Wege steht und dem Leben schadet; wofern sie im anderen Falle aber keine Thorheit ist, dann ist die Seele unsterblich und verachtet sie deshalb die gegenwärtigen Güter, weil es andere gibt, die vorzüglicher sind, die sie nach der Auflösung ihres Körpers erlangen soll. Der wichtigste Beweisgrund für die Unsterblichkeit ist noch der, daß der Mensch allein Gott erkennt. Bei den stummen Thieren gibt es gar keine Ahnung von Religion,<sup>1)</sup> weil sie irdisch sind und an die Erde gefesselt. Deshalb schaut der Mensch in seiner aufrechten Stellung zum Himmel, daß er Gott suche. Der muß auch wohl unsterblich sein, der sich nach der Unsterblichkeit sehnt. Auch kann der nicht vergänglich sein, der Gottes Ebenbild<sup>2)</sup> ist und den Geist von ihm hat. Schließlich besitzt der Mensch allein das himmlische, feurige Element.<sup>3)</sup> Wenn nämlich das

1) Dieses zeigt Dieringer (Latentkatechismus S. 1—26) in klarster Darlegung. — 2) Siehe de officio c. 18, 3 und lib. VII, 5.

3) Plassius (in der Einleitung) und Dobifius a. h. l. tabeln des Laktantius Beweisführung, aber sie bedenken nicht, daß sie den Heiden gilt, die Gott für Feuer hielten oder wähten, daß er im Feuer wohne; vgl. Eduarous dissert. 25, 8 u. zu lib. VII, 9 u. Stöckl a. a. O. S. 252 ff.

Licht durch das Feuer und das Leben durch das Licht entsteht, so ist klar, daß der, welcher im Besitze des feurigen [himmlischen] Elementes bleibt, unsterblich sei, weil dieses mit jenem in der nächsten Verbindung steht, da ja ohne selbes weder Licht noch Leben bestehen kann. Aber wozu entnehmen wir die Unsterblichkeit der Seelen aus Beweisgründen, da wir göttliche Zeugnisse dafür haben? Die heiligen Schriften und die Aussprüche der Propheten lehren sie ja; wenn Das aber Einem ungenügend scheinen sollte, so lese er die Gedichte der Sibyllen<sup>1)</sup> und erwäge noch dazu die Antworten des Apollo von Milet, damit er einsehe, daß Demokrit, Epikur und Dicaearchus<sup>2)</sup> sich wahnwitzig geäußert haben, indem sie ganz allein von allen Sterblichen Das, was augenscheinlich ist, läugneten. Nachdem wir nun die Unsterblichkeit klar bewiesen haben, bleibt uns noch zu zeigen übrig, von wem, welchen, in welcher Weise und zu welcher Zeit sie ertheilt werde. Wenn die von Gott bestimmten und angeordneten Zeiten ihr Ende erreichen werden, alsdann muß der Untergang und das Ende der Dinge eintreten, damit die Welt von Gott erneuert werde. Diese Zeit aber naht heran, insofern man schließen darf aus der Zahl der Jahre und den Zeichen, welche von den Propheten vorhergesagt sind. Aber da es unzählige Aussprüche über das Ende der Welt und über den Abschluß der Zeiten gibt, so wollen wir die überlieferten einfach mittheilen, da wir ja kein Ende fänden, die schriftlichen Zeugnisse anzuführen. Wenn Jemand dieselben wünscht oder uns weniger Glauben schenkt, so möge er sich an das Heiligthum der himmlischen Wissenschaften selbst wenden, und wenn er durch die Wahrhaftigkeit desselben besser belehrt ist, wird er er-

1) Ueber die Sibyllen und Apollo von Milet siehe lib. VII, 13, 5.

2) Ueber diese drei Elenden siehe lib. VII, 13, 7. Cicero nennt sie (Tuscul. I, 23, wo auch dieses ganze Kapitel behandelt ist) den Pöbel von Philosophen.

kennen, daß die Philosophen geirrt haben, die entweder glaubten, daß diese Welt ewig sei, oder aber, daß sie schon seit unzähligen Tausenden von Jahren erschaffen gewesen. Es sind ja noch keine sechstausend Jahre verflossen; wenn die aber vorüber sein werden, dann wird erst jegliches Übel beseitigt werden, damit die Gerechtigkeit allein herrsche. Das will ich nun kurz auseinandersetzen, wie es sich ereignen wird.

## 71. Die letzten Zeiten.

Die Propheten und Seher verkündigen darüber Folgendes: Wenn das letzte Ende der Welt zu nahen anfängt, dann wird die Bosheit mächtig sein, alle Arten von Laster und Betrug werden zur Tagesordnung gehören, Gerechtigkeit wird schwinden; Treue, Friede, Barmherzigkeit, Scham, Wahrheit wird nicht mehr zu finden sein, verwegene Gewalt wird die Herrschaft haben, Niemand wird Etwas besitzen, wofern er es nicht mit der Hand erobert und vertheilt. Wenn noch einige Gute sein werden, so werden sie eine Beute des Spottes sein. Niemand wird den Eltern die kindliche Liebe erzeigen, Keiner sich des Kindes oder des Greises erbarmen. Habsucht und Wollust wird Alles verderben. Mord und Blutbad wird eintreten. Es werden nicht nur Kriege gegen äussere und benachbarte Feinde, sondern auch Bürgerkriege geführt werden. Staaten werden sich unter einander bekriegen, jedes Geschlecht und Alter wird die Waffen handhaben. Weder die Würde des Reiches noch die Zucht der Soldaten wird beachtet werden, sondern Raub und Verwüstung wird wie bei Strassenräubern herrschen. Das Reich wird man vergrößern, alsdann werden zehn Männer den Erdkreis einnehmen, vertheilen und zur Beute machen; alsdann wird ein Anderer auftreten, der weit mächtiger und schlechter ist, und wenn er drei aus der Zahl (der Herrscher) vernichtet hat, wird er Asien in Besitz nehmen, und wenn er die Übrigen in seine Gewalt gebracht und sich zur Verfügung gestellt hat, wird er den ganzen Erdkreis quä-



len. Neue Geseze wird er einführen, die alten abschaffen; er wird einen Staat für sich einrichten, den Namen und Sitz des Reiches wird er verändern. Alsdann wird eine entseßliche und fluchwürdige Zeit sein, in der Niemand leben mag. Schließlich wird sich die Sache so gestalten, daß man die Lebenden bejammert, die Todten beglückwünscht. Staaten und Städte werden untergehen, bald durch Schwert und Feuer, bald durch häufiges Erdbeben und Überschwemmungen, bald durch Pest und Hunger. Die Erde wird Nichts hervorbringen, entweder durch allzugroße Kälte oder wegen der Hitze. Alles Wasser wird theils in Blut verwandelt werden, theils wird es durch Bitterkeit verdorben sein, so daß gar Nichts zur Speise zu gebrauchen noch auch zum Trinken anwendbar ist. Zu diesen Übeln werden noch Zeichen<sup>1)</sup> am Himmel kommen, damit die Menschen alle Ursache haben, sich zu fürchten; häufig werden Kometen erscheinen. Die Sonne wird ganz verdunkelt werden, der Mond wird mit Blut<sup>2)</sup> gefärbt sein, und das verlorene Licht wird nicht wieder ersetzt werden. Alle Sterne werden herunterfallen, und die Berechnung der Zeiten wird aufhören, da Winter und Sommer durcheinandergehen. Dann wird das Jahr, der Monat und Tag abgekürzt sein. Daß Dieß das Ende und der Untergang der Welt sei, hat Trismegistus<sup>3)</sup> verkündet. Wenn Das nun geschehen wird, so soll man wissen, daß die Zeit da ist, wo Gott kommen wird, die Welt umzuwandeln. Aber inmitten dieser Übel wird ein gottloser Herrscher aufstehen, der nicht bloß ein Feind des Menschengeschlechtes, sondern auch von Gott sein wird. Der wird die Überbleibsel jenes ersten Tyrannen vernichten, mißhandeln, quälen und zu Grunde richten. Alsdann wird

---

1) Die hier von Eustantius angeführten Erscheinungen werden dem Untergange der Welt und dem allgemeinen Weltgerichte vorangehen; siehe Matth. 24; Mark. 13; Luk. 21.

2) Joel 2, 31.

3) Trismeg. in Asclep. c. 9.

man beständig Thränen vergießen, trauern und fortwährend weinen und vergeblich zu Gott bitten. Vor Furcht wird man keine Ruhe haben noch auch Schlaf, um zur Ruhe zu kommen. Der Tag wird das Elend und die Nacht die Furcht stetig vermehren. So wird der Erdfreis fast zur Einöde werden, wenigstens wird es dahin kommen, daß die Menschen selten sind. Dann wird der Gottlose die gerechten und gottergebenen Menschen verfolgen und befehlen, daß er wie Gott verehrt werde. Er wird nämlich sagen, daß er Christus sei, er wird aber dessen Gegner<sup>1)</sup> sein. Damit er Glauben finden könne, wird er die Macht, Wunder zu wirken, erhalten, so daß Feuer vom Himmel fällt und die Sonne stille steht, daß ein von ihm aufgestelltes Bild redet. Durch diese Wunderzeichen wird er Viele verlocken,<sup>2)</sup> daß sie ihn anbeten und sein Zeichen auf die Hand und Stirne nehmen. Wer ihn aber nicht anbeten und sein Zeichen annehmen will, wird unter ausgefuchten Qualen sterben. So wird er ungefähr zwei Theile (der Welt) zu Grunde richten, der dritte wird in die wüsten Einöden fliehen. Jener aber wird in unsinnigem und unversöhnlichem Zorne wüthend ein Heer anführen und den Berg besetzen, auf welchen die Gerechten geflohen sind. Wenn diese sich aber umringt sehen, werden sie mit lauter Stimme Gottes Hilfe anflehen, alsdann wird Gott sie erhören und ihnen einen Retter senden.

## 72. Christus kommt vom Himmel; das tausendjährige Reich.

Dann wird sich in todesstillen Nacht der Himmel öffnen und Christus mit großer Macht heruntersteigen;<sup>3)</sup> eine

1) Ueber die Zeit und Person des „Antichrist“ ist eine sehr lesenswerthe Broschüre: „Der Antichrist“ bei Köchel in Rempten 1874 erschienen; Preis 35 A.

2) Siehe hierüber noch Apok. 11 u. 13; II. Theff. 2.

3) Siehe Matth. 25; Jf. 66.

Lichtwolke und eine zahllose Menge der Engel wird ihm vorangehen, und die ungeheure Zahl der Gottlosen wird vernichtet werden, Ströme Blutes werden fließen, der Anführer selbst wird fliehen, wenn er aber sein Heer wird erneuert haben, wird er eine vierte Schlacht liefern; in dieser wird er mit den übrigen Tyrannen gefangen und dem Scheiterhaufen überliefert. Aber auch das Haupt der bösen Geister, der Urheber und Handhaber der Übel, wird, mit glühenden Ketten gefesselt, der Gefangenschaft überliefert,<sup>1)</sup> damit die Welt den Frieden erhalte und die so viele Jahrhunderte bedrängte Erde ruhe. Und wenn so der Friede geschaffen und alle Übel unterdrückt sind, alsdann wird jener gerechte König und Sieger ein Gericht auf der Erde über Lebende und Todte halten; nun wird er den lebenden Gerechten alle Völker in Dienstbarkeit übergeben, die todten wird er aber zum ewigen Leben auferwecken, und er wird selbst mit ihnen auf der Erde herrschen; alsdann wird er auch das heilige tausendjährige Reich<sup>2)</sup> der Gerechten gründen. In dieser Zeit werden die Sterne heller, der Glanz der Sonne wird vermehrt werden, und der Mond wird keine Abnahme (des Lichtes) erfahren. Alsdann wird Gott am Morgen und

1) Vergleiche Apok. 20.

2) Die im Judenthume herrschende Idee eines irdischen Reiches, worin die Gerechten tausend Jahre lang in allen irdischen und überirdischen Freuden mit dem Messias leben würden, hatte sich auf christlichen Boden verpflanzt. Anhaltspunkte dazu boten mythische Ausdrücke des alten Testaments und namentlich der Apokalypse; dazu kamen noch für ächt gehaltene Apokryphen und die von Eustantius so hoch geschätzten Sibyllen. Dieselbe Anschauung wie Eustantius hatten Papias, Bischof von Hierapolis in Phrygien, Justin der Märtyrer, der heilige Irenäus und sein gelehrter Schüler Hippolyt, Methodius, Bischof von Thyrs, Nepos, Bischof von Asinosis in Aegypten, Viktorin, Bischof von Betavium in Ungarn. Dagegen kämpften der Presbyter Cajus, Origenes, Dionysius von Alexandrien, Basilius und Gregor von Nazianz, Augustin und Hieronymus.

Abend segensbringenden Regen fallen lassen,<sup>1)</sup> und die Erde wird jegliche Frucht ohne menschliche Bemühung hervorbringen. Honig wird von den Felsen triefen, Quellen von Milch und Wein werden hervorquellen; die Thiere legen ihre Wildheit ab und werden zahm, der Wolf wird bei der Heerde herumlaufen, ohne Schaden anzurichten; das Kalb wird mit dem Löwen weiden,<sup>2)</sup> die Taube wird mit dem Habicht zusammen sein; die Schlange wird ohne Gift sein, und kein Thier wird vom Blut leben, Gott wird nämlich Allen reichliche und unschädliche Nahrung schaffen. Nach Ablauf der tausend Jahre aber wird der oberste der Teufel wieder losgelassen, die Völker werden die Gerechten bekriegen, und es wird eine unzählige Menge heranrücken, um das Reich der Heiligen zu erobern; dann wird das letzte Gericht Gottes gegen die Völker stattfinden; er wird nämlich die Erde in den Fundamenten erschüttern<sup>3)</sup> und die Städte zerstören und über die Gottlosen Feuer mit Schwefel und Hagel regnen lassen; sie werden verbrennen und sich gegenseitig niedermachen. Die Gerechten werden sich aber auf kurze Zeit in der Erde verbergen, bis die Vernichtung der Völker vollzogen; nach dem dritten Tage werden sie heraus kommen und die Felder mit Leichen bedeckt erblicken. Dann werden Erdbeben stattfinden; die Berge werden auseinanderfallen, die Thäler werden sich zu einer ungeheuren Tiefe senken, und dahin werden die Körper der Todten gebracht, und ihr Name wird Polhandrion<sup>4)</sup> (Begräbnißplatz Vieler) sein. Darnach wird Gott die Welt erneuern und die Gerechten in Engel umgestalten, auf daß sie mit dem Kleide der seligen Unsterblichkeit geschmückt ihm dienen in Ewigkeit; das wird Gottes Reich ohne Ende sein. Dann werden auch die Gottlo-

1) Jf. 30. — 2) Jf. 11 u. 65.

3) Ezechiel 39; Apok. 19 u. 21.

4) Ueber dieses Wort siehe Epiphanius, Haereses I, 30, 8; Eduardus dissert. 28, 4. 6.

sen auferstehen, nicht aber zum Leben, sondern zur Strafe. Denn Gott wird auch sie, wenn die zweite Auferstehung stattgefunden, erwecken, damit sie zu ewigen Peinen verurtheilt, den ewigen Flammen übergeben, die für ihre Verbrechen verdienten Büchtungen erleiden.

### 73. Die Hoffnung des Heiles beruht auf der religiösen Gottesverehrung.

Da Dieses alles also wahr und gewiß ist und in übereinstimmenden Aussprüchen von allen Propheten vorhergesagt worden, da Jenes sowohl Trimegistus als auch Hyfaspes und die Sibyllen<sup>1)</sup> verkündigt haben, so darf man nicht mehr daran zweifeln, daß alle Hoffnung des Heiles und des Lebens allein in Gottes Religion beruht. Wenn deshalb der Mensch Christum, den Gott zu unserer Rettung sandte und wiederum senden wird, nicht wird angenommen haben, und wenn er den höchsten Gott durch Christum nicht wird kennen gelernt haben, wenn er seine Gebote und sein Gesetz nicht wird beobachtet haben, so wird er den Strafen, von denen wir gesprochen, anheim fallen. Demnach müssen wir das Hinfällige gering schätzen, damit wir erlangen, was festen Bestand hat; das Irdische verachten, damit wir mit dem Besitz des Himmlischen ausgezeichnet werden; dem Zeitlichen entsagen, daß wir zum Ewigen gelangen. Ein Jeder soll sich zur Gerechtigkeit bilden und in einem neuen Leben zur Enthaltbarkeit sich umgestalten; Jeder bereite sich zum Kampfe und rüste sich zur Tugend, damit, wenn etwa ein Gegner ihm den Krieg erklären sollte, er durch keine Gewalt noch Schrecken noch Qualen von Dem, was recht und gut ist, losgerissen werde. Keiner werfe sich vor empfindungslosen Gebilden nieder, sondern man lerne den einen wahren Gott in der rechten Weise kennen und

---

1) Ihre Sprüche hat Iakstantius lib. VII, 18 mitgetheilt. Ueber Hyfaspes vergleiche Eduardus dissert. 40, 2. 6.

lege die bösen Lüste ab, durch deren Reize die erhabene Seele zur Erde niedergedrückt wird. Man soll die Unschuld festhalten und möglichst Vielen nützen und sich unvergängliche Schätze durch gute Werke sammeln, damit man von Gott, der unser Richter ist, für die Verdienste der Tugend sowohl die Krone der Treue als auch den Lohn der seligen Unsterblichkeit erlangen könne.



# Inhaltsangabe

der

einzelnen Kapitel des Auszuges aus den religiösen Unterweisungen  
mit Hinweis auf die ausführlichere Behandlung in den sieben  
Büchern der Institutionen.

---

- |  |   |
|--|---|
| 1. Von der göttlichen Vorsehung.   | Siehe in den Institutionen Buch 1. Kap. 2.            |
| 2. Es ist nur ein Gott.  | B. 1. K. 3, 45 § 1—14.                                |
| 3. Die Zeugnisse der Dichter über die Einheit Gottes.                                      | B. 1. K. 3, 45 § 1—14.                                |
| 4. Die Philosophen bezeugen die Einheit Gottes.  | K. 5 § 15 ff. K. 6 § 1—5.<br>K. 6 § 6 b. 3. Schlusse. |
| 5. Die weissagenden Sibyllen verkünden einen Gott.   | Kap. 7.   |
| 6. Der ewige und unsterbliche Gott ist ohne geschlechtliche Nachkommenschaft.              | Kap. 8.   |
| 7. Des Herkules Thaten und Tod.  | Kap. 9.   |
| 8. Die heidnischen Götter Askulap, Apollo, Mars, Kastor und Pollux, Mercurius und Bacchus. | Kap. 10 § 1—9.  |
| 9. Die schändlichen Leidenschaften der heidnischen Götter.                                 | Kap. 10 § 1—9.  |



- |   |   |
|---|---|
| 10. Jupiter in seiner Sinnlichkeit.   | Kap. 10 b. 3. Schlusse,<br>11 § 1—21.       |
| 11. Einige Sinnbilder, durch welche die Dichter Jupiters Schändlichkeiten bemäntelten.            | Kap. 11. 22—44.                             |
| 12. Die Dichter erfinden nicht alles auf die Götter Bezügliche.                                   | Kap. 11. 22—44.                             |
| 13. Die Thaten des Jupiter nach dem Geschichtschreiber Euhemerus.                                 | Kap. 11. 44—49.                             |
| 14. Des Uranus und Saturnus Werke nach den Berichten der Geschichtschreiber.                      | Kap. 11. 50 bis zu<br>Kap. 19.              |
| 19. Durch thörichtes Wohlwollen der Menschen und Irrthum ist ihnen die Gottheit beigelegt worden. | Kap. 11. 50 bis zu<br>Kap. 19.              |
| 20. Über die besonderen Götter der Römer.   | Kap. 20. 1—33.                              |
| 21. Noch andere Gottheiten der Römer.   | Kap. 20. 34 bis zum<br>Schlusse.            |
| 22. Die von Faunus und Numa eingeführten religiösen Gebräuche.                                    | Kap. 22. 1—14.                              |
| 23. Ueber die Opfer, welche die Barbaren den Götzen darbrachten.                                  | Kap. 21.                                    |
| 24. Ueber den Ursprung der religiösen Opfer.  | Kap. 22. 15 bis zum<br>Schlusse u. Kap. 23. |
| 25. Ueber das goldene Zeitalter, Prometheus, die von ihm gefertigten Figuren.                     | Buch 2. Kap. 1, 3<br>u. 4.                  |
| 26. Ueber die Verehrung der Elemente und Gestirne.  | Kap. 5 u. 6.                                |
| 27. Ueber die Erschaffung des Menschen, dessen Sünde und Strafe, die Engel.                       | Kap. 7, 8—14 § 5.                           |
| 28. Ueber die bösen Geister und ihre schlechten Werke.  | Kap. 14 § 6—15. 16.                         |
| 29. Ueber Gottes Zulassung des Bösen, daß Gutes daraus folge.                                     | Kap. 17 § 1—5.                              |

- |   |   |
|---|---|
| 30. Ueber die falsche Weisheit.   | B. 2. R. 17 § 6—19 u.<br>B. 3. Kap. 1 u. 2. |
| 31. Ueber Wissen und Muthmaßen.   | Kap. 3 u. 4 § 1 u. 2.                       |
| 32. Ueber die verschiedenen Philo-<br>sophenschulen und deren Wider-<br>sprüche.        | Kap. 4 § 3 bis Kap. 6.                      |
| 33. Untersuchung über das höchste<br>Gut des Menschen.                                  | Kap. 7 u. 8.                                |
| 34. Die Menschen sind zur Gerech-<br>tigkeit geboren.                                   | Kap. 9—16.                                  |
| 35. Die Unsterblichkeit ist das höchste<br>Gut.   | Kap. 9—16.                                  |
| 36. Die Philosophen Epikur und<br>Pythagoras.   | Kap. 17—19.                                 |
| 37. Ueber den Sokrates und seine<br>Widersprüche.                                       | Kap. 20.                                    |
| 38. Wie Plato's Gelehrsamkeit der<br>Wahrheit näher kam.                                | Kap. 21, 22, 23 § 1<br>bis 10.              |
| 39. Ueber einige Philosophen und<br>die Gegensüßler.                                    | Kap. 23 § 2 bis Kap.<br>28 § 10.            |
| 40. Ueber die Verirrung der Phi-<br>losophen.   | Kap. 28 § 2 bis<br>Kap. 30.                 |
| 41. Ueber die wahre Weisheit und<br>Religion.   | Buch 4. Kap. 1, 2,<br>3 u. 4.               |
| 42. Die religiöse Weisheit; der Name<br>Jesu Christi ist allein dem Va-<br>ter bekannt. | Kap. 5, 6 u. 7.                             |
| 43. Ueber den Namen Jesu Christi<br>und seine zweifache Geburt.                         | Kap. 8—10.                                  |
| 44. Die zweifache Geburt Christi wird<br>aus den Propheten nachgewiesen.                | Kap. 12, 13 u. 14.                          |
| 45. Die Macht und Werke Christi wer-<br>den aus den hl. Schriften bewiesen.             | Kap. 15—18 § 1—12.                          |
| 46. Die Propheten haben Christi<br>Leiden und Tod vorhergesagt.                         | Kap. 18 § 13—19;<br>§ 1—5.                  |
| 47. Die Auferstehung Jesu Christi,<br>Kastantius' ausgew. Schriften.                    | Kap. 19 § 6—21; § 1.<br>15                  |

- die Sendung der Apostel und die Himmelfahrt des Erlösers.
48. Die Verwerfung der Juden, die Aufnahme der Heiden. Kap. 21 § 2 bis zum Schlusse.
49. Es gibt nur einen Gott. Kap. 21 § 2 bis zum Schlusse.
50. Weßhalb Gott einen menschlichen Leib angenommen und den Tod erlitten hat. Kap. 22, 25.
51. Christi Tod am Kreuze. Kap. 26, 27.
52. Das Heil der Menschen beruht auf der Erkenntniß des wahren Gottes. Haß der Heiden gegen die Christen. Kap. 28 u. Buch 5, Kap. 1.
53. Die Ursachen des Hasses gegen die Christen werden erwogen und widerlegt. Buch 5. Kap. 19 § 20; Kap. 20 § 2—10.
54. Die Freiheit der Religion zur Anbetung Gottes. <sup>1)</sup>
55. Die Heiden schmähen die Gerechten, die Gott dienen, durch die Anschuldigung der Irreligiosität. Kap. 20 § 11 bis Schluß.
56. Die Gerechtigkeit ist die wahre Gottesverehrung. Kap. 16.
57. Ueber die Weisheit und Thorheit. Kap. 17 u. 18.
58. Ueber die wahre Gottesverehrung und das ihm zukommende Opfer. Buch 6. Kap. 25.
59. Die zwei Wege des Lebens und die ersten Verirrungen der Menschheit. Kap. 3, 4, 9 u. 10.

---

1) Von diesem Kapitel wie auch von dem größten Theile des Kapitels 29 findet sich in den sieben Büchern gar Nichts; dadurch wird es klar bestätigt, was in der Einleitung gesagt wurde, daß nämlich im Auszuge manches Neue und vom Hauptwerke Abweichende vorkomme.

- |   |  |
|---|--|
| 60. Die Pflichten der Gerechtigkeit.  | B. 6. R. 3 bis Schluß.                                 |
| 61. Von den Affekten.   | B. 6. R. 14, 15, 16 u. 19.                             |
| 62. Wie man die Genüsse der Sinne einschränken soll.                        | B. 6. R. 18. R. 12 bis Schluß. R. 23. R. 20 ff. R. 21. |
| 63. Die Schauspiele verderben im höchsten Grade die Sitten.                 | Buch 6. Kap. 20 § 9. Kap. 18. Kap. 20 § 26 ff.         |
| 64. Die Affekte müssen richtig geleitet werden.                             | Buch 6. Kap. 18.                                       |
| 65. Ueber die Pflichten der Barmherzigkeit.                                 | Buch 6. Kap. 10.                                       |
| 66. Ueber die Treue und Standhaftigkeit in der Religion.                    | Kap. 23.   |
| 67. Von der Buße, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Vorsehung.     | Kap. 24 u. B. 7. Kap. 2 u. 3.                          |
| 68. Von der Welt, den Menschen und der Vorsehung Gottes.                    | Buch 6. Kap. 4.  |
| 69. Die Welt ist des Menschen wegen und der Mensch Gottes wegen erschaffen. | Buch 7. Kap. 5, 6 u. 8.                                |
| 70. Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.                              | Buch 7. Kap. 12, 13, 14, 20 u. 21.                     |
| 71. Die letzten Zeiten.   | B. 7. Kap. 15, 16, 17.                                 |
| 72. Christus kommt vom Himmel; das tausendjährige Reich.                    | Buch 7. Kap. 20.                                       |
| 73. Die Hoffnung des Heiles beruht auf der religiösen Gottesverehrung.      | Buch 7. Letztes Kap.                                   |





Des  
**Firminus Lactantius**

Buch

vom

**Borne Gottes,**

aus dem Urtexte übersezt

von

**Remigius Storf,**

Pfarrer der Diözese Augsburg.







## Einleitung.



Einen nicht unbedeutenden Rang unter den Schriften des Laktantius behauptet das Buch *de ira Dei*. Veranlassung zu diesem Werke bot die Behauptung der Philosophen, daß Gott ganz affektlos sei oder wenigstens den Affekt des Zornes nicht habe. Zur Widerlegung dieses Irrthumes und zum Erweise der göttlichen Strafgerichtigkeit verfaßte Laktantius unsere Schrift, die nach dem Urtheile des Hieronymus (in epist. ad Ephes. c. IV.) mit ebensoviel Gelehrsamkeit als rednerischer Kunst geschrieben ist. Was die Zeit der Abfassung betrifft, so fällt sie in die letzten Lebensjahre des Laktantius, der zwischen 325 und 330 starb; denn es werden in ihr die „Institutionen“<sup>1)</sup> erwähnt, sowie auch die geraume Zeit nach den Institutionen verfaßte „Epitome“ noch vor unserer Schrift verfaßt sein dürfte. Es wäre ganz gegen des Laktantius Gewohnheit, in der Epitome die Schrift *de ira Dei* nicht zu citiren, obgleich an mehreren Stellen wie Kap. 29 und 51 Gelegenheit hiezu gegeben war. Auch der Umstand, daß Laktantius Kap. 2 unseres Werkes nur mehr die Absicht kund gibt, ein Buch gegen die Häresien zu schreiben, dagegen

---

1) Ueber die Zeit ihrer Abfassung vgl. S. 10 u. S. 100.

daß in den Institutionen IV, 50 und VII, 1 geäußerte Vorhaben, auch die Juden und die Philosophen in besonderen Büchern zu widerlegen, nicht mehr ausspricht, scheint dafür zu sprechen, daß sein weit vorgerücktes Alter so weit greifenden Plänen keinen Raum mehr gestattete.

Die Übersetzung habe ich wegen dienstlicher Verhinderung des Herrn Jansen übernommen; es liegt ihr der Text der berühmten Ausgabe von Le Brun — Lenglet Dufresnoy (Paris 1748) zu Grunde, welchen auch die Oerthür'sche (1784) und die Zweibrückener Ausgabe (1786) enthalten; auch die Textausgabe von Fridolin Frischke (Leipzig 1842) wurde verglichen.

R. Storf.

---

## Inhalt.

---

Die Vorstellung der Philosophen, daß Gott nicht zürne, ist falsch, wie denn überhaupt die Philosophie die höhere Wahrheit nicht zu erkennen vermag. Es gibt nämlich drei Stufen zur Wahrheit: Verwerfung der Götzen, Erkenntniß des einen Gottes und Erkenntniß Jesu Christi. Während die Anbeter der Elemente und die Häretiker die erste und dritte Stufe verlassen, fallen die Philosophen von der zweiten Stufe herab, indem sie von Gott falsche Vorstellungen sich bilden, insbesondere meinen, daß Gott nicht die Affekte des Zornes oder der Gnade habe. In dieser Beziehung kann man vier Behauptungen aufstellen. Die erste, daß Gott nur Zorn habe, wurde nie gemacht und widerspricht der Idee Gottes sowie der gesunden Vernunft, die einen zweiten gütigen Gott verlangen würde. Die zweite Annahme, daß Gott weder Zorn noch Gnade habe, stammt von Epikur; in diesem Falle wäre es konsequent, Gott zu läugnen, da ein ganz affektloser und unthätiger Gott weder selig sein noch überhaupt leben könnte. Die dritte Behauptung, daß Gott nur Gnade, aber keinen Zorn habe, wurde von den Stoikern aufgestellt, weil sich der Zorn für Gott nicht ziemt und namenloses Unheil aus demselben herborginge. Aber wo kein Haß ist, da ist auch keine Liebe, und es wäre ungerecht, die Guten und die Bösen nach demselben Gefühle zu behandeln. Daher bleibt nur die vierte Annahme, daß Gott Zorn und Gnade habe, übrig, und sie will Laktantius beweisen (1—6).

Der erste Theil seiner Beweisführung stützt sich auf die That-  
sache des religiösen Bewußtseins. Es hat der Mensch unbestreit-  
bare Vorzüge vor den Thieren, aber diese nehmen an der Gabe  
der Sprache, des Gefühles, der berechnenden Vorsicht gewisser-  
massen Antheil, während der Mensch ausschließlich eine Religion  
hat. Die Religion aber wäre nicht aufrecht zu erhalten, wenn  
sich Gott nur gnädig erwiese und nie den Frebler strafe. Die  
Religion ist aber nicht etwa erfunden worden, um schlechte Men-  
schen im Zaume zu halten, sondern ihren wesentlichen Inhalt,  
den Glauben an Gott und seine Vorsehung, haben die ältesten  
und größten Philosophen ausgesprochen. Erst Epikurus läugnete  
die Vorsehung und einige Spätere auch Gott selbst. Aber ihr  
Versuch, durch die Atomenlehre oder durch die bloße Kraft der  
Natur die Räthsel der Dinge zu lösen, ist mißlungen. Sie kön-  
nen nicht einmal die sichtbare, wohlgeordnete Welt und ihre Ge-  
schöpfe, noch viel weniger aber das Wesen des Geistes erklären.  
Dazu spricht sich die Autorität der großen Philosophen wie für  
die Bildung der Welt durch Gott, so für die Einheit Gottes aus,  
weil es mehrere höchste Wesen nicht geben kann. Würden diese  
religiösen Grundsätze aufgegeben, so säuke der Mensch zum Thiere  
herunter; Religion kann aber, wie gesagt, nur neben der Got-  
tesfurcht bestehen (7—12).

Im zweiten Theile sucht Laktantius sein Beweisthema durch  
den Hinweis auf die Stellung des Menschen und seine Gottes-  
ebenbildlichkeit zu erhärten. Alles ist zum Besten des Menschen  
erschaffen worden; selbst die Übel kann er durch die ihm ver-  
liehene Weisheit größtentheils vermeiden. Der Mensch selbst aber  
ist erschaffen worden, um Gott zu dienen und Gerechtigkeit zu  
üben. Das ist für den Menschen keine leichte Aufgabe, weil der  
Leib im Gegensatz zur Seele steht und seine Thätigkeit durch  
verkehrte Affekte gehemmt ist. Da Gott das reinere Urbild ist,  
so hat er bloß die guten Affekte: Gnade, Zorn und Mitleid. Ge-  
gen schuldlose und verdiente Menschen ist Gott gnädig, gegen  
schlechte aber erzürnt. Der Mensch ist in seinem Leben nie ganz  
ruhig; selbst im Schlafe ist sein Geist thätig. Daher ist auch Gott,  
der dem Gesetze des Todes nicht unterworfen ist, immer thätig  
und wie ein guter Mensch erzürnt gegen das Böse. So wenig  
aber gegen Gesetze und Richter ein Vorwurf erhoben werden kann,

weil sie die Sünder bestrafen, so wenig kann Gottes Strafge-  
rechtigkeit beschuldigt werden. Duldung des Unrechtes wäre un-  
vernünftig, vernünftig aber ist es, beim Anblicke einer schlechten  
Handlung zu zürnen und dieselbe zu bestrafen. Der Zorn Got-  
tes kann nicht mißbraucht werden; denn Gott kennt das entzweite  
Wesen des Menschen und bestraft daher nur die unbußfertigen  
Sünder, während er sich der reuigen erbarmt. Die unbußfer-  
tigen Sünder erreicht sein Gericht ganz gewiß, und sein Erbar-  
men kommt anderen Sündern entgegen, weil sonst Niemand auf  
Erden leben und kein Böser sich belehren könnte. Die Einrede,  
daß Gott seinem Ebenbilde, dem Menschen, den Zorn verboten  
habe, ist ganz unberechtigt, weil Gott nur den Mißbrauch des  
Zornes und die Unversöhnlichkeit verboten hat, sein Zorn aber  
immer gerecht und trotz seiner Ewigkeit zum Verzeihen geneigt  
ist (13—21).

Schließlich führt er nach dem Vorgange Cicero's göttliche  
Zeugnisse für seine Behauptung an. Sie sind den sibyllinischen  
Büchern entnommen, die er für ächt gehalten hat. Er fordert  
endlich dazu auf, Gott zu dienen, um dadurch bleibendes Glück zu  
finden (22 u. 23).

---

## Com Horne Gottes.

---

1. Einige behaupten, daß Gott nicht zürne; gegen diesen Irrthum sichert das Licht der göttlichen Offenbarung, das allein wahres Wissen bietet. Denn die Menschen besitzen nach der Versicherung des Sokrates keine wahre Wissenschaft.

Ich habe oft bemerkt, Donatus, daß sehr Viele die Meinung einiger Philosophen theilen, Gott zürne nicht, weil die göttliche Natur nur gütig sei und es sich für die vorzüglichste und beste Macht nicht zieme, Jemandem zu schaden, oder weil sich Gott überhaupt um Nichts bekümmere, so daß wir weder von seinem Wohlwollen etwas Gutes erwarten dürfen noch von seinem Übelwollen etwas Schlimmes zu befürchten haben. Bei der Größe dieses Irrthumes, der den ganzen Bestand des menschlichen Lebens umstürzen kann, obliegt uns die Pflicht, denselben zu widerlegen, damit nicht durch das Ansehen von Männern, die sich selbst für weise halten, auch du getäuscht werdest. Wir sind aber nicht so anmassend, uns den Ruhm beizumessen, die Wahrheit durch unser Genie begriffen zu haben, sondern wir folgen der Lehre Gottes, der allein das Verborgene wissen und offenbaren kann. Da die Philosophen diese Lehre nicht kennen, glauben sie das Wesen der Dinge auf dem Wege der Schlußfolgerung erfassen zu können. Das ist aber eine unmögliche Sache, weil der Geist des Menschen, von der finsternen Wohnung des Leibes umschlossen, von der Anschauung

der Wahrheit weit entfernt ist und zwischen der menschlichen und göttlichen Natur der wesentliche Unterschied besteht, daß dem Menschen die Unwissenheit und Gott das Wissen eigenthümlich sind.

Um die über die Denkkraft des Menschen gelagerte Finsterniß zu vertreiben, brauchen wir irgend ein Licht, weil wir in der Hülle unseres sterblichen Fleisches nicht die Sehergabe besitzen. Das Licht des menschlichen Geistes ist Gott. Wer ihn erkennt und in sein Herz aufnimmt, wird mit dem Lichte seines Herzens die geheimnißvolle Wahrheit erkennen; wenn aber Gott und die himmlische Lehre ferne sind, dann ist Alles voll Irrthum. Obgleich daher Sokrates der gelehrteste aller Philosophen war, so behauptete er doch zur Beschämung der Unwissenheit Derjenigen, die Etwas zu wissen glaubten, daß er nur allein das Eine wisse, daß er Nichts wisse. Denn er sah ein, daß die Philosophie nichts Gewisses und Wahres in sich schließe; daher verheimlichte er nicht, wie Einige meinen, absichtlich seine Wissenschaft, um Andere zu widerlegen, sondern er erkannte theilweise die wahre Sachlage. Nach der Erzählung des Plato bezeugte er auch vor Gericht, daß es keine menschliche Weisheit gebe; so weit ging seine Verachtung, sein Spott und seine Geringschätzung gegen eine Wissenschaft, deren sich die damaligen Philosophen rühmten, daß er die Erkenntniß seiner Unwissenheit für die höchste Weisheit erklärte.<sup>1)</sup> Wenn es also, wie Sokrates nach der Überlieferung des Plato lehrte, keine menschliche Weisheit gibt, so muß es eine göttliche geben, und die Kenntniß der Wahrheit kann demnach nur Gott allein zustehen. Man muß also Gott, den einzigen Inhaber der Wahrheit, kennen lernen. Jener Vater der Welt und Schöpfer der Dinge kann nicht mit den Augen des Leibes

1) Plato (Apologie des Sokrates Kap. 7, 8 u. 9) berichtet ausführlich, wie Sokrates den Orakelspruch, der ihn für den Weisesten erklärt hatte, erprobte. Sokrates läugnet keineswegs jede höhere Erkenntniß des Menschen, wie Lactantius annimmt.



gesehen, sondern nur mühsam mit dem Geiste wahrgenommen werden. Von Denjenigen, welche weder die wahre Weisheit zu besitzen noch die Begründung des großen und himmlischen Geheimnisses zu begreifen vermochten, pflegt seine Religion auf vielerlei Arten angefochten zu werden.

2. Die erste Stufe der Wahrheit besteht in der Verwerfung der falschen Götzen, die zweite in der Erkenntniß des einen wahren Gottes und die dritte in der Anerkennung Jesu Christi. Die erste Stufe der Wahrheit verlassen die Götterdiener, die zweite die Philosophen mit ihren verkehrten Anschauungen von der Natur Gottes und die dritte die Häretiker. Laktantius will die zweite Klasse besprechen, je nachdem Gott jeder Affekt oder nur der Zorn abgesprochen und beziehungsweise Zorn und Gnade ihm zugeschrieben werden.

Da viele Stufen zur Wohnung der Wahrheit hinauf führen, so ist es nicht Jedem leicht, die höchste Stufe zu erreichen. Es blendet das Licht durch den Glanz der Wahrheit, und daher fallen Diejenigen, welche nicht festen Schritt halten können, in die Tiefe zurück. Die erste Stufe besteht in der Erkenntniß der falschen Religionen und in der Verwerfung des gottlosen Dienstes von Menschenhänden gemachter Götter. Die zweite Stufe beruht auf der Erkenntniß des Geistes, daß es nur einen höchsten Gott gebe, durch dessen Macht und Vorsehung die Welt anfänglich erschaffen wurde und dann regiert wird. Die dritte Stufe besteht in der Erkenntniß seines Dieners und Boten, den er auf die Erde gesandt hat, durch dessen Belehrung wir, befreit von den Banden des Irrthums und zur Verehrung des wahren Gottes herangebildet, die Gerechtigkeit lernen sollten. Von all diesen Stufen kann man, wie gesagt, jählings ausgleiten und leicht herabfallen, wenn nicht die Füße in unerschütterlicher Festigkeit wurzeln.

Von der ersten Stufe sehen wir Diejenigen herabstürzen, die das Falsche einsehen, ohne die Wahrheit zu finden; sie verachten die irdischen und zerbrechlichen Götzenbilder, aber sie wenden sich nicht der Verehrung des ihnen unbekannten Gottes zu, sondern bewundern die Elemente der Welt und verehren den Himmel, die Erde, das Meer, die Sonne, den Mond und die übrigen Gestirne.<sup>1)</sup> Aber ihre Unkenntniß haben wir schon im zweiten Buche der göttlichen Unterweisungen nachgewiesen.<sup>2)</sup> Wir behaupten so dann, daß Diejenigen von der zweiten Stufe herabfallen, welche trotz ihrer Überzeugung von dem Dasein eines höchsten Gottes sich dennoch von den Philosophen verführen und von ihren falschen Beweisen einnehmen lassen und daher von jener einzigen Majestät der Wahrheit widersprechende Vorstellungen hegen. Sie sprechen Gott jede Gestalt ab<sup>3)</sup> oder behaupten, daß er von keinem Affekte bewegt werde, weil jeder Affekt Schwäche verrathe, von der Gott durchaus frei sei. Von der dritten Stufe werden Jene herabgeworfen, die zwar den Gesandten Gottes, den Erbauer des göttlichen und unsterblichen Tempels kennen, aber ihn nicht anerkennen oder ihn nicht nach den Anforderungen des Glaubens auffassen. Diese haben wir theilweise schon im vierten Buche des oben erwähnten Wertes wider-

1) Die Astralreligion ist die älteste Form des Heidenthums besonders in Arabien, Babylonien und Assyrien. In Rom war sie unter der Gestalt der Astrologie in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern sehr verbreitet. Auch der Autor des lib. III. de symbolo ad catechumenos eifert gegen die Anhänger der Elemente.

2) Das zweite Buch der institutiones divinae behandelt den Ursprung des Irrthums, das heißt des Götzendienstes, der von Cham ausgehend allgemeine Verbreitung fand.

3) Alle Philosophen, die pantheistisch dachten, mußten ihm ein bestimmtes Fürsichsein absprechen. Etwas Anderes als eine bestimmte, für sich seiende Realität wollen aber weder Tertullian noch Laktantius ausdrücken, wenn sie ihm einen Körper oder eine Gestalt beilegen.

legt und werden sie später eingehender widerlegen, wenn wir einmal allen Sekten antworten, die bei der Erörterung der Wahrheit dieselbe verloren haben.<sup>1)</sup>

Jetzt aber sprechen wir gegen Diejenigen, welche von der zweiten Stufe der Wahrheit herabgefallen sind und daher vom höchsten Gotte Verkehrtes denken. Denn Einige sagen, Gott erweise Niemandem Huld und zürne gegen Niemand, sondern genieße in Sicherheit und Ruhe die Güter seiner Unsterblichkeit. Andere aber sprechen Gott den Affekt des Zornes ab, aber sie schreiben ihm Gnade zu: ein durch die höchste Tugend ausgezeichnetes Wesen dürfe nicht übelthätig, sondern müsse wohlthätig sein.<sup>2)</sup> Bezüglich des Zornes sind also alle Philosophen einer Meinung, aber über die Gnade denken sie verschieden. Zorn und Gnade sind verschiedene und widersprechende Dinge; damit nun unsere Rede im Einklange mit dem gegebenen Stoffe ordnungsgemäß fortschreite, müssen wir eine Eintheilung aufstellen und dieselbe einhalten. Man muß Gott entweder den Zorn zuschreiben und die Gnade absprechen oder ihm beide zugleich absprechen, oder man muß ihm den Zorn absprechen und die Gnade beilegen oder ihm beide zumal beilegen. Außer diesen Stücken kann die Natur der Sache Nichts weiter umfassen, so daß wir in einem dieser Punkte die gesuchte Wahrheit finden. Wir wollen sie einzeln be-

1) Im vierten Buche seiner Institutionen spricht Laktantius ausführlich von der ewigen und von der zeitlichen Geburt des Logos, aber viel mehr im Hinblick auf die Heiden und Juden als auf die Häretiker. Seine Absicht, gegen die Häresien ein Buch zu schreiben, scheint er nicht realisiert zu haben.

2) Die Epikuräer sprechen Gott alle Affekte ab, die Stoiker schreiben ihm nur Gnade zu.

trachten, damit uns eine vernünftige und wohlgeordnete Untersuchung zum Verstehe der Wahrheit führe.

3. Im menschlichen Leben gibt es Übel und Güter; würde Gott nur Übel verhängen, so müßte es einen ausser ihm stehenden Wohltäter der Menschen geben. Eine solche Behauptung widerspricht der Idee Gottes und ist auch nie ausgesprochen worden.

Die erste Behauptung, daß Gott nur zürne, aber nicht durch Gnade bewegt werde, hat noch Niemand aufgestellt. Denn es widerspricht der Idee Gottes, daß er nur eine schädliche und hindernde Macht besitze, ohne das Vermögen zu haben, zu nützen und Gutes zu thun. Das Heil der Menschen ist ganz unbegründet und hoffnungslos, wenn Gott nur der Urheber der Übel ist. In diesem Falle wäre ja jene verehrungswürdige Majestät nicht mit der Macht des Richters, der auch befreien und retten kann, bekleidet, sondern zum Dienste eines Folterknechtes und Senkers herabgewürdigt. Da wir aber sehen, daß es im menschlichen Leben nicht bloß Übel, sondern auch Güter gebe, so muß es für den Fall, daß Gott nur der Urheber der Übel ist, einen Zweiten geben, der Gott entgegen wirkt und uns die Güter verleiht. Wenn es einen Solchen gibt, wie sollen wir ihn benennen, oder warum ist unser Übeltäter uns bekannter als unser Wohltäter? Wenn es aber ausser Gott nichts Solches geben kann, so ist es abgeschmackt und nichtig, zu glauben, daß die unvergleichlich höchste und beste Macht Gottes zwar schaden, aber nicht nützen könne. Daher wagte Niemand diese unsinnige und ganz unglaubliche Behauptung aufzustellen. Weil also Jedermann in diesem Punkte mit uns einverstanden ist, wollen wir darüber hinweggehen und anderswo die Wahrheit suchen.

4. Epikur läugnet jeden Affekt und jede Thätigkeit Gottes; daher wurde er von Einigen des Atheismus beschuldigt. Er scheint jedoch durch seine falsche Prämisse, daß Gott nicht zürne, zu verkehrten Konsequenzen geführt worden zu sein. Seine Ansicht wird nur von wenigen und lasterhaften Menschen getheilt.

Aus der Schule Epikurs<sup>1)</sup> stammt der nachfolgende Satz, daß nämlich in Gott weder Zorn noch Gnade sein könne. Da nach Epikurs Meinung Gott die regelmäßigen Folgen des Zorn-Affektes, nämlich Übles zu thun und zu schaden, ferne sind, so entzog er ihm auch die Wohlthätigkeit; denn er erkannte die Folgerichtigkeit des Satzes, daß Gott auch Gnade habe, wenn er den Affekt des Zornes hat. Um also Gott keinen Fehler zuzuschreiben, beraubte er ihn auch eines Vorzuges. Deshalb ist Gott nach seiner Behauptung selig und unverderbt, weil er sich um Nichts kümmert und weder selbst ein Geschäft hat noch einem Andern eines auflegt. — Gott existirt nun gar nicht, wenn er weder die Eigenthümlichkeit eines lebenden Wesens, nämlich die Bewegung hat, noch die für Gott wesentliche Eigenschaft besitzt, etwas dem Menschen Unmögliches zu thun, wenn er überhaupt keinen Willen, keine Wirksamkeit und endlich

---

1) Epikurus, in Attika 342 geboren und in Athen 271 gestorben, hat die Lehre des Aristippus und der Cyreneischen Schule ausgebildet. In der vollen Ruhe und Freiheit von Furcht und Schmerz sucht er die Glückseligkeit; dazu ist nothwendig, auch von der Furcht vor den Göttern frei zu sein. Da aber die Götter nur höher gedachte Menschen sind, so müssen auch sie affektlos sein und in seliger Ruhe in den leeren Zwischenräumen zwischen den unendlichen Welten sich aufhalten.

keine Gottes würdige Thätigkeit hat. Es kann aber Gott keine größere und würdigere Thätigkeit zugeschrieben werden als die Regierung der Welt und hauptsächlich des Menschengeschlechtes, dem alles Irdische unterworfen ist.

Welche Seligkeit kann Gott haben, wenn er immer ruhig und unbeweglich schlummert, wenn er gegenüber den Bitten taub und gegenüber seiner Verehrung blind ist? Was kann Gottes so würdig und ihm so eigenthümlich sein als die Vorsehung? Wenn er sich aber um Nichts kümmert und Nichts vorsieht, so hat er die ganze Gottheit verloren. Wer also Gott seine ganze Kraft und sein ganzes Wesen nimmt, der sagt nichts Anderes, als daß es überhaupt keinen Gott gebe. Daher berichtet Marcus Tullius<sup>1)</sup> einen Ausspruch des Posidonius, daß Epikur nicht an das Dasein der Götter geglaubt, sondern seine Aufferungen über die Götter zur Vermeidung der Mißgunst gemacht habe: deßhalb lasse er dem Wortlaute nach die Götter bestehen, aber in der That verbanne er sie, da er ihnen keine Bewegung und keine Verrichtung zuschrieb. Wenn dem so ist, was kann es Trügerisches geben als ihn? Das sollte aber doch einem weisen und ernstesten Manne ferne liegen! Wenn aber Epikur anders dachte, als er redete, so kann man ihn nur trügerisch, doppelzüngig, schlecht und deßhalb thöricht nennen. Aber Epikurus war nicht so verschlagen, daß er diese Aufferungen in der Absicht, zu täuschen, machte, sondern er irrte aus Unkenntniß der Wahrheit, da er ja diese Behauptungen zum ewigen Gedächtnisse auch schriftlich niederlegte. Denn Anfangs ließ er sich von dem Scheine der Wahrheit eines einzigen Satzes verführen und gerieth dann

---

1) De nat. deor. I, 44. Posidonius war ein ziemlich freidenkender Stoiker, der den Cicero auf Rhodus in der Philosophie unterrichtete. Seine Ansicht vom atheistischen Charakter der Epikuräischen Philosophie theilten die Arkadier und Kretenser, die Epikurs Schüler als Verächter der Götter aus ihren Staaten verbannten.

nothwendig auf die sich ergebenden Folgerungen.<sup>1)</sup> Sein erster Satz lautete dahin, daß der Zorn auf Gott nicht zu treffe. Da ihm Dieß unanfechtbar wahr zu sein schien, so konnte er die Konsequenzen nicht ablehnen, weil ihn nach Entfernung eines Affektes die Nothwendigkeit selbst zwang, auch die übrigen Gott abzusprechen. Wer also nicht zürnt, der läßt sich auch nicht durch Gnade, das Gegentheil des Zornes, bewegen; und daher ist keine Gnade in ihm, wenn er keinen Zorn hat, und ebensowenig Furcht oder Freude, Trauer oder Mitleid. Denn es gibt für alle Affekte nur einen Grund und nur eine Bewegkraft; diese aber kann Gott nicht berühren. Wenn es also in Gott keinen Affekt gibt, weil alles Afficirbare schwach ist, so kümmert er sich weder um eine Sache, noch sieht er für dieselbe vor.

Soweit erstreckte sich die Erörterung des weisen Mannes, die weiteren Folgerungen verschwieg er. Es sind das die Folgerungen, daß er, wenn er weder Sorge noch Vorsehung hat, auch kein Denken und kein Fühlen habe, und daß er dem gemäß gar nicht existire. Während er daher Schritt für Schritt niederstieg, blieb er auf der letzten Stufe stehen, weil er schon den Abgrund erblickte. Aber was soll es nützen, zu schweigen und die Gefahr zu verheimlichen? Die Nothwendigkeit zwang ihn selbst, gegen seinen Willen zu fallen. Denn er sagte Etwas, was er nicht sagen wollte, weil er seine Beweisführung so ordnete, daß er nothwendig zu einer Behauptung kam, die er vermeiden wollte. Dahin also kommt Derjenige, welcher den Zorn entfernt und ihn Gott abspricht. Schließlich glaubt Das Niemand oder

---

1) Das Hauptmotiv der Götterlehre Epikurs lag in der Befreiung von der Furcht der Götter; übrigens sind für sein atomistisches Weltssystem die Götter rein überflüssig, jedoch scheint er an ihr Dasein wirklich geglaubt zu haben.



nur wenige lasterhafte und böse Menschen, die für ihre Sünden nicht bestraft zu werden hoffen. Da man also findet, der Satz, in Gott sei weder Zorn noch Gnade, sei falsch, so wollen wir zu dem dritten von uns aufgestellten Punkte übergehen.

5. Die Stoiker behaupten, daß eine so entstellende Seelenbewegung wie der Zorn Gott fern sein müsse; sonst würde Gott bei seiner unendlichen Macht unermesslichen Schaden verursachen; ein so vorzügliches Wesen könne nur gütig sein. Es sind jedoch Liebe und Haß nothwendig verbunden, und es wäre ungerecht, Gute und Böse auf gleiche Weise zu behandeln.

Die Stoiker und einige Andere sollen von der Gottheit viel besser gedacht haben; denn sie sagen, daß Gott Gnade, aber nicht Zorn innewohne. Es ist eine sehr gewinnende und populäre Rede, daß Gott von dieser Schwäche des Geistes frei sei, daß er, der nicht beleidigt werden kann, sich von Niemand für beleidigt halte, daß jene ruhige und heilige Majestät nicht aufgeregert und verwirrt werde und sich wahnsinnig geberde; Das sei nur der irdischen Gebrechlichkeit eigen. Denn sie nennen den Zorn eine Bewegung und Störung des Geistes, die Gott fremd sei. Der Zorn sei etwas Ungeziemendes; denn wenn er den Geist Jemand's ergreife, so erzeuge er wie ein heftiger Sturm so gewaltige Wogen, daß er die ganze Geistesstimmung verändere, daß die Augen erglühen, der Mund zittere, die Zunge stottere, die Zähne knirschen und das Gesicht bald der Andrang des Blutes röthe und bald weißliche Blässe entstelle.<sup>1)</sup> Wenn

1) Laktantius scheint die Lehre der Stoiker hauptsächlich nach den Schriften Seneca's dargestellt zu haben; vgl. über dessen Lehrsätze Döllinger, Heidenthum und Judenthum S. 574 u. 575.

also einem weisen und ernstern Manne der Zorn nicht ziemt, wie viel weniger schide sich für Gott eine so häßliche Veränderung! Und wenn ein mit Herrschergewalt ausgerüsteter Mensch aus Zorn in weiten Kreisen Schaden stifte, Blut vergieße, Städte zerstöre, Völker vernichte und ganze Provinzen verwüste, wie viel mehr müßte Gott, der über das ganze Menschengeschlecht und selbst über das Weltgebäude Gewalt habe, Alles zu Grunde gerichtet haben, wenn er zornig würde!

Daher müsse Gott ein so großes und verderbliches Übel ferne sein. Wenn er aber von der häßlichen und schädlichen Leidenschaft des Zornes und der Aufregung frei sei und Niemandem schade, so bleibe nur übrig, daß er milde, ruhig, gnädig und wohlthätig sei und erhaltend wirke. So erst könne er der gemeinsame Vater Aller und der Beste und Größte genannt werden, wie es sein göttliches und himmlisches Wesen verlange. Denn wenn es unter den Menschen für lobwürdig gilt, lieber zu nützen als zu schaden, zu beleben als zu tödten und zu retten als zu verderben; wenn die Harmlosigkeit nicht mit Unrecht unter die Tugenden gerechnet und, wer Solches thut, geliebt, bevorzugt, geehrt, durch alle Segenssprüche und Gelübde gefeiert und wegen seiner Verdienste und Wohlthaten für gottähnlich gehalten wird: so ziemt es sich, daß Gott selbst, der durch göttliche und vollkommene Tugenden hervorragt und von jeder irdischen Makel frei ist, nur durch göttliche und himmlische Wohlthaten sich um das ganze Menschengeschlecht verdient mache. Das ist schön und volksthümlich gesprochen und verlockt Viele, daran zu glauben; gleichwohl kommt dieser Glaube der Wahrheit näher, aber er gleitet nach einer Seite aus, weil sie die Natur der Sache zu wenig erwägen. Denn wenn Gott den Gottlosen und Ungerechten nicht zürnt, so liebt er gewiß auch die Gottesfürchtigen und Gerechten nicht. Daher ist der Irrthum Derjenigen, die Zorn und Gnade mit einander hinweg nehmen, folgerich-

tiger. Denn bei entgegengesetzten Dingen muß die Bewegung entweder nach beiden Seiten oder nach keiner erfolgen. Wer also die Guten liebt, der haßt auch die Bösen, und wer die Bösen nicht haßt, der liebt auch die Guten nicht; denn die Liebe zu den Guten kommt vom Hasse gegen die Bösen, und der Haß gegen die Bösen geht aus der Liebe zu den Guten hervor. Niemand liebt sein Leben, ohne den Tod zu hassen, und Niemand strebt nach Licht, wenn er nicht die Finsternisse flieht. Eine solche Verbindung besteht zwischen diesen Dingen, daß das Eine ohne das Andere nicht geschehen kann. Wenn ein Herr unter seiner Familie zwei Sklaven hat, einen guten und einen bösen, so haßt er gewiß nicht beide oder verleiht beiden Wohlthaten und Auszeichnung; denn wenn er Das thut, so ist er ungerecht und thöricht. Er redet daher im Gegentheil den guten freundlich an, zeichnet ihn aus und setzt ihn über sein Hausgesinde und all seine Habe; den bösen aber straft er durch Schmähworte, Schläge, Entblößung, durch Hunger, Durst und Fesseln: dieser soll den Uebrigen zum abschreckenden Beispiele dienen, sich nicht zu verfehlen, und Jener soll sie bestimmen, sich Verdienste zu sammeln, damit die Einen die Furcht im Zaume halte und die Anderen das Ehrgefühl ansporne. Wer also liebt, der haßt auch, und wer haßt, der liebt auch; denn es gibt Menschen, die man lieben, und solche, die man hassen muß. Und wie der Liebende Jenen Gutes erweist, die er liebt, so verhängt der Hassende Schlimmes über Jene, die er haßt; ein Beweis, der wegen seiner Wahrheit nicht umgestoßen werden kann. Die Ansicht Derjenigen, welche Gott die eine Eigenschaft zuschreiben und die andere absprechen, ist also nicht weniger richtig und falsch als die Annahme Derjenigen, die ihm beide absprechen. Aber die Ersteren irren, wie wir gezeigt haben, in einer Beziehung nicht, weil sie die bessere der beiden Eigenschaften festhalten. Diejenigen aber, welche die folgerichtige Wahrheit unseres Beweises überführt, verfallen dem größten Irrthume, da sie einen ganz falschen Satz aufgestellt haben.

Denn sie hätten nicht schließen sollen: „Weil Gott nicht zürnt, wird er auch nicht von Gnade bewegt,“ sondern so: „Weil Gott von Gnade bewegt wird, so zürnt er auch.“ Denn wenn es gewiß und unzweifelhaft gewesen wäre, daß Gott nicht zürne, dann müßte man auch die Gnade bestreiten. Da aber die Eigenschaft des Zornes mehr in Zweifel steht und die der Gnade fast sonnenklar feststeht, so ist es unsinnig, aus dem Ungewissen das Gewisse umstoßen zu wollen, da es entsprechender ist, vom Gewissen aus das Ungewisse festzustellen.

6. Laktantius kündigt seine Beweisführung für den Satz an, daß Gott sowohl Regungen des Zornes als der Gnade habe.

Dies sind die Ansichten der Philosophen über Gott; etwas Anderes hat Niemand mehr ausgesprochen. Da wir aber ihre Aussprüche hierüber falsch befunden haben, so bleibt uns nur die letzte Annahme übrig, in der allein die Wahrheit gefunden werden kann. Diese Behauptung aber, daß es folgerichtig sei, Gott zürne auch, wenn er von Gnade bewegt werde, ist von den Philosophen nie aufgenommen und nie vertheidigt worden. Diese Ansicht haben wir zu behaupten und zu vertreten. Denn darin ruht der Haupt- und Angelpunkt der Religion und der Frömmigkeit. Denn man hat Gott weder irgend eine Ehre zu erweisen, wenn er seinem Verehrer Nichts gewährt, noch braucht man ihn zu fürchten, wenn er dem Nichtverehrer nicht zürnt.<sup>1)</sup>

1) Das sagt Seneca de benefic. 4, 19 ausdrücklich.

7. Kein Philosoph hat je den wesentlichen Unterschied zwischen den Menschen und den Thieren geläugnet; denn schon die körperliche Stellung des Menschen räumt ihm den Vorzug ein. Gleichwohl kann man viele Ähnlichkeiten zwischen den Menschen und den Thieren aufstellen; nur in Einem Punkte, im religiösen Bewußtsein, besteht ein scharfer Gegensatz.

Es pflegt den Philosophen zu begegnen, was einem Wanderer begegnet, der den Weg nicht kennt und seine Unkenntniß nicht gestehen will, daß er nämlich herum irrt, während er die ihm Begegnenden zu fragen sich schämt. Obgleich aber auf diesem Wege die Philosophen oft durch Unkenntniß der Wahrheit von der Vernunft abgewichen und in unentwirrbare Irrthümer gerathen sind, so hat doch kein Philosoph je die Behauptung aufgestellt, daß zwischen dem Menschen und dem Thiere kein Unterschied bestehe, noch hat überhaupt Einer, der auch nur weise scheinen wollte, das vernünftige Geschöpf den stummen und unvernünftigen gleichgestellt. Das thun nur einige unwissende und thierähnliche Menschen, die sich dem Bauche und dem Vergnügen ausliefern wollen und daher behaupten, daß sie auf dieselbe Weise entstanden seien wie Alles, was athmet; das ist eine gottlose Rede von einem Menschen.<sup>1)</sup> Denn wer ist so unwissend, daß er nicht wüßte, und so unerfahren, daß er

1) Das Alterthum hat in seinen gelehrteren Vertretern diese Ansicht nicht geradezu behauptet, aber Sätze aufgestellt, die zu solchen Konsequenzen führen, wie z. B. die Längnung der Unsterblichkeit der Seele. Viele Vertreter der modernen Wissenschaft stellen sich aber ganz auf den Standpunkt der von Lactantius gerügten Verächter der menschlichen Würde.

nicht fühlte, es sei etwas Göttliches in dem Menschen? Ich will nicht reden von den Vorzügen des Geistes und des Talentes, worin der Mensch eine offenbare Verwandtschaft mit Gott besitzt. Erklärt nicht schon die Stellung des Leibes und die Gestalt des Gesichtes, daß wir den stummen Thieren nicht gleich sind? Die Natur der Thiere ist auf den Boden und auf das Futter gerichtet und hat mit dem Himmel, den sie nicht betrachtet, nichts Gemeinsames. Der Mensch aber ist durch seine aufrechte Stellung und durch sein in die Höhe gerichtetes Gesicht auf die Betrachtung der Welt angewiesen, richtet seinen Blick auf Gott und erkennt als Vernunft die Vernunft.

Desßhalb gibt es, wie Cicero sagt, ausser dem Menschen kein lebendes Wesen, das eine Kenntniß von Gott hätte.<sup>1)</sup> Denn der Mensch allein ist mit Weisheit ausgerüstet, so daß er allein die Religion kennt; und dieß ist der vorzüglichste oder einzige Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren. Denn die übrigen scheinbaren Eigenthümlichkeiten des Menschen können zwar nicht in derselben, aber doch in ähnlicher Gestalt an den Thieren wahrgenommen werden.<sup>2)</sup> Dem Menschen ist die Sprache eigenthümlich, aber auch die Thiere haben eine gewissermaßen ähnliche Sprache. Denn sie kennen sich gegenseitig an der Stimme; wenn sie zürnen, geben sie einen streitähnlichen Laut von sich, und wenn sie einander von der Ferne erblicken, so

1) Bgl. de legg. I, 8: „Ex tot generibus nullum est animal praeter hominem, quod haberet aliquam Dei notitiam.“

2) Die folgenden Ausführungen über Sprache, Affekt und Verstand der Thiere erinnert an die Auffassung mancher Naturforscher und Philosophen unserer Zeit, wie Brehm, Froeschammer im Athenäum II. Bd. Ich halte die Auffassung Alciuns in seiner Schrift: „Der Vogel und sein Leben“ für die richtige.

drücken sie den pflichtgemäßen Gruß durch ihre Stimme aus. Ihre Laute erscheinen uns, wie die unsrigen vielleicht auch ihnen, unartikulirt zu sein, aber für sie selbst, die sich verstehen, sind es Worte; in jeder Gemüthsstimmung lassen sie gewisse charakteristische Töne verlauten, um durch sie ihre Seelenverfassung anzuzeigen. Auch das Lachen ist dem Menschen eigenthümlich, und doch sehen wir auch an anderen lebenden Wesen gewisse Kennzeichen der Freude, da sie das lebhafteste Verlangen nach Spiel äussern, die Ohren streicheln, den aufgesperrten Mund verengen, die Stirne erheitern und muthwillig die Augen rollen. Was ist dem Menschen so eigenthümlich als Verstand und Vorsicht für die Zukunft? Und doch gibt es Thiere, welche an ihren Verstecken verschiedene Öffnungen in größerer Zahl anbringen, damit den Belagerten beim Eintritte einer Gefahr ein Ausgang zur Flucht offen stehe; das würden sie nicht thun, wenn sie nicht Verstand und Überlegung hätten. Andere sorgen für die Zukunft wie

„ — Ameisen große Haufen des Speites  
Pflandern, gedenkend des Winters, und rastlos unter ihr Dach  
thun,“

und Bienen, welche

„Allein kennen die Vaterstadt und bestimmte Penaten  
Und sich erinnernd der künftigen Zeit arbeiten im Sommer,  
Um den gemachten Erwerb in ihre Mitte zu bringen.“<sup>1)</sup>

Es würde zu weit führen, wenn ich Dasjenige weiter verfolgen wollte, was von den einzelnen Thierarten der menschlichen Thätigkeit nahe Verwandtes zu geschehen pflegt. Wenn also von all Dem, was gewöhnlich dem Menschen zugeschrieben wird, auch ein ähnliches Bild in den Thieren

1) Vgl. Virg. Aen. IV, 402 f.; Georg. IV, 155 ff.



wahrgenommen wird, so kann es offenbar nur die Religion sein, von der in den Thieren weder irgend eine Spur noch die entfernteste Ahnung aufgefunden werden kann. Denn der Religion ist die Gerechtigkeit eigenthümlich, die kein anderes Wesen berührt, da ja der Mensch allein herrscht, die übrigen Wesen aber sich instinktartig verbunden sind. Der Gerechtigkeit wird aber der Dienst Gottes zugeschrieben; wer Gott nicht aufnimmt, der ist der menschlichen Natur entfremdet und führt in der Gestalt eines Menschen ein thierisches Leben. Da wir uns aber von den übrigen lebenden Wesen fast nur dadurch unterscheiden, daß wir allein unter allen die göttliche Kraft und Gewalt fühlen, die übrigen Wesen aber keinen Begriff von Gott haben, so ist es gewiß unmöglich, daß in diesem Punkte das Thier weise oder der Mensch unsinnig sei, da ja dem Menschen wegen seiner Weisheit alle lebenden Wesen und die ganze Natur der Dinge unterworfen sind. Wenn also die Vernunft und der innere Gehalt des Menschen dadurch hervorragt und die übrigen Geschöpfe übertrifft, daß er allein von Gott Kenntniß erlangen kann, so kann offenbar die Religion in keiner Weise aufgelöst werden.

8. Wenn Gott sich den Menschen nicht gnädig erweisen kann, so ist die Gottesverehrung vergeblich, und wenn sein Zorn nicht den Frevler trifft, dann ist jede Schlechtigkeit ungestraft; hiemit fällt aber die ganze Religion.

Die Religion wird aber aufgelöst, wenn wir dem Epikur glauben, der sich folgendermaßen ausspricht:<sup>1)</sup>

---

1) Epikur verfaßte sehr viele Schriften, aber sie sind meistens verloren gegangen. Nur die kurzen Verse, in welchen seine Schül-

„Aller Götter Natur, nothwendig wird sie für sich sein,  
 Muß die unsterbliche Zeit im höchsten Frieden genießen,  
 Ferne den menschlichen Dingen und weit von ihnen gesondert.  
 Frei von jeglichem Schmerz und sicher gegen Gefahren  
 Ruht sie auf eigener Macht und bedarf nicht unserer Hilfe,  
 Wird nicht freudig berührt von Verdienst noch vom Zorne  
 betroffen.“

Hält er bei diesen Worten noch irgend welche Verehrung Gottes für nothwendig, oder stürzt er die ganze Religion um? Denn wenn Gott Niemand etwas Gutes erweist, wenn er den Gehorsam des Verehrers mit keiner Gnade lohnt, so gibt es nichts Nützlicheres und Thörichtereres, als Tempel zu bauen, Opfer darzubringen, Weihgeschenke zu machen und so seine Gabe zu verringern, um Nichts zu erlangen. Aber eine ausgezeichnete Natur muß man ehren! Welche Ehre sollte ihr gebühren, wenn sie unbekümmert und undankbar ist? Können wir Demjenigen in irgend einer Weise verpflichtet sein, der mit uns Nichts gemeinsam hat? „Wenn Gott so ist,“ sagt Cicero, „daß er den Menschen weder in Gnade noch in Liebe zugethan ist, so lebe er wohl! Denn was soll ich sagen, er möge gnädig sein, da er ja Niemand gnädig sein kann?“<sup>1)</sup> Wie könnte man sich verächtlicher gegen Gott ausdrücken? „Er lebe wohl“ sagte er, das heißt, er gehe und weiche von uns, da er doch Nie-

---

ler die Summe seiner Philosophie auswendig lernten, sind uns größtentheils erhalten. Obige Verse finden sich bei Lukretius de nat. rerum II, 245—50.

1) De nat. deor. I, 44. Die Erwähnung der Götter scheint unter den Worten: propitius sit gemacht worden zu sein. Cicero spricht häufiger von Gott als von den Göttern, obgleich er bezüglich des Götterdienstes sehr konservativ dachte.

mandem nützen kann. Wenn Gott weder selbst ein Geschäft hat noch eines aufträgt, warum sollten wir uns nicht vergehen, so oft wir vor der Entdeckung durch die Menschen sicher sind und die öffentlichen Gesetze umgehen können? Wo uns immer die günstige Gelegenheit unentdeckt zu bleiben lächelt, da wollen wir für unser Vermögen Sorge tragen, wir wollen ohne oder mit Blutvergießen fremdes Gut an uns reißen, wenn wir außer den Gesetzen Nichts weiter zu scheuen haben.

Da Epikurus solche Vorstellungen hegt, zerstört er die Religion von Grund aus; ist aber diese vernichtet, so geräth das Leben in unsägliche Verwirrung. Wenn aber die Religion nicht aufgehoben werden darf, um die Weisheit, unser Unterscheidungszeichen von den Thieren, und die Gerechtigkeit, den Hort des gesellschaftlichen Lebens, zu bewahren, so fragt es sich, wie die Religion selbst ohne das Motiv der Furcht erhalten und bewahrt werden könne. Denn was man nicht fürchtet, das verachtet man: ein Gegenstand der Verachtung wird aber gewiß nicht verehrt. Daher kommt es, daß Religion, Majestät und Ehre nur bei Furcht besteht; es gibt aber dort keine Furcht, wo Niemand zürnt.<sup>1)</sup> Mag man also Gott die Gnade oder den Zorn oder beide entziehen, so fällt nothwendig die Religion; ohne diese aber wird des Menschen Leben von Thorheit, Laster und Grausamkeit erfüllt. Das Gewissen ist ein mächtiger Zügel für uns Menschen, wenn wir überzeugt sind, daß wir im Angesichte Gottes leben, und glauben, daß man dort oben nicht bloß unsere Handlungen sehe, sondern daß von Gott auch unsere Gedanken und Reden wahrgenommen werden. Aber

---

1) Nach Döllinger a. a. O. erklärt Seneca Sühnungen, Gebete, Götterdienste für vergeblich und für Tröstungen eines kranken Geistes; quaest. nat. 2, 35.

Dieß zu glauben frommt, wie Einige behaupten, nicht um seines Wahrheitsgehaltes, sondern um seines Nutzens willen, weil die Gesetze das Gewissen nicht bestrafen können, wenn nicht von obenher eine gewisse Furcht bestände, um die Sünden zurückzuhalten. Daher gibt es keine Religion und keine Gottheit, sondern Alles ist von klugen Männern erdichtet worden, um ein besseres und schuldloseres Leben zu befördern! Das ist eine wichtige und unserem Gegenstande fremde Frage; weil sie sich aber naturnothwendig aufgedrängt hat, müssen wir sie wenigstens in Kürze berühren.

9. Die ältesten Philosophen glaubten an Gott und seine Vorsehung, ebenso Sokrates, Plato und ihre Schulen. Epikurus läugnerte zuerst die Vorsehung, und Spätere waren offene Gottesläugner.

Während die Ansichten der Philosophen der früheren Zeit bezüglich der Vorsehung übereinstimmten und kein Zweifel bestand, daß die Welt von Gott und der Vernunft ausgebildet worden sei und von der Vernunft geleitet werde, trat zuerst unter Allen zur Zeit des Sokrates Protagoras mit der Behauptung auf, es sei ungewiß, ob es Götter gebe oder nicht.<sup>1)</sup> Diese seine Behauptung wurde für so gott-

---

1) Protagoras sagte: „Ueber die Götter weiß ich Nichts, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind; die Unklarheit des Gegenstandes sowohl als die Kürze des menschlichen Lebens verhindert jede Kenntniß von den Göttern.“ Protagoras starb auf der Flucht. Schon vor Protagoras war von den Athenern Anaxagoras wegen Gotteslästerung in den Kerker geworfen worden und nach Lampsakus entflohen, wo er 425 starb.

los, unwahr und irreligiös gehalten, daß ihn die Athener aus ihrem Gebiete verbannten und seine daßbezüglichen Bücher öffentlich auf dem Markte verbrannten. Da er jedoch nichts Bestimmtes ausgesprochen hat, ist es unnöthig, seine Ansicht zu erörtern. Nachher haben Sokrates, sein Schüler Plato und Alle, welche aus der Schule Plato's wie Bäche nach verschiedenen Richtungen hin entstanden, die Stoiker und Peripatetiker, dieselbe Ansicht wie die früheren Philosophen entwickelt.<sup>1)</sup>

Später aber behauptete Epikurus, daß es zwar einen Gott gebe, weil in der Welt etwas Hervorragendes, Ausgezeichnetes und Seliges nothwendig sei, daß es aber keine Vorsehung gebe; daher sei die Welt nicht durch Vernunft, Kunst oder irgend eine Thätigkeit ausgestaltet worden, sondern aus gewissen kleinen und untheilbaren Samenkörnern sei das ganze Wesen der Dinge zusammengefügt.<sup>2)</sup> Einen größeren Widerspruch kann es kaum geben. Denn wenn es einen Gott gibt, muß er als Gott vorsehen; denn wenn er nicht das Vergangene merkt, das Gegenwärtige weiß und das Zukünftige voraussieht, so kann ihm doch die Gottheit nicht zugeschrieben werden. Da er nun die Vorsehung in Abrede gestellt hat, so hat er damit auch das Dasein Got-

---

1) Aus Sokrates' Schule, der 400 vor Christus starb, gingen die Schulen des Hedonikers Aristippus, des Antisthenes und der Epiker und der dialektischen Megariker hervor. Die erste führte zum Epikuräismus, die zweite zur Stoa, die dritte zum Scepticismus. Aus der Schule Plato's stammen die Aristoteliker und die Akademiker. Die Akademiker, Peripatetiker und Stoiker erkannten eine göttliche Intelligenz und Vorsehung an, Aristippus und Epikur bezweifelten dieselbe.

2) In der Physik schloß sich Epikur eng an die ältere Atomistik an, die wir später kennen lernen werden.

tes geläugnet. Wenn er aber das Dasein Gottes bekennt, so hat er zugleich die Existenz einer Vorsehung eingeräumt; denn das Eine kann ohne das Andere weder bestehen noch begriffen werden. Aber in den späteren Zeiten, als die Philosophie ihre Blüthezeit schon hinter sich hatte, trat ein gewisser Diagoras aus Melos auf,<sup>1)</sup> der die Existenz Gottes ganz läugnete und wegen dieser Behauptung Atheist genannt wurde; ebenso Theodoros von Cyrene.<sup>2)</sup> Da Beide keine neuen Behauptungen aufstellen konnten, weil Alles schon gesagt und aufgefunden worden war, so wollten sie lieber im vollsten Gegensatze zur Wahrheit Dasjenige läugnen, worin die Früheren insgesamt unzweideutig einverstanden waren. Das sind die Männer, welche die viele Jahrhunderte hindurch von so vielen geistreichen Köpfen behauptete und vertheidigte Vorsehung verläumdeten. Was nun? Sollen wir diese geistlosen Philosophen mit Vernunftgründen oder durch die Autorität hervorragender Männer oder vielmehr auf beide Arten widerlegen? Wir müssen uns jedoch beeilen, damit unsere Rede nicht zu weit vom Stoffe abschweife.

---

1) Diagoras von Melos lebte nicht nach der Zeit der Blüthe der Philosophie, sondern war Zeitgenosse des Sokrates. Er war Atomist und folgerichtig Gottesläugner; wegen Profanation der Mysterien verhiessen die Athener Jedem, der ihn tödte, ein Talent, und wer ihn lebendig nach Athen ausliefere, zwei Talente.

2) Theodoros von Cyrene lebte am Hofe des Ptolemäus Lagi in Alexandrien, um das Jahr 300, wurde von diesem Könige selbst als Gesandter an Pysimachus abgeordnet. Er gehört zur Cyrenäischen Schule des Aristippus. Die Argumentation des Laktantius ist theilweise schon durch die Chronologie hinfällig, abgesehen davon, daß, etwa von Plato und Aristoteles abgesehen, Gott und seine Vorsehung im pantheistischen Sinne einer vernünftigen Naturnothwendigkeit aufgefaßt wurden.

10. Die Atomistik kann aus ihren unsichtbaren und untheilbaren Körpern die Entstehung der sichtbaren, wohlgeordneten Welt und der vernünftigen Geschöpfe nicht erklären. Ebenso wenig kann von diesem Standpunkte aus die geistige Natur und ihre Wirksamkeit sowie eine Vorsehung begriffen werden; zudem steht sie mit der Lehre der größten Philosophen in Widerspruch.

Diejenigen, welche läugnen, daß die Welt durch die göttliche Vorsehung gemacht worden sei, behaupten, sie sei durch die zufällige Vereinigung der Prinzipien zusammen gewachsen oder plötzlich durch die Natur entstanden; die Natur selbst aber trage nach Straton<sup>1)</sup> die Kraft, zu zeugen und zu zerstören, in sich, aber sie habe weder Gefühl noch eine Gestalt, damit wir einsehen möchten, daß Alles gleichsam von freien Stücken, ohne Künstler und ohne Urheber erzeugt worden sei. Beide Sätze sind nichtig und unmöglich. Aber so pflegt es Jenen, welche die Wahrheit nicht kennen, zu begegnen, daß sie lieber alles Mögliche ersinnen als den Anforderungen der Vernunft entsprechen. Bezüglich jener kleinen Samen, durch deren zufälliges Begegnen die ganze Welt sich verbunden haben soll, stelle ich zunächst die Frage, wo sie seien, oder woher sie stammen. Wer hat sie je gesehen, gefühlt oder gehört? Oder hatte Leukippos allein Augen und allein einen Sinn?<sup>2)</sup> Aber dieser Mann war gewiß der allerblindeste und unsinnigste, da er Behaup-

---

1) Straton von Lampsakus, der Erzieher des Königs Ptolemäus Philadelphus (284—246), verwarf zwar die Atomenlehre Demokrits, aber er läugnete jede Thätigkeit Gottes und schrieb Alles den Kräften der Natur zu; Döllinger, Heidenthum S. 317 u. 318.

2) Leukippos und sein fast gleichzeitiger Schüler Demokritos von Abdera, geb. 460, sind die Begründer der älteren Atomistik, die meines Wissens von Laktantius im Nachfolgenden richtig ge-



tungen aufstellte, die weder ein Kranker im Delirium farseln noch ein Schläfer erträumen könnte.

Die alten Philosophen behaupteten, daß Alles aus den vier Elementen bestehe.<sup>1)</sup> Das wollte er nicht zugeben, um nicht den Anschein zu geben, als trete er in fremde Fußtapfen. Daher wollte er für die Elemente selbst andere Anfangsgründe aufstellen, die weder gesehen noch berührt noch mit einem Theile des Körpers wahrgenommen werden könnten. Sie sind nach seiner Aussage so klein, daß sie mit dem allerschärfsten Eisen nicht zerschnitten oder getheilt werden können; daher legte er ihnen den Namen „Atome“ bei. Wenn aber alle ein und dieselbe Natur hätten, so könnten sie nicht, wie er wohl merkte, verschiedene Dinge verursachen und zwar von solcher Mannigfaltigkeit, wie wir sie in der Welt sehen. Daher sagte er, sie seien glatt und raub und rund und eckig und haufenförmig. Wie viel besser wäre es gewesen, stumm zu sein, als für einen so erbärmlichen und nichtigen Gebrauch die Gabe der Sprache zu besitzen, und fast fürchte ich, wer Solches widerlegen zu müssen glaubt, möchte nicht weniger unsinnig erscheinen! Gleichwohl wollen wir ihm als einem Manne, der Etwas behauptet, antworten. Wenn seine Atome glatt und rund sind, so können sie sich nicht gegenseitig ergreifen, um irgend einen Körper zu bilden; wenn Einer zum Beispiel Hirse in eine feste Verbindung zusammen bringen wollte, so würde schon die Glätte der Körner keine Verbindung der Masse gestatten. Wenn aber seine Atome, um sich zu verbinden,

schildert wird. Den Umstand, daß die Atome, weil sie sich nicht senkrecht bewegen, zusammen kommen, scheint er übersehen zu haben.

1) Laktantius weist auf die Naturphilosophen der Griechen hin, von denen Thales dem Wasser, Anaximenes der Luft und Heraclit dem Feuer die Hauptthätigkeit in der Weltbildung zuschreibt. Die Herrschaft dieser Philosophie fällt zwischen 600 u. 500 v. Chr.

rauh und edig und hackenförmig sind, dann sind sie folgerichtig theilbar und trennbar; denn man muß wenigstens die hervorstehenden Ecken und Hacken abschneiden können.

Was aber abgeschnitten und getrennt werden kann, wird gesehen und festgehalten werden können. Diese Körper, sagte er, fliegen im leeren Raume in ruhelofer Bewegung umher und werden bald hieher und bald dorthin getragen, wie wir Das an den kleinen Stäubchen wahrnehmen, wenn die Sonne ihre Strahlen und ihr Licht durch ein Fenster sendet. Aus ihnen entstehen Bäume, Kräuter und alle Früchte, aus ihnen werden die Thiere, das Wasser, das Feuer und alle Dinge erzeugt und lösen sich wiederum in dieselben auf. Das läßt sich hören, so lange es sich um kleine Dinge handelt. Aber aus ihnen soll auch die Welt selbst zusammengewachsen sein! Damit hat er das Bollmaß vollendeten Wahnsinnes erreicht; denn eine weiter gehende Behauptung scheint unmöglich zu sein! Aber Jener fand doch noch Etwas beizufügen! Weil Alles unermesslich ist, sagte er, und Nichts leer bleiben kann, so muß es also unzählige Welten geben. Wie groß muß die Kraft der Atome sein, daß aus so kleinen Körpern sich unermessliche Massen formen? Aber zuerst frage ich, welches der Grund oder Ursprung jener Samen sei. Wenn Alles von ihnen stammt, woher sollen sie denn selbst kommen? Welche Natur bot einen so reichen Vorrath, um daraus unzählige Welten zu machen? Wir wollen ihn jedoch ungestraft von unzähligen Welten fabeln lassen und nur über die Welt sprechen, auf der wir leben, und die wir sehen. Er sagt, daß Alles aus untheilbaren Körperchen entstehe.

Wenn Dem so wäre, so bedürfte kein Wesen je eines Samens seiner Art. Ohne Eier würden die Vögel geboren und ohne Egen die Eier; ebenso entstünden die übrigen lebenden Wesen ohne Geschlechtsgemeinschaft, die Bäume, und was aus der Erde erzeugt wird, hätten nicht ihren eigenthümlichen Samen, den wir täglich behandeln und säen. Warum entsteht aus dem Getreide die Saat und umgekehrt aus der Saat das Getreide? Wenn endlich das

Zusammentreffen und Aneinanderschließen der Atome Alles hervorbrächte, so würde Alles in der Luft wachsen, da ja die Atome im leeren Raume herumfliegen. Aber warum können ohne Erde, ohne Wurzeln, ohne Feuchtigkeit und ohne Samen weder Kräuter noch Bäume noch Früchte entstehen und wachsen? Daher ist klar, daß aus den Atomen Nichts entstehe, da ja jedes Ding seine eigenthümliche und bestimmte Natur, seinen eigenen Samen und sein ihm vom Anfange an gegebenes Gesetz hat. Dann hat Lukretius<sup>1)</sup> die von ihm aufgestellten Atome vergessen und zur Widerlegung Derjenigen, die behaupten, es entstehe Alles aus Nichts, Beweise gebraucht, die gegen ihn selbst Geltung haben. Denn er drückte sich so aus:

„Denn wenn Alles entsteht aus dem Nichts, so könnte von  
Allem

Kommen ein jedes Geschlecht und Nichts bedürfte des Sa-  
mens.“

Ebenso sagt er später:

„Nichts wird also dem Nichts entstehen, wie Alle bekennen  
Müssen; denn jegliches Ding braucht seinen eigenen Samen,  
Um von demselben erzeugt in den sanften Lüften zu leben.“

Wer sollte es glauben, daß dieser Mann ein Gehirn gehabt habe, da er solche Dinge behauptete und nicht sah, daß sie mit seinen eigenen Ansichten im Widerspruche seien? Denn daß Nichts durch die Atome entstehen könne, ist daraus klar, weil der Same eines jeden Dinges ein fest bestimmter ist, wenn wir nicht etwa glauben, daß die Natur des Feuers und des Wassers von den Atomen stamme. Wie kommt es, daß aus einem ganz harten und starren

---

1) L. c. I, 160sq; 206sq. Lukretius, ein begabter Dichter der Römer, ist der älteste Philosoph unter den Römern. In seinem Gedichte de natura schließt er sich eng an Epikur an, der auch Atomist ist. Er starb erst 45 Jahre alt durch eigene Hand; vergl. Döllinger a. a. O. S. 568.

Stoffe, wenn er im heftigen Schlage getroffen wird, Feuer geschlagen wird? Sind im Eisen oder im Steine Atome verborgen? Wer hat sie eingeschlossen, oder warum leuchten sie nicht freiwillig hervor, oder wie konnten Feuerfunken in einem so kalten Stoffe bleiben?

Ich übergehe Stein und Eisen. Wenn du ein gläsernes rundes Behältniß voll Wasser an die Sonne hältst, so wird von dem vom Wasser zurückstrahlenden Lichte auch bei der ärgsten Kälte Feuer entzündet. Müssen wir also glauben, daß auch im Wasser Feuer sei? Gleichwohl kann das Feuer nicht einmal im Sommer von der Sonne angezündet werden. Wenn du Wachs anhauchst, oder wenn ein wenig Dampf Etwas berührt, Musivarbeit aus Marmor oder eine Platte, so wächst allmählig das Wasser durch die kleinsten Tropfen. Ebenso entsteht die Ausdünstung der Erde oder des Meeres, der Nebel; dieser breitet sich entweder aus und befeuchtet, was er berührt, oder er sammelt sich und wird vom Winde auf steile Berge hinauf gejagt, verdichtet sich in Wolken und ergießt dann heftigen Regen. Wo sollen also diese Flüssigkeiten entstanden sein? Im Dampfe oder im Nebel oder im Winde? In Demjenigen aber, was weder berührt noch gesehen werden kann, kann Nichts entstehen. Was soll ich von den Thieren sagen, in deren Körpern wir Nichts ohne vernünftigen Grund, ohne Ordnung, ohne Zweckmäßigkeit und Schönheit gebildet sehen? Das gilt so sehr, daß die sorgfältigste und eingehendste Beschreibung aller Theile und Glieder Glück und Zufall ausschließt. Wir wollen indessen annehmen, daß Glieder, Knochen, Nerven und Blut aus Atomen zusammen wachsen können. Durch welche Samen können dann Gefühl, Denken, Gedächtniß, Geist und Talent zusammengesetzt werden? „Durch die kleinsten,“ sagt er.<sup>1)</sup> Es gibt demnach auch größere; aber wie sind sie untheilbar?

---

1) Die Atomistik läßt die Seele durch die feinsten Atome gebildet werden, läugnet aber consequent ihre Unsterblichkeit.

Wenn aber das Unsichtbare aus Unsichtbarem entsteht, so stammt das Sichtbare aus Sichtbarem; warum sieht es also Niemand? Mag man aber das Unsichtbare im Menschen betrachten oder das Tastbare, Sinnenfällige, so sieht doch Jedermann, daß beide durch Vernunft bestehen. Wie können also unvernünftig sich verbindende Atome etwas Vernünftiges bewirken? Denn wir sehen, daß es auf der ganzen Welt kein Wesen gebe, das nicht große und wunderbare Vernunft in sich schlosse. Das muß als etwas den Sinn und die Geisteskraft des Menschen Überscheidendes mit vollem Rechte der göttlichen Vorsehung zugeschrieben werden. Der Verstand und die Kunst des Menschen verfertigen eine Bildsäule, der Mensch selbst aber sollte aus zufällig sich treffenden Trümmern entstehen? Und welche Ähnlichkeit findet sich in einer bildlichen Darstellung, da die höchste Meisterkunst nur den Schatten und die äusseren Umrisse des Leibes nachahmen kann? Konnte die menschliche Thätigkeit ihrem Werke irgend eine Bewegung oder Gefühl verleihen? Ich übergehe den Gebrauch der Augen, der Ohren, der Nase und den wunderbaren Nutzen der übrigen Glieder, mögen sie sichtbar hervortreten oder verborgen sein. Welcher Künstler konnte das Herz des Menschen oder seine Stimme oder seine Weisheit selbst bilden? Glaubt also irgend ein vernünftiger Mensch, daß Das durch das Zusammentreffen planlos zusammenhängender Atome habe bewirkt werden können, was der Mensch mit Vernunft und Überlegung nicht bewerkstelligen kann? Du siehst, in welchen aberwitzigen Behauptungen sie gerathen sind, da sie Gott die Schöpfung und Leitung der Welt nicht einräumen wollen.

Gleichwohl wollen wir ihnen einräumen, daß das Irdische aus Atomen entstehe; gilt Dieß aber auch vom Himmlischen? Sie behaupten, daß die Götter unverweslich, ewig und selig seien, und räumen ihnen allein das Vorrecht ein, daß sie nicht aus dem Zusammenflusse der Atome gebildet zu sein scheinen.<sup>1)</sup> Denn wenn auch die Götter aus ihnen

1) Nach Epitür sind selbst die Götter aus Atomen gebildet;

bestünden, so wären sie der Gefahr, zerstreut zu werden, ausgesetzt, wenn einmal die Samen sich auflösen und in den Naturstand zurückkehren. Wenn es nun doch Etwas gibt, was die Atome nicht bewirkt haben, warum sollten wir nicht die übrigen Dinge auf dieselbe Weise würdigen? Ich stelle die Frage, warum sich die Götter nicht eine Wohnung gebaut haben, bevor jene Urfänge die Welt zeugten? Natürlich, wenn die Atome nicht zusammengetreten wären und den Himmel gemacht hätten, so würden die Götter bis zur Stunde mitten in der Luft hängen. Nach welchem Plane und mit welcher Einsicht haben sich also von der wirren Masse weg die Atome so gesammelt, daß von den einen die Erde unten geformt und von anderen der Himmel darüber ausgespannt wurde? der Himmel, der durch eine solche Mannigfaltigkeit von Gestirnen ausgezeichnet ist, daß nichts Schöneres je erbacht werden könnte? Beim Anblicke so großer und so schöner Werke sollte Jemand denken, solche Wunderwerke seien ohne Plan, ohne Vorsicht, ohne göttliche Einsicht gemacht worden, sondern aus feinen und kleinen Atomen zusammen gewachsen? Ist es nicht einem Wunder ähnlich, daß ein Mensch geboren wurde, der Solches behauptete, oder Einer entstand, der es glaubte, wie Demokritus, sein Schüler, oder Epikurus, in welchen der ganze Wahnsinn aus der Quelle des Leukippos sich ergoß? Aber wie Einige sagen, ist die Welt von der gefühl- und gestaltlosen Natur geschaffen worden. Das ist aber noch viel abgeschmackter. Wenn die Natur die Welt gemacht hat, so muß sie dieselbe nach einem Plane und mit Einsicht gemacht haben; denn Derjenige macht Etwas, der den Willen oder das Wissen hat, Etwas zu machen. Wenn sie aber weder Gefühl noch Gestalt hat, wie kann von ihr Etwas gemacht werden, was Gefühl und Gestalt hat? Es müßte

---

trotzdem haben sie zwar Menschengestalt, aber keine festen Körper und sind unsterblich. Daher scheint die Beweisführung des Laktantius nicht ganz stringent zu sein.



denn Jemand etwa glauben, die so fein durchdachte Bildung der Thiere habe von einem gefühllosen Wesen gemacht und belebt werden können, oder die Schönheit des Himmels, die so vorsorglich auf den Nutzen der Lebenden berechnet ist, sei ohne Schöpfer und ohne Künstler durch irgend einen Zufall plötzlich entstanden.

Wenn es Etwas gibt, sagt Chrysippus,<sup>1)</sup> das solche Dinge schafft, die der mit Vernunft begabte Mensch nicht schaffen kann, so muß es gewiß größer, stärker und weiser sein als der Mensch. Der Mensch kann aber Himmlisches nicht schaffen, daher übertrifft das Wesen, das dieses macht oder gemacht hat, den Menschen an Kunstfertigkeit, Überlegung, Klugheit und Macht. Das kann nur Gott sein! Wenn die Natur, die Jene für die Mutter aller Dinge halten, keinen Verstand hat, so kann sie Nichts bewirken und Nichts unternehmen. Denn wo keine Denkkraft ist, da ist weder Bewegung noch Thatkraft. Wenn sie aber Überlegung anwendet, um Etwas anzufangen, Verstand, um es zu ordnen, Kunst, um es in's Werk zu setzen, Kraft, um es zu vollenden, und Macht, um es zu regieren und zusammenzuhalten, warum nennt man sie lieber Natur als Gott? Oder wenn die Vereinigung der Atome oder die geistlose Natur alles Sichtbare gemacht hat, so frage ich, warum sie den Himmel machen konnte, aber nicht eine Stadt oder ein Haus, und warum sie Berge von Marmor gemacht hat, ohne Säulen und Bilder zu machen. Es hätten doch wenigstens die Atome zu einem solchen Werke zusammentreten sollen, da sie keine Stellung unversucht lassen. Von der geistlosen Natur ist es nicht zu verwundern, daß sie solche Schöpfungen vergaß. Was nun? Als Gott das Werk der

1) Chrysippus lebte von 274—207. Er hat die von Zeno um das Jahr 300 begründete stoische Lehre in systematische Ordnung gebracht und gegen siebenhundert Schriften verfaßt. Man sagte von ihm: „Wenn Chrysippus nicht wäre, so würde die Stoa nicht sein.“



Welt begann, dem bezüglich der Ordnung nichts Durchdachteres, bezüglich des Nutzens nichts Zweckmäßigeres, hinsichtlich der Schönheit nichts Schmuckvolleres und hinsichtlich des Umfanges nichts Größeres verglichen werden kann, so hat er sicherlich selbst Dasjenige gemacht, was von Menschen nicht hätte gemacht werden können. Darunter befand sich auch der Mensch selbst, dem er einen Theil von seiner Weisheit gab, den er, soweit es sich mit der irdischen Gebrechlichkeit vertrug, mit Vernunft ausrüstete, damit er sich selbst das für seinen Gebrauch Nothwendige mache.

Wenn es aber im Staate dieser Welt, um mich so auszudrücken, keine Vorsehung gibt, die ihn regiert, und keinen Gott, der ihn verwaltet, und wenn es in der ganzen Natur der Dinge keinen vernünftigen Sinn gibt, woher soll dann der so geschickte und verständige Menscheng Geist entstanden sein? Der Leib des Menschen ist aus Erde (humor) gebildet worden, und daher hat der Mensch seinen Namen (homo) empfangen. Daher kann der weise Geist, der Lenker des Leibes, dem alle Glieder als ihrem Könige und Herrscher gehorchen, der nicht erblickt und erfaßt werden kann, nur von einer weisen Natur her in den Menschen gekommen sein. Wie aber der vernünftige Geist jeden Leib leitet, so Gott die Welt: denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Kleines und Niedriges ein Regiment führe und das Größte und Höchste keines besitze. Daher sagt Marcus Cicero in seinen Tusculanen<sup>1)</sup> und in der Consolatio: „Für die Seelen läßt sich ein irdischer Ursprung nicht nachweisen. Denn in den Seelen gibt es nichts Gemischtes oder Zusammengewachsenes, Nichts, was den Stempel irdischen Ursprunges oder irdischer Bildung an sich trüge; nicht einmal etwas Flüssiges oder Lustartiges oder Feueriges läßt sich wahrnehmen. Denn diese Wesen schließen Nichts in sich, was Gedächtniß-, Geistes- und Denkraft hätte, und was Vergangenes merken, Zukünftiges vorhersehen und Gegenwärtiges

---

1) Tuscul. I, 27.

tiges umfassen könnte; das sind ausschließlich göttliche Thätigkeiten. Daher ist es immer unfindlich, wie sie anderswoher als von Gott aus in den Menschen kommen könnten.“ Wenn wir also von drei oder vier eiteln Verleumdern absehen, so steht allgemein fest, daß die Welt durch die göttliche Vorsehung regiert werde, wie sie auch von Gott erschaffen worden ist.<sup>1)</sup> Niemand wird die Ansicht des Diagoras und Theodoros oder die nichtige Erfindung des Leukippos und die Leichtfertigkeit des Demokritus und Epikurus dem Ansehen der bekannten sieben Weisen oder des Pythagoras, Sokrates, Plato und der übrigen Philosophen vorziehen; diese haben aber an eine göttliche Vorsehung geglaubt. Dem zufolge ist auch die Behauptung falsch, daß die Religion, um Furcht und Schrecken zu erregen, von den Weisen eingeführt worden sei, damit sich unwissende Menschen von Sünden enthalten möchten.

Wenn das Letztere richtig wäre, so wären wir von den alten Weisen genarrt worden. Haben sie aber, um uns und das ganze Menschengeschlecht zu täuschen, die Religion erfunden, so waren sie nicht weise, weil ein Weiser nicht lügen kann. Doch mögen sie Weise gewesen sein; aber welch

---

1) Die antike Philosophie dachte den Stoff ewig und legte Gott nur die Bildung der Welt bei. Aber zwischen dem Gotte des Theismus und des Pantheismus ist ein großer Unterschied. Während Sokrates, Plato und Aristoteles theistische Anlänge bieten, ist die stoische Lehre ganz pantheistisch. Ihr Gott ist die bewegende und gestaltende Kraft in der Natur, die vernünftige Weltseele. Sein Schaffen ist demnach nicht äussere Thätigkeit, sondern Entwicklung von innen heraus, und seine Vorsehung wesentlich identisch mit einer von Anfang her berechneten Nothwendigkeit. Daß Gott das Böse verbiete und bestrafe, lehrt die Stoa nicht im Interesse des Systemes, sondern des Nutzens wegen. Die neuere Akademie, der auch Cicero zuneigt, begründet von Arkesilaos um 300 und besonders polemisch gegen die Stoa von Karneades (214—129) vertreten, kennt nur mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen, keine Gewissheit.

glücklichen Erfolg hatte ihre Lüge, daß sie nicht bloß unwissende Menschen, sondern einen Plato und Sokrates täuschten und den Pythagoras, Zeno und Aristoteles, die Begründer hochberühmter Philosophenschulen, so leicht foppten!<sup>1)</sup> Es gibt aber, wie die genannten Männer glaubten, eine göttliche Vorsehung, durch deren Kraft und Gewalt alles Sichtbare erschaffen wurde und regiert wird. Die Vernunft selbst erklärt, daß die unermessliche Größe der Natur, ihre treffliche Organisation und ihr consequentes Einhalten der Ordnung und Zeit ohne einen vorsichtigen Künstler weder einmal hätte entstehen können, noch so viele Jahrhunderte ohne einen mächtigen Bewohner bestehen noch ohne einen erfahrenen und denkenden Regenten beständig regiert werden könnte. Denn was existirt und Vernunft hat, das muß durch Vernunft entstanden sein. Die Vernunft kommt aber einem denkenden und weisen Wesen zu, und das denkende und weise Wesen kann nur Gott sein. Da nun die Welt Vernunft in sich trägt, durch die sie regiert wird und besteht, so ist sie folgerichtig von Gott erschaffen worden. Wenn aber Gott der Schöpfer und Lenker der Welt ist, so ist die Religion nach Wahrheit und Recht eingeführt worden; denn dem Urheber der Dinge, dem gemeinsamen Vater Aller, gebührt Ehre und Anbetung.

---

1) Pythagoras, geb. 569, ist Begründer der berühmten Schule der Pythagoräer. In ihr fand die Religion und ihr Dienst besondere Pflege; sein System ist aber pantheistisch. Die Neupythagoräer oder Neuplatoniker, von Plotinus (205–270 n. Chr.) vorzugsweise repräsentirt, nahmen vom Pythagoräismus meist Kultformen und Sittenlehren auf. Zeno, der Begründer der Stoa, lebte von 340–260 vor Christus. Der berühmte Schüler Plato's, Aristoteles, lebte von 384–322 und ist der Begründer der peripatetischen Philosophie, die vorzugsweise im Mittelalter gepflegt wurde.

11. Nach der Natur des göttlichen Wesens kann es nur einen Gott geben. Die Götter der Heiden waren nach dem Zeugnisse der ältesten Schriftsteller Menschen. Die heidnischen Philosophen und Dichter sprechen sich für die Einheit Gottes aus.

Weil über die Vorsehung kein Zweifel mehr besteht, haben wir noch darüber zu belehren, ob dieselbe Vielen oder nur Einem gläubig zuzuschreiben sei. Wir glauben, in unseren Institutionen zur Genüge bewiesen zu haben,<sup>1)</sup> daß es nicht viele Götter geben könne; denn wenn die göttliche Macht und Gewalt auf Viele vertheilt würde, so müßte sie vermindert werden. Was vermindert wird, das ist sicherlich sterblich; wenn aber Gottes Macht nicht sterblich ist, so kann sie weder vermindert noch vertheilt werden. Demnach gibt es nur einen Gott; denn in ihm ist die vollendete Macht und Gewalt, die weder einer Minderung noch einer Vermehrung fähig ist. Gibt es mehrere Götter, so verliert das Ganze, da Einzelne einen Theil der Gewalt und der Gottheit besitzen; und Einzelne können auch nicht das Ganze, Mehreren Gemeinsame besitzen, denn Jedem fehlt soviel, als die Übrigen haben. In dieser Welt kann es so wenig viele Regenten geben, als es in einem Hause viele Herren, auf einem Schiffe viele Kapitäne, in einer Heerde großen oder kleinen Viehes viele Führer und in einem Bienenschwarme viele Königinnen gibt. Nicht einmal am Himmel konnte es viele Sonnen geben, ebenso wenig mehrere Seelen in einem Leibe, so sehr herrscht in der ganzen Natur das Gesetz der Einheit. Wenn aber die Welt

---

1) Das erste Buch der Institutionen de falsa religione ist dem Nachweise der Einheit Gottes gewidmet. Die zweite Hälfte des Buches bespricht eingehend die Mythologie (Ursprung des Götzendienstes).

„Innerhalb nähret der Geist und die ganze Masse bewegt  
Eingegossen der Geist und dem großen Körper sich beimischt,“

so erhellt aus dem Zeugnisse des Dichters,<sup>1)</sup> daß die Welt nur einen Gott zum Bewohner habe, da ja jeder Körper nur von einem Geiste bewohnt und geleitet werden kann. Daher muß ein Einziger die ganze göttliche Macht besitzen und auf seinen Wink und Befehl Alles regiert werden. Er ist daher zu groß, als daß sein Wesen von einem Menschen mit Worten dargelegt oder mit seinen Sinnen bemessen werden könnte.

Wie sind nun die Menschen zur Überzeugung von dem Dasein vieler Götter gekommen? Unzweifelhaft waren alle Diejenigen, die als Götter verehrt wurden, Menschen und zwar die ersten und größten Könige. Jedermann weiß, daß ihnen wegen der Tugend, durch die sie dem Menschengeschlechte genützt hatten, göttliche Ehren erwiesen wurden, oder daß sie wegen wohlthätiger Erfindungen, durch welche sie das menschliche Leben bildeten, unsterbliches Andenken erlangt haben. Dieß gilt von Männern und von Frauen. Das lehren die ältesten griechischen Schriftsteller, die Theologen heißen,<sup>2)</sup> und lehren auch die Römer, die ihnen folgten und sie nachahmten. Die vorzüglichsten unter ihnen sind Euhemerus und unser Ennius,<sup>3)</sup> welche von allen

1) Virg. Aen. VI, 726 f. Der Ausspruch des Dichters ist pantheistisch; aber Laktantius führt den Pantheismus öfters zum Beweise der Einheit Gottes an, sei es, daß ihm der wesentliche Unterschied zwischen Pantheismus und Theismus nicht bekannt war, oder daß er eine scheinbare Uebereinstimmung in Worten für seine Behauptungen ausbeuten zu dürfen glaubte.

2) Die ältesten griechischen Schriftsteller, Homer, Hesiod, Pindus und Orpheus, lassen zwar einen menschlichen Ursprung der Götter vermuthen, sprechen aber nur einigen Göttern wie dem Herkules geradezu menschlichen Ursprung zu.

3) Hochberühmt war im Alterthume die Schrift des Euhemerus von Messana in Sizilien: *Ἱερά ἀναρχαρχή*. Um das Jahr 300 vor Christus verfaßt enthält sie eine vernichtende und geist-

Göttern die Geburt, die Ehren, die Nachkommenschaft, die Reiche, die Thaten, den Tod und das Grab nachweisen. Ihnen folgte Tullius und löste im dritten Buche von der Natur der Götter die öffentlich bestehenden Religionen auf; aber die ihm unbekannte wahre Religion konnte weder er selbst noch irgend ein Anderer einführen. Sonach bezeugte er auch selbst, daß zwar das Falsche offen hervortrete, daß aber die Wahrheit verborgen sei. Möchte ich, sagt er, so leicht das Wahre auffinden können, als ich das Falsche nachzuweisen vermag! Das hat er nicht etwa als Akademiker zum Scheine, sondern der Wahrheit gemäß und nach seiner festen Überzeugung gesprochen, weil die Wahrheit nie von menschlichen Sinnen an's Licht gezogen werden kann; was menschliche Einsicht zu erreichen vermochte, das hat er erreicht, nämlich das Falsche als solches zu entdecken.<sup>1)</sup> Denn was erdichtet und falsch erfunden ist, das wird leicht aufgelöst, weil es sich auf keinen vernünftigen Grund stützt. Es gibt also nur einen Fürsten und Ursprung der Dinge, Gott; so dachte und lehrte Plato in seinem Timäus, und er erklärt, seine Majestät sei so groß, daß sie weder mit dem Verstande begriffen noch mit der Zunge ausgesprochen werden könne.

reiche Kritik des Götterglaubens. Er wies den menschlichen Ursprung der Götter nach und spielte einigen sehr schlimm mit; so war nach ihm Venus eine Buhlerin, Kadmus ein Koch, der die Tänzerin Harmonia entführte. Kallimachus und später Plutarch beklagen sich bitter über die Folgen der Schrift des Euhemerus. Der Dichter Ennius, der Freund des jüngeren Scipio Africanus, übersetzte sie in's Lateinische.

1) Cicero lebte von 106 bis 43 v. Chr.; er folgte in der Sittenlehre meistens der Stoa, besonders dem Panätius, in der Physik den Akademikern. Seine Meinung, daß selbst die Götter ersten Ranges vergötterte Menschen seien, hinderte ihn nicht, ihre Verehrung zu billigen. Im Interesse des Staates wollte er alle religiösen Institutionen, selbst die von ihm verspotteten Auspizien, unangetastet erhalten, damit gültige Hindernisse da seien, schädliche Volksversammlungen zu verhindern; siehe Böllinger S. 570—572.

Dasselbe bezeugt Hermes, der nach der Angabe Cicero's bei den Aegyptiern unter die Götter gerechnet wird, Derselbe, der wegen seiner Tugend und der Kenntniß vieler Künste Trismegistos genannt wurde;<sup>1)</sup> er ist nicht bloß älter als Plato, sondern selbst viel älter als Pythagoras und die berühmten sieben Weisen. Bei Xenophon sagt Sokrates in einer Disputation, daß man über die Gestalt Gottes keine Untersuchung veranstalten dürfe, und Plato sagt in den Büchern von den Gesezen, was überhaupt Gott sei, solle man nicht untersuchen, weil es weder erkannt noch ausgesprochen werden könne. Auch Pythagoras bekennt einen Gott, wenn er sagt, daß er ein unförperlicher Geist sei, der über die ganze Natur verbreitet sei und in ihr walte und allen lebenden Wesen Lebenskraft verleihe. Antisthenes sagt in seiner Physik, daß es nur einen natürlichen Gott gebe, obgleich die Völker und Städte ihre eigenen Volksgötter hätten. Ungefähr Dasselbe sagen Aristoteles und seine Peripatetiker und Zeno mit seinen Stoikern. Es würde zu weit führen, die Ansichten der Einzelnen weiter zu verfolgen, da sie sich zwar verschiedener Namen bedienten, aber doch in Annahme einer weltregierenden Macht zusammentrafen. Obgleich aber Philosophen, Dichter und endlich selbst die Götzenbiener einen höchsten Gott bekennen, so

1) Hermes Trismegistos ist, wie es scheint, identisch mit dem ägyptischen Gotte Toth, dem die Aegyptier die Erfindung der feineren Künste des Lebens und besonders die Erfindung der Schrift zuschreiben. Er wird in Inschriften der „zweimal Große“ genannt und gilt als Urheber der Bücher über die heil. Uebersieferungen; Döllinger S. 417 u. 418. Clemens von Alexandrien berichtet Strom. VI, 4 ausführlich über eine Prozession, in welcher seine Bücher getragen wurden. Es waren zweiundvierzig, von denen sechsunddreißig das gesammte höhere Wissen der Aegyptier enthielten und sechs die Arzneikunde boten; siehe Weiß, Weltgeschichte I. S. 63 u. 64. Im vorigen Jahre wurde meines Wissens die Arzneimittellehre des Hermes deutsch herausgegeben.



stellte doch Niemand über seinen Dienst und die ihm gebührenden Ehren eine Untersuchung oder Erörterung an. Dieß unterblieb nach dem Glauben, daß er immer wohlthätig und unveränderlich sei, nie Jemand zürne und keines Dienstes bedürfe. So wenig kann eine Religion bestehen, wo keine Furcht herrscht.

12. Ohne Religion gibt es weder Weisheit noch Gerechtigkeit und wird daher der Mensch zum Thiere entwürdigt; die Religion aber beruht in der Furcht vor Gott.

Da wir auf die gottlose und abscheuliche Klugheit oder vielmehr auf den Aberwitz mancher Menschen geantwortet haben, so wollen wir nun den vorwürfigen Gegenstand behandeln. Wir sagten, daß nach Aufhebung der Religion weder die Weisheit noch die Gerechtigkeit festgehalten werden könne; denn die Weisheit ist die Erkenntniß Gottes, durch welche wir uns von den Thieren unterscheiden, und die Gerechtigkeit kann nur im Menschen allein gefunden werden. Wenn der untäuschbare Gott nicht durch Gerechtigkeit unsere Begierben zügelt, so werden wir lasterhaft und gottlos leben. Die Thatfache, daß unsere Handlungen von Gott berücksichtigt werden, ist nicht bloß von Einfluß auf den Nutzen des gemeinsamen Lebens, sondern entspricht auch der Wahrheit: nehmen wir Religion und Gerechtigkeit hinweg, so sinken wir nach Verlust der Vernunft zur Thorheit oder zur Grausamkeit der Bestien herab, ja selbst noch tiefer, da die Bestien wenigstens der Thiere ihres eigenen Geschlechtes schonen. Was kann gewaltthätiger und grausamer als ein Mensch sein, wenn er ohne höheres Furchtgefühl der Gewalt der Gesetze entgehen oder sie verachten kann? Die Furcht vor Gott allein bewahrt den gegenseitigen Verkehr der Menschen; sie erhält, schützt und lenkt selbst das Leben. Aber diese Furcht wird hinweggenom-

men, wenn der Mensch die Überzeugung gewinnt, daß Gott keinen Zorn habe. Nicht bloß der gemeinsame Nutzen, sondern auch Vernunft und Wahrheit überzeugen uns davon, daß Gott bewegt und entrüstet werde, wenn Ungerechtes geschieht. Nachdem wir aber gezeigt haben, daß die Welt von Gott erschaffen worden sei, wollen wir zu diesem Stoffe zurückkehren und zeigen, warum sie gemacht wurde.

13. Alles ist zum Gebrauche des Menschen erschaffen und eingerichtet worden; davon machen selbst die Übel keine Ausnahme, weil sie der Mensch durch die ihm verliehene Weisheit vermeiden kann.

Wenn Jemand die ganze Ordnung der Welt betrachtet, so wird er gewiß die Wahrheit des Lehrsatzes der Stoiker erkennen, daß die Welt unsertwegen gebaut worden sei.<sup>1)</sup> Alle Bestandtheile und alle Erzeugnisse der Welt sind für den Nutzen des Menschen berechnet. Der Mensch bedient sich des Feuers zum Zwecke der Wärme und des Lichtes, um die Speisen zu kochen und das Eisen zu bearbeiten; er bedient sich der Quellen zum Trinken und zum Baden und der Flüsse zur Bewässerung der Felder und zur Begrenzung der Gegenden. Er bedient sich der Erde, um mannigfache Früchte zu ärnten, der Hügel, um Weinstöcke zu pflanzen, der Berge, um Bäume zu ziehen und Holz zu fällen, und der Ebene zur Arnte; das Meer dient ihm nicht bloß zum Handel und zum Transporte der Waaren von weit entfernten Gegenden her, sondern es bietet ihm auch eine reiche Anzahl aller Arten von Fischen. Wenn er sich nun der ihm naheliegenden Elemente bedient, so besteht kein Zweifel, daß ihm auch der Himmel dient, weil

---

1) Dem Stoicismus ist der Mensch ein ebenbürtiger Gefährte Gottes; Seneca epist. 41.

ja die Berrichtungen der himmlischen Dinge auf die Fruchtbarkeit unserer Erde berechnet sind. In ruhelosem Laufe und in ungleichmäßigen Räumen legt die Sonne ihre jährlichen Kreise zurück und bringt mit ihrem Aufgange den Tag zur Arbeit und führt mit ihrem Untergange die Nacht zur Ruhe herbei. Je nachdem sie sich weiter nach Süden entfernt oder näher gegen den Norden tritt, bewirkt sie den Wechsel des Winters und Sommers, damit die Erde durch die Feuchtigkeit und die Regengüsse des Winters mit üppiger Fruchtbarkeit begabt werde und durch die Sommerhitze die grasartigen Früchte gezeitiget und hart werden und die saftreichen durch Kochen und Erwärmen Milde erlangen. Auch der Mond, der Regent der Nachtzeit, ordnet durch den Wechsel seines ab- und zunehmenden Lichtes die Monate und erleuchtet die durch schreckliche Finsterniß verdunkelten Nächte mit seinem klaren Glanze, damit Sommerreisen, Expeditionen und Feldarbeiten ohne Mühe und Beschwerde beendet werden können. Denn

„Besser werden bei Nacht die leichten Palme und nächtlich Grüne Wiesen gemäht.“<sup>1)</sup>

Auch die übrigen Gestirne bieten durch ihren Aufgang oder ihren Untergang und durch ihre bestimmte Stellung manch günstige Anhaltspunkte. Sie dienen den Schiffen als Kompaß,<sup>2)</sup> damit sie nicht auf dem ungeheuren Meere umherirren; denn wenn sie der Steuermann richtig beobachtet, fährt er in einen Hafen der bestimmten Küste. Durch das Wehen der Winde werden die Wolken herbeigezogen, um die Saaten durch Regen zu begießen, den Weinstöcken Früchte und den Bäumen Obst in reichem Maße zu geben. Und diese Gaben werden auf dem Erdbreise jährlich geboten, damit es nie an den Unterhaltsmitteln für das menschliche

1) Aus Virgils Georgica I, 289 f.

2) Text: Navigiis regimen praebent.

Leben fehle. Aber auch die übrigen Wesen nährt dieselbe Erde, und ihre Erzeugnisse verzehren auch die stummen Thiere. Hat sich Gott auch wegen der Thiere bemüht? Keineswegs, denn sie sind ohne Vernunft. Aber wir erkennen, daß auch sie auf dieselbe Weise von Gott zum Gebrauche des Menschen erschaffen sind, um ihm zur Nahrung oder zur Kleidung oder zur Hilfe bei der Arbeit zu dienen. Daraus ist ersichtlich, daß die göttliche Vorsehung das menschliche Leben mit einem Überflusse von Dingen und Vorräthen habe versehen und zieren wollen, weshalb er die Luft mit Vögeln, das Meer mit Fischen und die Erde mit vierfüßigen Thieren erfüllt hat. Die Akademiker pflegen im Streite mit den Stoikern die Frage aufzuwerfen, warum es denn, da doch Gott Alles des Menschen wegen gemacht habe, auch viel uns Widriges, Feindliches und Verderbliches im Wasser und auf dem Lande gebe. Diese Frage wiesen die Stoiker höchst unpassend ab, da sie den wirklichen Sachverhalt nicht beachteten. Denn sie sagen, daß es unter den Geschöpfen und unter der Zahl der lebenden Wesen Vieles gebe, dessen Nutzen zur Zeit noch unbekannt sei, er werde aber mit der Zeit entdeckt werden, wie in früheren Jahrhunderten durch Nothwendigkeit und Übung schon viel Unbekanntes entdeckt worden sei.<sup>1)</sup> Aber welchen Nutzen kann man an den Mäusen, den Schaben und Schlangen entdecken, die den Menschen überlästig und verderblich sind? Ist in ihnen etwa ein Heilmittel verborgen? Wenn Dem so ist, so wird es gefunden werden natürlich gegen Übel, während sich doch die Akademiker beklagen, daß es überhaupt ein Übel gebe. Jene versichern, daß eine verbrannte und

---

1) Die Antwort der Stoiker scheint mir viel vernünftiger zu sein als dem Laktantius. Eine durchgreifende Teleologie ist in der ganzen Natur unverkennbar und ist die Zweckbestimmung nur in Folge unserer beschränkten Einsicht im Einzelnen schwer anzugeben. Die Stoiker und Laktantius verkennen mit einander, daß manche Dinge ein Strafmittel in der Hand Gottes gegen die Menschen sind und erst seit dem Sündenfalle schädlich wurden.

in Staub aufgelöste Schlange den Biß desselben Thieres heile. Es wäre aber viel besser gewesen, daß jenes Thier überhaupt nicht existirte, als daß man von ihm selbst ein Heilmittel gegen sich selbst verlangt.

Sie hätten deshalb kürzer und besser folgender Maßen antworten können. Als Gott den Menschen als sein Bild, das Meisterwerk seiner göttlichen Thätigkeit, gebildet hatte, da hauchte er ihm allein Weisheit ein, damit er Alles unter seine Herrschaft und Botmäßigkeit bringe und alle Vortheile der Welt genieße. Er setzte ihm Güter und Übel vor, weil er ihm Weisheit gegeben hat; denn ihr ganzes Wesen beruht in Unterscheidung der Güter und Übel. Es kann Niemand das Bessere wählen und wissen, was gut ist, wenn er nicht zugleich alle Übel zurückzuweisen und zu meiden versteht. Beide sind wechselseitig verbunden, so daß bei Hingewnahme des Einen auch das Andere hinweg genommen wird. Nur wenn Güter und Übel vorgelegt sind, so versteht die Weisheit ihr Amt, strebt für ihren Nutzen nach den Gütern und weist zu ihrem Heile die Übel zurück. Wie also dem Menschen unzählige Güter gegeben sind, die er gebrauchen kann, so gibt es auch Übel, vor denen er sich hüten soll. Denn wenn es kein Übel, keine Gefahr und überhaupt Nichts gäbe, was den Menschen verletzen könnte, so ist für die Weisheit die Grundlage ihrer Thätigkeit hinweg genommen, und sie wird für den Menschen nicht nothwendig sein. Wenn ihm nur Güter vorgelegt sind, wozu braucht er dann Denken, Verstand, Wissenschaft und Vernunft? Nach was immer er seine Hand ausstreckt, das ist seiner Natur entsprechend und angemessen. Wenn Jemand noch nicht verständigen Kindern eine reich bestellte Mahlzeit vorsetzen wollte, so werden die Einzelnen nach Demjenigen greifen, wozu sie der Trieb, Hunger oder Zufall zieht; aber was sie auch nehmen, wird für ihr Leben und für ihre Gesundheit förderlich sein. Was wird es also schaden, zu bleiben, was sie sind, und immer unerfahrene Kinder zu sein? Wenn du aber Bitteres oder Nutzloses oder gar Vergiftetes beilegest, so werden sie durch die Unkenntniß

des Guten und Schlimmen getäuscht, wenn sie nicht Weisheit empfangen, um das Schlimme zurückweisen und das Gute auswählen zu können.

Du siehst also, daß uns die Weisheit mehr wegen der Übel nothwendig sei; wären diese nicht vorhanden, so wären wir kein vernünftiges Wesen.<sup>1)</sup> Wenn aber dieser Grund, den die Stoiker durchaus nicht finden konnten, richtig ist, so wird auch das bekannte Argument des Epikurus umgestoßen. Er sagt: Entweder will Gott die Übel hinwegnehmen, und er kann es nicht, oder er kann sie wegnehmen und will nicht, oder er kann sie weder hinwegnehmen noch will er es, oder er kann und will sie hinwegnehmen. Wenn er will und nicht kann, so ist er schwach; aber die Schwäche verträgt sich nicht mit dem Begriffe von Gott. Wenn er sie wegnehmen kann und nicht will, so ist er neidisch, eine Eigenschaft, die Gott fremd ist. Wenn er sie weder wegnehmen kann noch will, so ist er schwach und neidisch und daher auch nicht Gott. Wenn er sie aber, wie es sich für Gott allein ziemt, wegnehmen kann und will, woher stammen denn die Übel, und warum nimmt er sie nicht hinweg? Ich weiß, daß die meisten Philosophen, welche die Vorsehung vertheidigen, durch dieses Argument in Verwirrung gerathen und gegen ihren Willen beinahe zu dem Bekenntnisse gebracht werden, daß sich Gott um Nichts kümmere; das ist aber der Hauptwunsch Epikurus. Da wir den richtigen Grund durchschaut haben, so können wir diesen gefürchteten Beweis leicht widerlegen. Gott kann Alles, was er will, und in ihm gibt es weder Schwäche noch Neid; er kann also die Übel hinwegnehmen, aber er will es nicht,

---

1) Die Ausführungen des Laktantius über das Wesen der Weisheit, über Güter und Übel sind nur beziehungsweise richtig, sofern nämlich das Leben, wie es ist, als normal aufgefaßt wird. Da es aber anormal, weil gegen die ursprüngliche Absicht Gottes, sich entwickelt hat, so ist gerade auf das wahre menschliche Leben, wie es im Paradiese war, eine Rücksicht genommen.

ohne deshalb neidisch zu sein. Denn er nimmt sie deshalb nicht weg, weil er, wie gezeigt, zugleich Weisheit verliehen hat und in der Weisheit mehr Gutes und Angenehmes ist als in den Übeln Beschwerliches.<sup>1)</sup> Es bewirkt ja die Weisheit, daß wir auch Gott erkennen und durch diese Kenntniß Unsterblichkeit, das höchste Gut, erlangen. Wenn wir also nicht zuerst das Übel erkennen, werden wir auch das Gute nicht anzuerkennen vermögen. Aber weder Epikurus noch irgend ein Anderer sah ein, daß mit Hinwegnahme der Übel zugleich die Weisheit hinweggenommen werde, und daß im Menschen keine Spuren der Tugend zurückbleiben, deren Wesen in Ertragung und Überwindung der Übel besteht. Deshalb würden wir wegen einer ganz unbedeutenden Anzahl aufgehobener Übel des größten, wahren und uns eigen thümlichen Gutes entbehren. Es steht somit fest, daß Alles wegen des Menschen gegeben sei, Übel und Güter.

#### 14. Der Mensch ist erschaffen worden, um Gott zu dienen und Gerechtigkeit zu üben.

Ich habe nun zu zeigen, warum Gott den Menschen selbst erschaffen habe. Wie er die Welt um des Menschen willen erschaffen hat, so machte er den Menschen seiner wegen, als Priester seines göttlichen Tempels und Betrachter seiner Werke und der himmlischen Dinge. Denn der Mensch allein hat höheres Gefühl und das Vermögen der Vernunft, um Gott zu erkennen; er kann seine Werke bewundern, seine Kraft und Macht erkennen, weil er mit Rath, Geist und Klugheit ausgestattet ist. Deshalb ist er allein vor allen

---

1) Den weiten Schritt vom Erkennen zum Erfüllen der Pflicht hat Laktantius nicht gebührend gewürdigt, da er in platonischen und stoischen Vorurtheilen über die Macht der Erkenntniß befangen war.



lebenden Wesen in aufrechter Körperstellung geschaffen worden, um sichtlich zur Betrachtung seines Vaters angeregt zu werden. Deshalb hat er allein die Gabe der Rede und die Sprache als Dolmetsch seiner Gedanken erhalten, um die Majestät seines Herrn preisen zu können. Endlich wurde ihm deshalb Alles unterworfen, damit er selbst Gott, seinem Schöpfer und Künstler, unterthan sei. Wenn also Gott den Menschen zu seinem Verehrer haben will und ihm zu diesem Zwecke die große Ehre der Herrschaft über alle Dinge verliehen hat, so ist es gewiß ganz gerecht, daß er seinen großen Wohltäter und den Nebenmenschen liebe, der mit uns durch das gemeinsame göttliche Recht verbunden ist. Denn es ist nicht recht, daß ein Verehrer Gottes von einem Gottesverehrer verletzt werde. Hieraus sieht man, daß der Mensch der Religion und Gerechtigkeit wegen gebildet worden sei. Das bezeugt Marcus Tullius in den Büchern von den Gesetzen (I, 10), indem er sagt: „Von allen Wahrheiten, die von gelehrten Männern wissenschaftlich erörtert werden, ist keine vorzüglicher als die volle Einsicht, daß wir zur Gerechtigkeit geboren seien.“ Da Dieß höchst wahr ist, so will Gott, daß alle Menschen gerecht seien, das heißt, Gott und die Menschen lieb haben, nämlich Gott ehren als Vater und die Menschen lieben als Brüder; auf diesen beiden Stücken beruht die ganze Gerechtigkeit. Wer also Gott nicht anerkennt oder dem Menschen schadet, der lebt ungerecht und gegen seine eigene Natur, und auf diese Weise zerstört er die Einrichtung und das Gesetz Gottes.

15. Da die ganze Schöpfung voll von Gegensätzen ist und der Mensch selbst aus zwei entgegengesetzten Naturen, aus Leib und Seele, besteht, so ist hieraus auch das Böse zu erklären. Gott ist von allen Affekten ausser von Gnade, Zorn und Mitleid frei.

Hier möchte vielleicht Einer fragen, wie die Sünden an den Menschen gekommen seien, oder welche Verlehrtheit

die regelrechte Einrichtung Gottes zum Schlimmeren gewendet habe, daß nämlich der zur Gerechtigkeit erzeugte Mensch gleichwohl ungerechte Werke vollbringe. Ich habe schon oben erörtert, daß Gott zugleich das Gute und das Böse angeboten habe und zwar das Gute, um es zu lieben, und das ihm widersprechende Böse, um es zu hassen; daß er aber das Böse deshalb zugelassen habe, damit das Gute hervor leuchte, weil meines Erachtens, wie ich oft gezeigt habe, das Eine ohne das Andere nicht bestehen kann. Dann habe ich dargelegt, daß die Welt selbst aus zwei sich widerstreitenden und doch gegenseitig verbundenen Elementen zusammengesetzt sei, aus Feuer und Wasser, daß das Licht nicht hätte entstehen können, wenn nicht Finsterniß gewesen wäre, weil es nichts Oberes ohne Unteres, nichts Aufgehendes ohne Untergehendes, nichts Warmes ohne Kaltes und nichts Weiches ohne Hartes gibt. So sind auch wir aus zwei ebenso widerstreitenden Dingen zusammengefügt worden, aus Leib und Seele; die Seele gehört dem Himmel an, weil sie fein und unfassbar ist, der Leib aber der Erde, weil er greifbar ist; erstere ist fest und ewig, letzterer gebrechlich und sterblich. Daher haftet an der Seele das Gute und am Leibe das Schlimme; an der Seele Licht, Leben und Gerechtigkeit, am Leibe Finsterniß, Tod und Ungerechtigkeit.<sup>1)</sup> Daher entstand in den Menschen das Verderbniß der Natur, so daß es nothwendig war, durch das Gesetz die Laster zurückzuhalten und die Pflichten der Tugend vorzuschreiben. Da es also im menschlichen Leben Güter und Übel gibt, deren Begründung ich dargelegt habe, so ist es nothwendig, daß Gott nach beiden Seiten bewegt werde,

---

1) Hier und an mehreren Stellen der Institutionen z. B. II, 12 u. 17, V, 7 trägt Lactantius eine irrige Ansicht vor. Leib und Seele sind nicht absolute Gegensätze, auf die Sünde und Gerechtigkeit sich vertheilen, sondern zur vollen Harmonie berufen. Im Stande der Sünde aber sind beide zumal der Sünde zugeeignet.

zur Gnade, wenn er Gerechtes geschehen sieht, und zum Zorne, wenn er Ungerechtes erblickt.

Aber Epikurus tritt uns entgegen und sagt: „Wenn in Gott den Affekt der Freude hinsichtlich der Gnade und des Hasses hinsichtlich des Zornes gibt, so muß er auch Furcht, Leidenschaft, Begierlichkeit und die übrigen Affekte haben, die zur menschlichen Schwäche gehören.“ Es ist nicht nöthig, daß Derjenige sich fürchte, welcher zürnt, oder trauere, wer sich freut; denn die Zornmüthigen sind weniger furchtsam, und die von Natur Fröhlichen sind minder der Trauer unterworfen. Was brauche ich von den menschlichen Affekten zu reden, denen unsere Gebrechlichkeit unterliegt? Wir wollen die göttliche Nothwendigkeit betrachten; denn ich will nicht Natur sagen, weil nach dem Glauben unser Gott nie die Natur empfangen hat. Der Affekt der Furcht hat im Menschen seine Begründung, aber nicht in Gott. Der vielen Zufällen und Gefahren ausgesetzte Mensch fürchtet sich, es möchte eine größere Macht geben, die ihn schlage, beraube, verstümmle, verwunde und tödte. Aber Gott, den weder Armuth noch Schmach noch Schmerz noch Tod trifft, kann sich durchaus nicht fürchten, weil es Nichts gibt, was ihm Gewalt anthun kann. Ebenso ist bei dem Menschen der Anlaß und die Ursache zur Leidenschaft offenkundig. Weil er gebrechlich und sterblich gemacht wurde, so mußte ein zweites verschiedenes Geschlecht geordnet werden, damit durch Geschlechtsgemeinschaft zur beständigen Erhaltung des Geschlechtes eine Nachkommenschaft entstehen könnte. Aber diese Leidenschaft findet in Gott keine Stelle, weil ihm Gebrechlichkeit und Untergang fremd ist und es bei ihm keine Frau gibt, an deren Verbindung er sich freuen könnte, und weil Derjenige keiner Nachkommenschaft bedarf, der immer sein wird. Dasselbe gilt vom Neide und von der Begierlichkeit, die aus bestimmten offenkundigen Gründen wohl einen Menschen, aber unmöglich Gott treffen können. Aber Gnade, Zorn und Erbarmung haben in Gott ihre Begründung, und mit Recht bedient sich ihrer die höchste und einzigartige Macht zur Erhaltung der Dinge.

16. Gegen bittende und verdiente Menschen ist Gott gnädig und erzürnt gegen Schlechtigkeit. Lasterhafte Affekte aber sind ihm fremd.

Es wird Jemand fragen, welches diese Begründung sei. Einmal nehmen von irgend einem Unglücke betroffene Menschen meistens ihre Zuflucht zu Gott, besänftigen und bitten ihn mit dem Glauben, daß er von ihnen diese Mißfälle entfernen könne. Daher hat er einen Grund, sich zu erbarmen, denn er ist nicht so hart und verachtet die Menschen, daß er den Leidenden die Hilfe verweigern sollte. Dann haben sehr Viele die Überzeugung, daß Gott die Gerechtigkeit gefalle; daher verehren sie ihn als Herrn und Vater Aller durch beständige Gebete und häufige Gelübde; sie bringen Gaben und Opfer dar, lobpreisen seinen Namen und bemühen sich, durch gerechte und gute Werke sich um ihn verdient zu machen. Deshalb kann und soll Gott ihnen Dank erweisen. Denn wenn sich für Gott Nichts so sehr ziemt als Wohlthätigkeit und ihm Nichts so fremd ist als Undank, so muß er die Dienste guter und heiliger Menschen belohnen und vergelten, um nicht den auch für einen Menschen schändlichen Vorwurf des Undankes sich zuzuziehen. Dagegen gibt es aber auch lasterhafte und ruchlose Menschen, die durch Ausschweifungen Alles beflecken, Mordthaten begehen, betrügen, rauben und falsch schwören, weder Blutsverwandte noch Eltern schonen und das Gesetz und Gott selbst verachten.

Daher hat der Zorn in Gott seinen guten Grund. Denn es ist nicht recht, daß, wer Solches geschehen sieht, nicht bewegt werde, sich zur Rache an solchen Frevlern erhebe und diese verderblichen und schuldigen Menschen vernichte, um für alle Guten zu sorgen: so sehr ist selbst im Zorne Wohlthun enthalten. Wichtig und falsch wird also die Beweisführung Derjenigen befunden, die Gott den Zorn absprechen und das Wohlthun beilegen; denn nicht einmal das Letztere kann ohne Zorn geschehen. Wichtig und falsch ist aber auch die Beweisführung Derjenigen, die an keine

Geistesbewegung in Gott glauben und, weil einige Affekte, wie Leidenschaft, Furcht, Habsucht, Trauer und Neid, Gott nicht treffen, behaupteten, er sei ganz affektlos. Er ist frei von allen fehlerhaften Affekten, aber die tugendhaften wie Zorn gegen die Bösen, Liebe zu den Guten, Mitleid gegen die Unglücklichen besitzt er im eigentlichen, gerechten und wahren Sinne, weil sie der göttlichen Macht würdig sind. Wenn er diese nicht hat, so wird das menschliche Leben erschüttert und geräth der Stand der Dinge in eine solche Verwirrung, daß nach Verachtung und Vergewaltigung der Gesetze die Kühnheit allein herrscht und ausser dem Starsten Niemand sicher sein kann. Daher wird die ganze Erde gleichsam durch gemeinschaftliche Räuberei verwüstet werden. Weil aber jetzt die Bösen Strafe, die Guten Gnade und die Unglücklichen Hilfe erwarten, finden die Tugenden eine Stelle und sind die Laster seltener. Aber meistens sind die Lasterhaften glücklicher und die Guten unglücklicher, und ungestraft werden die Gerechten von den Ungerechten geplagt. Wir werden später betrachten, warum Dieß geschehe. Jetzt wollen wir bezüglich des Zornes erörtern, ob er gar nicht in Gott sei, ob sich Gott um Nichts bekümmere und gegenüber ungerechten Handlungen nicht bewegt werde.

17. Eine Ruhe Gottes nach Epikurus wäre der Tod selbst; da Gott lebt, so kümmert er sich um die Menschen und straft die Bösen, wie Gesetze und Richter die Ubelthäter ohne eigene Verschuldung verurtheilen. Das Dulden des Unrechtes wäre unvernünftig, wie an dem Beispiele eines Hausherrn gezeigt wird. Bei einer richtigen Begriffsstellung von Zorn fallen die Einwendungen.

„Gott kümmert sich um Nichts,“ sagt Epikurus; demnach hat er auch keine Gewalt. Denn wer Gewalt hat,

muß sich um Etwas bekümmern, oder wenn er sie hat und nicht gebraucht, so muß aus einem höchst gewichtigen Grunde nicht bloß unser Geschlecht, sondern auch die ganze Welt in seinen Augen wenig Werth besitzen. „Deshalb ist er unwandelbar und selig, weil er immer ruhig ist.“ Wem hat denn Gott die Verwaltung der ganzen Welt, die wir von der höchsten Weisheit gelenkt sehen, abgetreten, wenn sie von ihm selbst nicht beachtet wird? Oder wie kann Derjenige ruhig sein, der lebt und fühlt? Ruhe ist Sache des Schlafes oder des Todes; aber nicht einmal der Schlaf hat volle Ruhe. Denn wenn wir eingeschlafen sind, so ruht der Leib, aber der Geist wird unruhig bewegt: er macht sich Schaubilder, um seine natürliche Beweglichkeit durch die Mannigfaltigkeit des Geschauten zu üben, und ruft sich von den falschen Vorspiegelungen zurück, wenn die Glieder befriedigt sind und von der Ruhe neue Kraft gewonnen haben. Die beständige Ruhe ist somit nur dem Tode eigen. Wenn aber der Tod Gott nicht berührt, so ist Gott niemals ruhig. Die Thätigkeit Gottes kann nur die Verwaltung der Welt sein. Wenn er aber für die Welt Sorge trägt, so bekümmert er sich auch um das Leben der Menschen, erblickt die Handlungen der Einzelnen und wünscht, daß Alle weise und gut seien. Das ist der Wille Gottes, das göttliche Gesetz; wer es befolgt und beobachtet, der ist Gott theuer. Daher muß sich aber auch sein Zorn gegen Denjenigen regen, der dieses ewige und göttliche Gesetz verlegt oder verachtet. Aber Epikur sagt: „Wenn Gott Einem schadet, so ist er nicht mehr gut.“ Die sind in keinem kleinen Irrthume begriffen, die eine menschliche oder göttliche Strafe mit dem Namen der Bitterkeit oder der Bosheit in Verruf bringen und Denjenigen schädlich nennen wollen, der die Schuldigen straft. Wenn Dem so ist, so haben wir schädliche Gesetze, da sie über die Verbrechen Strafen verhängen, und schädliche Richter, da sie die eines Verbrechens Überführten zum Tode verurtheilen. Wenn aber ein Gesetz, das dem Schuldigen nach Verdienst vergilt, gerecht ist und ein Richter unbestechlich und gut heißt, wenn er Übelthaten



bestraft, da Derjenige das Wohl der Guten rettet, der die Bösen straft: so ist Gott, wenn er den Bösen entgegen tritt, nicht schädlich, sondern Der ist schädlich, der einem Unschuldigen schadet und einen Schuldigen schont, damit er noch Mehreren schade.

Ich habe an Diejenigen, welche sich Gott unbeweglich vorstellen, eine Frage zu stellen. Wenn Jemand Vermögen, ein Haus und eine Dienerschaft hätte, und Sklaven würden die Geduld des Herrn verachten, Alles sich aneignen, seine Güter genießen, und sie würden von seiner Dienerschaft geehrt, der Herr aber von Allen verachtet, verlacht und verlassen werden, könnte er weise sein, wenn er seine Schmach nicht rächte und von Menschen, gegen die er Gewalt hat, seine Habe verschwenden ließe? Kann man bei Jemandem eine solche Geduld finden, wenn sie Geduld und nicht vielmehr gefühlloser Stumpfsinn genannt werden muß? „Aber es ist leicht Verachtung zu ertragen.“ Wenn aber solche Dinge geschehen, wie sie Cicero erwähnt? „Ich frage, ob ein Familienvater, dessen Kinder von einem Sklaven getödtet, dessen Frau von ihm ermordet und sein Haus angezündet wurde, milde und barmherzig oder unmenschlich und grausam erschiene, wenn er nicht an dem Sklaven die möglichst härteste Strafe vollzöge?“ Wenn also die Nachsicht gegen seine Frevelthaten mehr Grausamkeit als Güte verrathen würde, so wäre es keine Tugend an Gott, wenn er gegen ungerechte Handlungen nicht aufgebracht würde. Denn die Welt ist so zu sagen Gottes Haus, und die Menschen sind seine Sklaven; wenn sein Name ihnen zum Gespötte dient, so muß seine Geduld ganz eigenartig und unermesslich sein, daß er von seinen Ehren zurücktritt, Verkehrtes und Ruchloses geschehen sieht, ohne sich zu entrüsten, was doch ihm, dem die Sünden mißfallen, eigenthümlich und natürlich ist. Daher ist es vernünftig, zu zürnen, denn dadurch werden Vergehen beseitigt und die Zügellosigkeit beschränkt, eine gewiß gerechte und weise Sache.

Aber die Stoiker sehen nicht, daß zwischen dem Richtigen und Verkehrten ein Unterschied bestehe, daß es einen



gerechten und ungerechten Born gebe; und weil sie für die Sache kein Heilmittel fanden, so wollten sie dieselbe lieber ganz beseitigen. Die Peripatetiker aber sagten, man solle den Born nicht austilgen, sondern ihn beherrschen; diesen habe ich im sechsten Buche der Institutionen ausführlich geantwortet.<sup>1)</sup> Daß die Philosophen das Wesen des Bornes nicht gekannt haben, erhellt aus ihren Begriffsbestimmungen, die Seneka in seinen Büchern „vom Borne“ aufgezählt hat. „Der Born ist,“ sagt er, „die Begierde, ein Unrecht zu rächen.“ Anderen gilt er, wie Posidonius sagt, als Begierde, Denjenigen zu bestrafen, von dem man sich für ungerecht verletzt hält. Einige bestimmten ihn so: „Der Born ist eine Unregung des Geistes, Demjenigen zu schaden, der uns geschadet hat oder schaden wollte.“ Die Erklärung des Aristoteles ist von der unsrigen nicht viel verschieden; denn er sagt, der Born sei die Begierde, den Schmerz zu vergelten. Das ist, wie wir oben gesagt haben, der ungerechte Born, den auch die Thiere haben; dieser muß im Menschen bezähmt werden, damit er nicht aus Wuth bis zu irgend einer großen Frevelthat schreite. In Gott kann er sich nicht finden, da Gott unverletzbar ist; wohl aber findet er sich im gebrechlichen Menschen. Denn Verletzung verursacht brennenden Schmerz, und der Schmerz bewirkt die Begierde nach Rache. Wo ist also der gerechte Born gegen die Schuldigen? Gewiß ist er nicht Begierde nach Rache, weil keine Beleidigung vorausgeht. Ich spreche nicht von Denjenigen, welche sich gegen die Gesetze verfehlen; es kann ihnen zwar der Richter ohne Vorwurf zürnen, aber wir wollen annehmen, daß er ganz ruhig bleiben müsse, wenn er einen Schuldigen der Strafe übergibt, weil er nur der Diener der Gesetze ist, nicht aber seine eigene Gemüths-

---

1) Im sechsten Buche der Institutionen de vero cultu spricht Lactantius unter Anderem auch von der Selbstbeherrschung und Mäßigung der Affekte unter Hinweis auf die abweichenden Meinungen der Philosophen.

stimmung und Macht geltend machen darf; so verlangen es ja Diejenigen, die den Zorn ausrotten wollen. Ich spreche hauptsächlich von Jenen, die in unserer Gewalt stehen, wie die Sklaven, die Kinder, die Frauen und die Schüler; denn wenn wir diese fehlen sehen, so werden wir angereizt, sie im Zaume zu halten.

Einem guten und gerechten Manne muß das Schlechte mißfallen, und wem Böses mißfällt, der muß bewegt werden, wenn er es geschehen sieht. Daher erheben wir uns zur Bestrafung, nicht weil wir verletzt worden sind, sondern um die Bucht zu bewahren, die Sitten zu bessern und die Zügellosigkeit zu unterdrücken. Das ist der gerechte Zorn, der im Menschen nothwendig ist, um die Verfehrtheit zu bestrafen, und ebenso nothwendig in Gott ist, von dem das Muster hievon an den Menschen gekommen ist. Denn wie wir die unserer Gewalt Unterworfenen im Zaume halten müssen, so muß Gott die Sünden Aller zügeln. Um Das zu thun, muß er zürnen, weil es einem guten Menschen natürlich ist, auf die Sünden eines Anderen hin bewegt und erregt zu werden. Daher hätten sie den Begriff so festsetzen sollen: „Der Zorn ist eine Bewegung der zur Einschränkung der Sünden sich erhebenden Seele.“ Die Erklärung Cicero's:<sup>1)</sup> „Der Zorn ist die Leidenschaft, sich zu rächen“ ist von den obigen nicht viel verschieden. Ein Zorn aber, den wir auch Wuth oder Rachsucht nennen könnten, darf nicht einmal im Menschen sein, weil er ganz fehlerhaft ist. Der Zorn aber, der sich auf die Bestrafung der Sünden bezieht, darf dem Menschen und kann Gott nicht genommen werden, weil er für das menschliche Leben nützlich und nothwendig ist.

---

1) Tuscul. lib. IV. c. 19. n. 44.

18. Beim Anblicke des Bösen zu zürnen ist ganz naturgemäß; ebenso nothwendig ist es, die Sünder zu züchtigen. Der menschliche Zorn kann mißbraucht werden, aber nicht der göttliche.

Wozu ist der Zorn nothwendig, sagen sie, da die Sünden ohne diesen Affekt bestraft werden können? Aber Niemand kann Einen ruhig sündigen sehen. Ruhig kann vielleicht der Vollzieher der Gesetze bleiben, weil das Verbrechen nicht unter seinen Augen begangen wird, sondern anderswoher als noch zweifelhaft angezeigt wird; denn nie kann ein Verbrechen so klar sein, daß keine Vertheidigung mehr möglich wäre, und daher kann ein Richter gegenüber einem Menschen unbewegt sein, der als unschuldig befunden werden kann. Wenn aber das entdeckte Vergehen an das Licht kommt, so bedient er sich nicht seines eigenen, sondern des Ausspruches der Gesetze. Es kann zugegeben werden, daß er seine Handlung ohne Zorn vollziehe, da er eine bestimmte Norm vor sich hat. Wenn aber zu Hause von den Unsrigen gesündigt wird und wir sehen oder merken es, so müssen wir unwillig werden; denn schon der Anblick der Sünde ist unwürdig. Wer überhaupt nicht bewegt wird, der billigt die Vergehen, was noch schändlicher und ungerechter ist, oder er scheut die Beschwerde der Züchtigung, welche eine beruhigte und ungetrübte Seelenstimmung verschmäh't und ablehnt, wenn sie nicht der Zorn gestachelt und aufgereg't hat. Wer aber trotz der Aufregung aus übel angebrachter Milde öfters, als noth thut, oder gar immer verzeiht, der richtet das Leben Derjenigen, deren Verwegenheit er zu größeren Freveln heranzieht, vollständig zu Grunde und sammelt sich selbst den Stoff zu ewigen Beschwerden. Demgemäß ist die Unterdrückung des Zornes gegenüber wirklichen Vergehen fehlerhaft.

Man lobt den Tarentiner Archytas.<sup>1)</sup> Als Dieser wahrgenommen hatte, daß auf seinem Felde Alles verwü-  
stet sei, tadelte er die Saumseligkeit seines Verwalters mit  
den Worten: „Ich Unglücklicher! Ich hätte dich schon todt  
geschlagen, wenn ich nicht zornig wäre!“ Das halten sie  
für ein einzigartiges Beispiel der Mäßigung und sehen durch  
sein Ansehen verleitet nicht ein, wie thöricht er geredet und  
gehandelt habe. Denn wenn nach den Worten Plato's kein  
kluger Mensch deshalb straft, weil Sünde vorliegt, sondern  
damit man nicht sündige, so erhellet, welch schlimmes Bei-  
spiel der weise Mann gegeben habe. Wenn die Sklaven  
merken, daß der Herr wüthe, wenn er nicht zürnt, und  
schone, wenn er zornig ist, so werden sie, um Schläge zu  
vermeiden, keine geringen Fehler machen, sondern möglichst  
schwere begehen, um seinen Zorn zu reizen und so unge-  
straft zu bleiben. Ich würde ihn loben, wenn er im Zorne  
dem Zorne hätte Raum gegeben, um mäßig zu züchtigen,  
wenn die Aufregung des Geistes nach einiger Zeit sich be-  
ruhigte. Wegen der Größe des Zornes hätte er die Strafe  
nicht nachlassen, sondern aufschieben sollen, um nicht über  
den Sünder eine zu strenge Strafe zu verhängen oder den  
Züchtiger in Wuth zu versetzen. Was ist aber das für  
eine Billigkeit und Weisheit, Jemand wegen eines geringen  
Vergehens zu strafen und wegen eines sehr großen unbe-  
straft zu lassen? Wenn er Wesen und Ursache der Dinge  
kennen gelernt hätte, so würde er sich nie zu einer so un-  
billigen Enthalttsamkeit bekennen, daß ein nichtsnutziger Sklave  
sich zum Zorne seines Herrn Glück wünschte. Wie Gott  
den menschlichen Leib mit vielen, verschiedenen und zum Ge-  
brauche des Lebens nothwendigen Sinnen ausgerüstet hat,  
so hat er auch der Seele verschiedene Affekte zum Bestande  
einer vernünftigen Lebensordnung verliehen, wie er ihm die

---

1) Archytas war Pythagoräer, mit dem auch Plato auf seiner  
Reise nach Unteritalien zusammentraf.

Lüfternheit gab, um Nachkommenschaft zu erzielen, oder den Zorn, um Vergehen zu züchtigen.

Diejenigen aber, welche die Grenze zwischen gut und böß nicht kennen, mißbrauchen die Lüfternheit zu Ausschweifungen und Vergnügen und den Affekt des Zornes zum Schaden, wenn sie ihnen verhaßten Personen zürnen. Daher zürnen sie auch gegen Solche, die nicht sündigen, mögen sie ihnen gleichstehen oder ihnen vorgesetzt sein. Daher begehen sie täglich grausame Thaten; daher stammen oft Trauerspiele. Archytas wäre also zu loben, wenn er einem ihm gleichstehenden Bürger, der ihn beleidigt, gezürnt hätte, sich jedoch zurückgehalten und durch Geduld den Andrang der Wuth besänftigt hätte. Eine solche Selbstbeschränkung ist rühmlich, weil durch dieselbe ein bevorstehendes Unheil abgehalten wird. Aber die Sünden der Sklaven und Söhne nicht zu züchtigen ist Sünde; denn sie entgehen der Strafe, um in Folge der Straßlosigkeit ein größeres Vergehen zu verüben. In diesem Falle darf man den Zorn nicht bloß nicht zurückhalten, sondern muß ihn nöthigenfalls selbst erregen. Was wir aber vom Menschen sagen, das gilt auch von Gott, der den Menschen nach seinem Bilde erschaffen hat. Ich unterlasse es, von der Gestalt Gottes zu sprechen; die Stoiker läugnen zwar, daß Gott irgend eine Gestalt habe,<sup>1)</sup> aber es würde sich ein ungeheurer Stoff ergeben, wenn ich sie widerlegen wollte; ich rede also nur von der Seele. Wenn es Gott zukommt, zu denken, Weisheit und Einsicht zu haben, Etwas vorzusehen und zu gewähren, so hat diese Eigenschaften von allen Wesen nur der Mensch; daher ist er nach dem Bilde Gottes erschaffen worden. Der Mensch drückt aber dieses Bild fehlerhaft aus, weil er mit irdischer Gebrechlichkeit ver-

1) Nach der Stoa ist Gott die Kraft und Seele der Welt, daher ohne eine bestimmte Gestalt. Ich habe schon zum zweiten Kapitel bemerkt, in welchem Sinne Laktantius von einer Gestalt Gottes rede.

menget das von Gott Empfangene nicht unverderbt und rein bewahren kann, wenn er nicht von demselben Gotte in den Vorschriften der Gerechtigkeit unterrichtet wird.

19. Der Mensch besteht aus Leib und Seele; der Leib ist der Sitz der Sünde, die unsterbliche Seele bekämpft den Leib und bewirkt siegreich Ähnlichkeit mit Gott. Da sich Gott gegen die Menschen wie ein vorsichtiger Vater verhält, so straft er die Sünder und erbarmt sich auch.

Weil, wie gesagt, der Mensch aus zwei Dingen zusammengesetzt ist, aus Seele und Leib, so sind in der ersteren die Tugenden und im zweiten die Fehler eingeschlossen; beide bekämpfen sich gegenseitig.<sup>1)</sup> Denn die Güter der Seele, welche in Bezähmung der Leidenschaften bestehen, sind dem Leibe entgegen, und die Güter des Leibes, die in jeder Art Vergnügen beruhen, sind dem Geiste feindlich. Wenn die Tugend der Seele den Begierden widersteht und sie niederbrückt, so wird sie wahrhaft Gott ähnlich sein. Daher ist klar, daß die Seele des Menschen, die göttliche Tugend in sich faßt, nicht sterblich sei. Aber es besteht der Unterschied, daß die meisten überwunden und zur Weichlichkeit hingezogen werden, weil die Tugend bitter und der Reiz der Lust süß ist. Die sich dem Leibe und den irdischen Dingen hingeben, werden zur Erde niedergedrückt und können das göttliche Gnadengeschenk nicht erlangen, weil sie sich mit den Makeln der Sünden befleckt haben. Die aber Gott folgen, ihm gehorchen, die Begierden des Leibes verachten, die Tugend den Vergnügungen vorziehen und Unschuld und Gerechtigkeit bewahren, wird Gott als sich ähnlich anerkennen.

---

1) Nämlich im gefallenem Zustande.

Da er ein ganz heiliges Gesetz gegeben hat und will, daß Alle unschuldig und wohlthuernd seien, muß er offenbar zürnen, wenn er sein Gesetz verachtet, die Tugend mit Füßen getreten und das Vergnügen viel umworben sieht. Wenn er Verwalter der Welt ist, wie er es sein soll, so schätzt er gewiß Dasjenige nicht gering, was in der Welt sogar das Größte ist. Wenn er, wie es sich für Gott schickt, vorsehend ist, so sorgt er gewiß für das Menschengeschlecht, damit unser Leben um so reichlicher ausgestattet, besser und sicherer sei. Wenn er der Vater und Gott Aller ist, so ergötzt er sich gewiß an den Tugenden der Menschen und wird durch ihre Fehler gereizt; daher liebt er die Gerechten und haßt die Gottlosen. „Der Haß ist überflüssig, denn ein für allemal hat er für die Guten Belohnung und für die Bösen Strafe angeordnet!“ Wenn Einer gerecht und unschuldig lebt und doch Gott nicht ehrt und sich überhaupt um ihn nicht kümmert, wie Aristides, Timon<sup>1)</sup> und die übrigen Philosophen, wird es ihm ungestraft hingehen, daß er zwar dem Gesetze Gottes gehorcht, aber ihn selbst verachtet? Gott hat also Grund, einem Menschen, der gleichsam im Vertrauen auf seine Unbescholtenheit sich gegen ihn auflehnt, zu zürnen. Wenn er aber diesem wegen des Hochmuthes zürnen kann, warum sollte er sich nicht noch mehr über einen Sünder erzürnen, der das Gesetz zugleich mit dem Gesetzgeber verachtet? Ein Richter kann die Sünden nicht verzeihen, weil er einem fremden Willen dient. Gott aber kann verzeihen, weil er nach seinem eigenen Gesetze entscheidet und richtet; als er

---

1) Gemeint ist wohl der berühmte Feldherr der Athener, gest. 467, und Timon aus Syrakus, zur Zeit der Herrschaft der beiden Dionysius. Beide sind praktische Philosophen, letzterer dem Plato befreundet. Den christlichen Maßstab der Gerechtigkeit darf man an diese Männer nicht in allen Beziehungen anlegen.



das Gesetz gab, hat er sich nicht selbst die ganze Gewalt genommen, sondern es steht ihm frei, zu verzeihen.

20. Dem Gerichte Gottes entgeht Niemand; jedoch straft er die Sünder nicht sogleich. Ohne seine Geduld gäbe es bei der allgemeinen Sündhaftigkeit keinen Menschen mehr auf Erden, und die Sünder könnten sich nicht befehren.

Wenn er verzeihen kann, so kann er auch zürnen. „Warum sind also,“ wird Einer sagen, „oft die Sünder glücklich und die Gerechten unglücklich?“ Weil flüchtige Sklaven und verstoßene Kinder frei leben, während Diejenigen, welche unter der Zucht des Vaters oder des Herrn stehen, auf ein eingeschränkteres und mäßigeres Leben angewiesen sind. Denn die Tugend erlangt durch Leiden Bewährung und Kraft, die Laster aber durch Vergnügen. Jedoch darf der Sünder nicht hoffen, immer ungestraft zu bleiben, weil das Glück keinen Bestand hat:

„— — Menschen sollen erwarten

Immer den letzten Tag; vor seinem Tod und Begräbniß

Keiner der Menschen verdient, hienieden glücklich zu heißen.“

So sagt ein lieblicher Dichter.<sup>1)</sup> Es gibt ein das Glück bloßstellendes Ende, und Niemand kann weder lebend noch todt dem Gerichte Gottes entfliehen. Denn Gott kann die Lebenden vom höchsten Gipfel des Glückes herabstürzen und über die Todten ewige Qualen verhängen. „Wenn Gott zürnt, so sollte er sogleich Rache nehmen und Jeden nach Verdienst bestrafen!“ Wenn er Das thäte, so wäre

1) Ovid Metamorph. III, 135 ff.

Niemand mehr übrig; denn es gibt Keinen, der gar nicht sündigt, und es gibt viele Reizmittel zur Sünde wie Jugend, Trunkenheit, Dürftigkeit, Gelegenheit und Belohnung. So sehr ist das gebrechliche Fleisch, mit dem wir bekleidet sind, der Sünde unterworfen, daß, wenn Gott nicht unsere Noth schonte, vielleicht nur allzu Wenige leben würden; deßhalb ist er sehr geduldig und hält seinen Zorn zurück. Da in ihm die Tugend vollkommen ist, so muß auch seine Geduld, die ebenfalls eine Tugend ist, vollkommen sein. Wie Viele sind später aus Sündern Gerechte, aus Bösen Gute, aus Ruchlosen Enthalttsame geworden! Wie Viele waren in der Jugend schändlich und von der öffentlichen Meinung verurtheilt und sind gleichwohl später lobwürdig geworden! Das geschähe sicherlich nicht, wenn auf jede Sünde die Strafe sofort folgte.

Die Staatsgesetze verurtheilen offenkundige Verbrecher, aber die Sünden sehr Vieler bleiben unbekannt; sehr Viele bringen einen Anzeiger durch Bitten oder Belohnung zum Schweigen, sehr Viele entgehen durch Gunst oder Macht einer Verurtheilung. Wenn Alle, die der menschlichen Strafe entkommen, die Ahndung Gottes träfe, so wären die Menschen auf Erden selten, oder es gäbe gar keine. Ja schon der Umstand allein, daß die Menschen den lebendigen Gott verachteten, irdischen und gebrechlichen Gebilden, als wären sie himmlisch, göttliche Ehre erwiesen und Werke menschlicher Hände anbeteten, wäre ein gerechter Grund zur Vernichtung des Menschengeschlechtes gewesen. Während sie der göttliche Künstler mit erhabenem Gesichte und mit aufrechter Stellung geschaffen und zur Betrachtung des Himmels und zur Erkenntniß Gottes angeregt hatte, wollten sie sich lieber nach Art der Thiere zur Erde beugen. Denn niedrig, gekrümmt und gebeugt ist Jeder, der sich vom Anblicke des Himmels und Gottes des Vaters abwendet und das Irdische, das er mit Füßen treten sollte, das heißt Gebilde und Gestalten von Erde verehrt. Bei dieser Gottlosigkeit der Menschen und der Größe ihrer Sünden erzielt die Geduld Gottes den Erfolg, daß die Menschen

die Irrthümer ihres früheren Lebens verurtheilen und sich bessern. Obgleich aber die Geduld Gottes sehr groß und sehr nützlich ist, so bestraft sie doch, wenn auch spät, die Schuldigen und läßt sie nicht weiter vorgehen, wenn sie ihre Unverbesserlichkeit einsieht.<sup>1)</sup>

21. Gott verbietet den Zorn des Menschen nicht unbedingt, sondern er will nur, daß wir seine Gabe der Entrüstung nicht zur Unversöhnlichkeit mißbrauchen. Sein Zorn ist ewig; er kann jedoch durch Besserung abgewendet werden.

Es bleibt uns nur noch die letzte Frage zu besprechen übrig. Es könnte nämlich Jemand sagen, daß Gott so wenig zürne, daß er in seinen Geboten auch dem Menschen zu zürnen verbietet. Ich könnte darauf erwidern, daß der Zorn des Menschen gezügelt werden mußte, weil der Mensch oft ungerecht zürnt und sich der augenblicklichen Stimmung hingibt, weil er zeitlich ist. Damit also nicht Dasjenige geschehe, was Niedriggestellte, Leute aus dem Mittelstande und große Könige aus Zorn thun, mußte seine Wuth gemäßigt und unterdrückt werden, damit er nicht seiner Besinnung beraubt irgend eine unsühnbare That beginge. Gott aber zürnt nicht für den Augenblick, weil er ewig und vollendet vollkommen ist; und er zürnt nie mit Unrecht. Aber der wirkliche Sachverhalt ist anders. Denn wenn Gott überhaupt zu zürnen verbieten würde, so würde er gewissermaßen sein eigenes Werk tadeln, da er von Anfang an den Zorn in die Leber des Menschen gelegt hat. Man glaubt

---

1) Gott erträgt auch unverbesserliche Sünder, um das Vollmaß seiner Gerechtigkeit an ihnen zu offenbaren. Von Erlangung einer Einsicht kann bei dem Allwissenden ohnehin nicht die Rede sein.

nämlich, daß die Ursache dieser Erregung in der Flüssigkeit der Galle liege.<sup>1)</sup> Er verbietet demnach nicht ganz, zu zürnen, weil dieser Affekt naturnothwendig gegeben ist, sondern er verbietet nur, im Zorne zu verharren. Der Zorn der Sterblichen muß sterblich sein; wenn er fortdauerte, so würden Feindschaften zum ewigen Verderben erstarren. Wenn er sodann gebietet, zwar zu zürnen, aber sich nicht zu versündigen, so tilgte er damit gewiß nicht den Zorn mit der Wurzel aus, sondern er mäßigte ihn, damit wir bei jeder Züchtigung Maß und Gerechtigkeit einhalten möchten. Der uns befahl, zu zürnen, der zürnt gewiß selbst, und der den Auftrag gibt, sich schnell zu versöhnen, der ist gewiß selbst versöhnlich; er gebot damit nur Gerechtes und für das gemeinsame Wohl Nützliches.

Ich habe gesagt, daß der Zorn Gottes nicht zeitlich sei wie der Zorn eines Menschen; denn dieser erglüht in augenblicklicher Erregung und kann wegen seiner Gebrechlichkeit sich selbst nicht leicht beherrschen. Demnach haben wir anzunehmen, daß bei der Ewigkeit Gottes auch sein Zorn ewig bleibe, daß er aber hingegen seinen Zorn in seiner Gewalt habe, weil er die Tugend im höchsten Grade besitzt, und daß er vom Zorne nicht regiert werde, sondern denselben selbst nach Belieben beherrsche: Sätze, die dem Vorausgehenden gewiß nicht widersprechen! Denn wenn sein Zorn ganz unsterblich wäre, so wäre der Genugthuung oder Gnade nach einem Vergehen keine Stelle eingeräumt, während er doch selbst den Menschen befiehlt, sich vor Sonnenuntergang zu versöhnen. Aber der Zorn Gottes bleibt ewig gegen Diejenigen, welche ewig sündigen. Daher wird Gott nicht durch Weihrauch, Opfer und kostbare Geschenke, die insgesamt dem Verderbniß anheimfallen, versöhnt, son-

---

1) Die Leber, welche Galle bereitet, war nach der Ansicht der Alten Sitz der Affekte, besonders der sinnlichen Liebe und des Zornes; selbst als Sitz des Verstandes wird sie erwähnt: en jecur Cratetis.

bern durch Verbesserung der Sitten; wer zu sündigen aufhört, der macht den Zorn Gottes sterblich. Und deshalb straft er nicht Jeden nach Verhältniß seiner gegenwärtigen Schuld, damit der Mensch Gelegenheit habe, zur Besinnung und zur Besserung zu gelangen.

22. Laktantius will seine Behauptung noch durch göttliche Zeugnisse stützen. Den Philosophen, die Zeugnisse der Propheten verwerfen, führt er ein paar Stellen von der Sibylle von Erithrä an.

Das hatte ich, theuerster Donatus, vom Zorne Gottes zu sagen, um dir die Vertheidigungswaffen gegen Jene zu bieten, die Gott unbeweglich machen. Nach dem Vorgange Cicero's erübrigt noch zum Schlusse meiner Rede ein Nachwort beizufügen. Wie Jener in seinen Tusculanen bei der Untersuchung über den Tod that, so müssen wir in diesem Werke glaubwürdige göttliche Zeugnisse beibringen, um die Überzeugung Derjenigen zu besiegen, die sich Gott ohne Zorn vorstellen und damit die ganze Religion auflösen. Ohne Religion aber kommen wir, wie gezeigt, an Grausamkeit den Bestien und an Thorheit den Thieren gleich; denn in der Religion allein, das heißt in der Kenntniß des höchsten Gottes, liegt Weisheit. Die vom göttlichen Geiste erfüllten Propheten sprechen insgesammt nur von der Gnade Gottes gegen die Gerechten und von seinem Zorne gegen die Gottlosen. Ihre Zeugnisse genügen uns; weil aber Jene, die durch Bart und Mantel ihrer Weisheit prangenden Schild aushängen,<sup>1)</sup> ihnen nicht glauben, so mußten wir sie auch durch Vernunftgründe und logische Beweisführung widerlegen. Denn so verkehrt verfährt man,

---

1) Text: Qui sapientiam capillis et habitu jactant. Philosophen von Profession trugen Bart und Mantel; Justin der Märtyrer behielt als Christ noch diese Tracht bei.

daß menschliche Gründe göttlichen Dingen Beglaubigung verleihen, während das umgekehrte Verhältniß stattfinden sollte. Wir wollen aber jetzt darüber hinweggehen, um nicht auf Jene jeden Eindruck zu verlieren und den Stoff in's Unendliche auszudehnen. Wir wollen daher solche Zeugnisse auffuchen, denen unsere Gegner glauben oder wenigstens nicht widersprechen können.

Von Sibyllen erzählten die meisten und größten Schriftsteller, unter den Griechen Aristo von Chius und Apollodorus von Erhythrä und unter den Römern Varro und Fenestella.<sup>1)</sup> Sie alle erwähnen, daß die Erhythräische Sibylle vor den übrigen ausgezeichnet und berühmt gewesen sei. Apollodorus rühmt sie als seine Mitbürgerin und Landsmännin, Fenestella aber erzählt, daß vom Senate selbst Gesandte nach Erhythrä geschickt worden seien, um die Gedichte dieser Sibylle nach Rom zu bringen, und daß die Konsuln Kurio und Oktavius sie in dem damals unter Obforge des Quintus Catulus wieder hergestellten Kapitele niederlegen mußten.<sup>2)</sup> Bei ihr finden sich über den höchsten Gott und Schöpfer der Dinge folgende Verse:

1) Aristo von Chius, den Cicero oft erwähnt, war Stoiker und blühte c. 275 v. Chr. Apollodorus, ein fruchtbarer Schriftsteller um 145 vor Christus; er gibt in seiner „Bibliothek“ eine mythologische Sammlung von den ältesten Theogonien bis auf Theseus. Terentius Varro, der gelehrteste Römer, suchte unter Augustus vom Standpunkte der stoischen Philosophie aus die Religion wieder herzustellen. Sein Hauptwerk: „Rerum humanarum et divinarum antiquitates;“ vgl. Döllinger S. 488. Varro hat übrigens ein eigenes Buch über die Sibyllen geschrieben und dem Cäsar gewidmet. Lactantius gibt den wesentlichen Inhalt inst. div. I. 1. 6; Möhler, Patrologie S. 945. Fenestella, ein Annalist, starb c. 19 n. Chr.

2) Die Sibylle von Erhythrä in Jonien, nach Permaneder im Kirchenlexikon identisch mit der Kumenischen, nach Lactantius aber (Kap. 23) verschieden, war hoch gefeiert. Aber ihre unter den Christen verbreiteten Orakel waren falsch. Als 183 vor Christus das Kapitolium mit den sibyllinischen Büchern verbrannt

„Unvergänglich und ewig der Schöpfer den Aether bewohnet,  
Gutes den Guten verleiht und übergroße Belohnung,  
Aber den Bösen und Schlechten Zorn und Aerger verur-  
sacht.“<sup>1)</sup>

An einer anderen Stelle zählt sie die Übelthaten auf, durch die Gott am meisten gereizt wird, und sagt:

„Fliehe den unrechten Dienst und diene dem lebenden  
Gotte;

Fliehe den Ehebruch und Männer als Lagergenossen,  
Nähre das eigene Kindergeschlecht und Niemanden morde;  
Denn der Unsterbliche zürnt, wenn Einer sich also ver-  
sündigt!“

Er zürnt also gegen die Sünder.

23. Laktantius führt weitere Zeugnisse für Gottes Zorn aus den Sibyllen an und zeigt, daß ohne Furcht die Herrschaft Gottes so wenig als eine andere bestehen könnte. Er fordert auf, Gott zu dienen und dadurch das bleibende Glück zu finden, weil sonst Nichts den Menschen glücklich machen kann.

Weil es aber, wie gezeigt, nach der Überlieferung der gelehrtesten Schriftsteller mehrere Sibyllen gibt, so wollen wir uns zum Erweise der fraglichen Wahrheit mit dem

---

war, wurde vom Senate eine Gesandtschaft nach Erythrä und an andere Orte geschickt, um die sibyllinischen Orakel zu ergänzen. Ihre Resultate wurden gesichtet und im Tempel des Apollo niedergelegt. Unter Nero verbrannte auch diese Revision und eine neugefertigte unter Julian dem Abtrünnigen. Die letzte Form wurde sammt dem Apollotempel von Kaiser Honorius verbrannt. Laktantius kannte nicht die offizielle Revision, sondern eine von den Christen ganz oder theilweise gefälschte Form.

1) Dieses und die nachfolgenden Citate sind zu finden in Gal-landi, „bibliotheca“ tom. I.



Zeugnisse einer einzigen nicht begnügen. Die Bücher der Kumäischen Sibylle, in welchen die Geschichte der Römer aufgezeichnet sind, werden geheim gehalten, aber die Büchlein fast aller übrigen stehen gesetzlich zur allgemeinen Benützung frei.<sup>1)</sup> Von diesen kündigt eine allen Völkern wegen der Gottlosigkeit der Menschen den Zorn Gottes an und beginnt auf folgende Weise:

„Ehe der schreckliche Zorn die ungehorsame Welt trifft,  
Künd' ich die Mahnung des Herrn zum letzten Male der  
Welt an,

Allen Menschen zumal weissagend im Kreise der Städte.“

Eine andere sagt, daß in früherer Zeit wegen des göttlichen Zornes eine Wasserfluth erfolgt sei, um die Bosheit des menschlichen Geschlechtes zu vertilgen:

„Als der himmlische Gott dem ganzen Menschengeschlechte,  
Auch auf die Städte selbst im hohen Grade erzürnt war,  
Brach die Fluth herein und Wasser bedeckte die Erde.“

In ähnlicher Weise weissagte sie einen künftigen Brand, durch den die Gottlosigkeit der Menschen wieder zerstört werden soll.

1) Die kumäische Sibylle verkaufte an König Tarquinius Priscus drei Bücher. Diese verbrannten 183 v. Chr. Die später veranstalteten Revisionen durfte nach Laktantius an unserer Stelle und nach Justin apol. I. c. 20, 44 Niemand lesen als die betreffenden Behörden. Die Feltüre der übrigen Sibyllen aber war später freigegeben. Von christlichen Autoren legen Hiermas, Clemens von Rom, Theophilus von Antiochien, Clemens von Alexandrien und besonders Laktantius ihnen großen Werth bei, während Origenes und Augustinus sie für nicht besonders bedeutend halten. Die heidnischen Autoren erklärten sie mit Recht für Fälschungen, was von der großen Mehrzahl derselben auch zutrifft. Ausser dem Artikel des Kirchenlexikons spricht sich hierüber Möbler-Reichmayr Patrologie S. 944—953 aus. Der poetische Werth ist bei der Mehrzahl ganz unbedeutend.

„Gottes heftiger Zorn wird einstens nicht weiter besänftigt,  
Sondern mit Macht erhebt sich der Herr und vernichtet das  
ganze

Menschengeschlecht, und Alles vertilgt der schreckliche Weltbrand.“

Deßhalb sagt Naso von Juppiter: <sup>1)</sup>

„Da erinnert sich Jener, es sei im Fatum geschrieben,  
Kommen werde die Zeit, wo die Erde, das Meer und des  
Himmels

Burg gerathe in Brand und mühsam stöhne der Weltball.“

Das muß dann geschehen, wenn die Ehre und der Dienst  
des höchsten Gottes bei den Menschen untergeht.

Dieselbe Sibylle bezeugt, daß er durch Reue über un-  
sere Thaten und Selbstbesserung versöhnt werde, und fügte  
daher Folgendes bei:

„Setzt, ihr Menschen, suchet Erbarmen; erregt die Ent-  
rüstung

Gottes, des Großen, nicht mehr!“

Ebenso kurz darauf:

„Nimmer euch Jener verdirbt und besänftigt wieder den  
Ärger,

Wenn ihr insgesamt glorreiche Tugenden übet.“

Dann verkündet eine andere Sibylle, daß man den Schöpfer  
des Himmels und der Erde lieben müsse, damit sich  
seine Entrüstung nicht zum Verderben der Menschen erhebe:

„Auf daß nicht zornentbrannt der unsterbliche Gott sie ver-  
tilge,

All das Menschengeschlecht, was lebt, und den schamlosen  
Sprößling,

Muß man lieben Gott, den weisen und ewigen Schöpfer.“

Hieraus erhellt, daß die Gründe der Philosophen nicht  
tig seien; denn sie denken sich Gott ohne Zorn, zählen das

1) Ovid Metamorph. I, 256 ff.

Nutzloseste unter seinen rühmlichen Eigenschaften auf und nehmen ihm Dasjenige, was für die menschlichen Angelegenheiten am heilsamsten ist und selbst zum wesentlichen Bestande der Majestät gehört. Ein irdisches Reich eines Königes oder Kaisers geräth in Auflösung, wenn es nicht die Furcht zusammenhält. Entreisse einem Könige den Born, und es wird ihm nicht bloß Niemand gehorchen, sondern er wird auch von seiner erhabenen Stellung herabgestürzt werden. Ja, nimm selbst einem Niedriggestellten diesen Affekt, und es wird ihn Jeder berauben, verlachen und beleidigen. Er wird daher weder Kleider noch einen Wohnsitz noch Nahrung behalten, weil ihm Andere all seine Habe rauben; daher wollen wir nicht glauben, daß die Majestät des himmlischen Reiches ohne Born und Furcht bestehen könne. Als Apollo von Milet über die Religion der Juden befragt wurde, gab er folgende Antwort: <sup>1)</sup>

„Er ist der mächtige Gott, der König und Schöpfer des Weltalls,  
Vor dem die Erde erbebt und die Himmel und ringsum das Weltmeer,  
Selbst des Tartarus innerer Raum und die Dämonen zittern.“

Wenn er so sanft ist, wie die Philosophen wollen, warum zittern auf seinen Wink nicht bloß die Dämonen und die Diener einer solchen Macht, sondern selbst der Himmel, die Erde und die ganze Natur? Wenn Niemand einem Anderen ohne Zwang dient, so besteht jedes Reich nur durch Furcht; die Furcht aber besteht durch Born; denn wenn Jemand gegen einen Ungehorsamen nicht aufgebracht wird, so kann er ihn auch nicht zum Gehorsamen zwingen. Es ziehe nur Jeder seine eigenen Affekte zu Rathe, und er wird finden, daß Niemand ohne Born und Bückigung einer Herrschaft unterworfen werden kann. Wo es keinen Born gibt, da gibt es auch keine Herrschaft. Gott hat aber eine Herr-

1) Diese Antwort ist ebenfalls aus den Sibyllen.

schaft, daher muß er auch Zorn haben, durch den sein Reich besteht. Daher lasse sich Keiner durch das Philosophengeschwätz zur Verachtung Gottes verführen; denn Das wäre das größte Unrecht. Wir alle müssen ihn als unseren Vater lieben und als unseren Herrn schauen, als unseren Wohlthäter ehren und als einen strengen Gebieter fürchten; denn er ist in beiden Beziehungen ehrwürdig. Wer kann ohne Verletzung der Frömmigkeit den Vater seiner Seele nicht lieben? Oder wer könnte Denjenigen ungestraft verachten, der als der Beherrscher der Dinge gegen Alle eine wahre und ewige Macht hat? Denkt man sich ihn als Vater, so verleiht er uns den Eintritt zum Tageslichte, das wir genießen: durch ihn leben wir, und durch ihn sind wir in die Herberge dieser Welt eingetreten. Kommt er als Gott in Betracht, so nährt er uns durch unzählbare Mittel, er erhält uns; in seinem Hause wohnen wir und gehören zu seinem Gesinde. Sind wir auch nicht so gehorsam, wie wir sein sollten, und nicht so dienstbesessen, als es die unsterblichen Wohlthaten unseres Herrn und Vaters verlangten, so trägt es doch mächtig zur Erlangung der Verzeihung bei, wenn wir an seinem Dienste und seiner Erkenntniß festhalten, die niedrigen und irdischen Dinge und Güter verachten und nach Göttlichem und Himmlischem sinnen. Um dieß Ziel zu erreichen, müssen wir Gott nachfolgen, ihn anbeten und lieben; denn in ihm ist der Inbegriff aller Dinge, der Urgrund der Tugenden und die Quelle der Güter.

Was ist im Vergleich mit Gott größer an Macht oder vollkommener an Weisheit oder leuchtender an Klarheit? Weil er uns zur Weisheit erzeugte und zur Gerechtigkeit erschuf, so ist es nicht recht, daß ein Mensch Gott, den Geber seines Fühlens und Lebens, verlasse und den irdischen und gebrechlichen Dingen diene oder von Unschuld und Frömmigkeit abfalle und dem Erwerbe irdischer Güter lebe. Nicht lasterhafte und todbringende Vergnügen, nicht der Stachel zu Ausschweifungen, der Reichtum, nicht eitler Ehrgeiz und hinfällige Ehrenstellen machen glücklich; denn das sind Dinge, durch welche der menschliche Geist verführt, der

Willkür des Leibes übergeben und mit dem ewigen Tode bestraft wird. Nur die Unschuld und die Gerechtigkeit macht glücklich; denn ihr gesetzlicher und verdienter Lohn ist die Unsterblichkeit, die Gott von Anfang an für die heiligen und unverderbten Seelen bestimmt hat, die sich von den Lastern und von jeder irdischen Befleckung rein und unverletzt bewahren. Dieses himmlischen und ewigen Preises können Diejenigen nicht theilhaftig werden, die durch Unthaten, Betrug, Raub und Täuschung ihr Gewissen befleckt und durch Ungerechtigkeit gegen die Menschen und begangene Frevelthaten sich unaustilgbare Makeln eingebrannt haben. Daher müssen Alle, die mit Recht Weise oder nur Menschen heißen wollen, das Gebrechliche gering schätzen, das Irdische mit Füßen treten und das Niedrige verachten, um mit Gott in das Verhältniß der seligsten Gemeinschaft eintreten zu können.

Hinweg mit Gottlosigkeit und Zwietracht; wirrevolle und verderbliche Uneinigkeiten sollen beigelegt werden! Denn durch sie wird die menschliche Gesellschaft und die göttliche Verbindung des öffentlichen Bundes gelöst, getrennt und zerrissen.<sup>1)</sup> Hat man genug Schätze und Vorräthe, so verwende man sie nicht zum Vergnügen eines Einzigen, sondern zum Wohle Vieler! Denn das Vergnügen ist so vergänglich wie der Leib, dem es Dienste leistet. Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit aber sind so unsterblich wie der Geist und die Seele, welche durch gute Werke Ähnlichkeit mit Gott erlangt. Unser Gott sei nicht in Tempeln, sondern in unserm Herzen habe er eine geweihte Stätte! Alles, was durch Menschenhand gemacht wird, ist zerstörbar. Wir wollen unseren Tempel reinigen, der nicht durch Rauch und Staub, sondern durch böse Gedanken beschmutzt wird, der

---

1) Text: „Publici foederis conjunctio divina.“ Da im Vorausgehenden unter *humanae societates* die Familien- und Staatsbände gemeint sind, so glaube ich, daß dieser Ausdruck von der Kirche gebraucht sei.

nicht durch brennende Kerzen, sondern durch die Klarheit und das Licht der Weisheit erleuchtet wird.<sup>1)</sup> Wenn wir glauben, daß Gott, dessen Gottheit die Tiefen des Geistes offen stehen; dort immer gegenwärtig sei, so werden wir so leben, daß wir immer seine Gnade fühlen und nie seinen Zorn zu fürchten haben.

---

1) Über den Gebrauch der Lichter auch beim christlichen Gottesdienste der ältesten Zeit vgl. Schmid, der christliche Altar S. 61 u. 62. — Daß die Christen zu des Laktantius Zeit und schon lange vorher auch Kirchen (templa), gottesdienstliche Gebäude von bedeutender Größe hatten, erhellt aus ihm selbst (de mort. persecut. c. 12), aus Eusebius (K.-G. VIII, 1 ff.), den apostolischen Constitutionen (II, 57) und anderen alten Dokumenten.



## Druckfehler und Berichtigungen.

---

In der Einleitung S. 12 Z. 15 v. o. ist statt: Hub. Cuperus  
Gisbertus Cuperus zu lesen.

Zu Kap. 5 des „Auszuges“ ist zur Aufklärung über die Sibyllen  
die neue vorzügliche Broschüre (Heft 5) der „katholischen  
Studien“ mit dem Titel „Die sibyllinischen Weissagungen,  
ihr Ursprung etc.“ von Dr. H. Pfen (Würzburg bei  
Wörl 1875) zu vergleichen.

Zu Kap. 58 des „Auszuges“, wo Laktantius sagt: Gott, dem die  
ganze Welt gehört, „bedarf keines Tempels“,  
ist zu bemerken, daß Laktantius hier nur sagen will, daß  
Gott zu seiner Wohnung eines Tempels nicht bedürfe,  
da ja Himmel und Erde ihn nicht zu fassen vermögen.  
So ist auch der Ausdruck des heiligen Stephanus (Act.  
7, 48) zu fassen. Laktantius will die Einrichtung eines  
Gotteshauses gar nicht für überflüssig erklären; siehe die  
Anmerkung de ira c. 23. Ueber die Bedeutung von  
sichtbaren Gegenständen beim Gottesdienste, z. B. von  
Kerzen, Weihrauch etc., vergleiche Mühlbauer, Geschichte  
und Bedeutung der (Wachs-) Lichter, (Augsburg, Kranz-  
felder 1874).

S. 214 Note 3 lies: Davisius statt: Dovisius.

S. 271 Z. 1 v. o. lies: Ehen statt: Ehren.

S. 271 Z. 2 v. u. lies: aufrecht statt: uafrecht.

S. 278 Z. 1 v. u. lies: keine Rücksicht statt: eine Rücksicht.



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Leben und Schriften	5
Von den Todesarten der Christenverfolger	15
Auszug aus den sieben Büchern religiöser Unterweisungen	93
Einleitung	95
Vorrede des Lactantius	108
Uebersetzung	110
Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel	223
Vom Zorne Gottes	229
Einleitung	231
Inhalt	233
Uebersetzung	236



# Bibliothek der Kirchenväter.

## Auswahl

der

vorzüglichsten patristischen Werke

in

deutscher Uebersetzung,

herausgegeben unter der Oberleitung

von

**Dr. Valentin Thalhofer,**

ordentlichem öffentlichen Professor der Theologie an der Universität München,  
Direktor des Georgianischen Klerikalseminars, bish. geistlichen Rath etc. etc.

---

K e m p t e n.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

BR  
60  
B3  
24

# Ausgewählte Schriften

des

## Sulpicius Severus,

eingeleitet, aus dem Urtexte übersetzt und erläutert

von

Priester Alons Bieringer,

1871  
Igl. Studienlehrer.

---

K e m p t e n.

Verlag der Jos. Rößel'schen Buchhandlung.

1872.



Sulpicius Severus

und

seine Werke.





## Einleitung.



Sulpicius Severus<sup>1)</sup> war um 363 n. Chr. in Aquitanien, wahrscheinlich in Toulouse, geboren. Seine Eltern, edlen Geschlechts, ließen den talentvollen Sohn auf's sorgfältigste erziehen und bilden. In Bordeaux klassisch geschult wählte er auf seines Vaters Wunsch die juridische Laufbahn und galt bald als eine Rednergröße. Er verheiratete sich mit der Tochter einer consularischen Familie, welche Ehe, schön und glücklich, bald durch den Tod der jungen Frau gelöst wurde. Auf den Rath seiner für ihn zärtlich besorgten und sorgenden<sup>2)</sup> Schwiegermutter Bassula und nach dem Beispiel des großen Paulinus von Nola, seines etwa zehn Jahre mehr zählenden Freundes, entsagte

---

1) Eigentlich Severus Sulpicius. — Severus ist der Eigename, Sulpicius der Beiname. Seit Beginn der Kaiserzeit tritt der Eigennamen häufig nach. Unser Schriftsteller nennt sich selbst so. Vergl. ep. II., ep. III. Von seinen Zeitgenossen, wie von Hieronymus und Paulinus von Nola, wird er geradezu Severus genannt, wie er sich selbst einmal so heißt. — Reinkens, Martin von Tours 2c., Breslau 1866, S. 258.

2) Sie hatte ihren geliebten Schwiegersohn nach dem Tode ihrer Tochter förmlich adoptirt. De Prato I. p. LX—LXI.

er der Welt und verzichtete auf das reiche väterliche Erbe. Er ging<sup>1)</sup> etwa 393 nach Tours, wo das Licht des vierten Jahrhunderts leuchtete, der große Mönch und Bischof Martinus. Der Heilige nahm den hochadeligen feingebildeten Mann mit aller Liebe und Demuth auf, sprach nur von der Nothwendigkeit, dem Beispiel des Paulinus zu folgen, und bestimmte ihn durch seine himmlische Weisheit und Liebenswürdigkeit wohl am meisten zur Hingabe an Christus. Severus ward Mönch, wie Paulinus; ob auch Priester, ist noch zweifelhaft. Gewiß aber ist, daß er seit seiner Conversion (Weltentsagung) gar häufig bei Martinus und sein Liebling war.<sup>2)</sup> Geistliche Ascese und literarische Thätigkeit füllten seine Tage.<sup>3)</sup> Er scheint das Jahr 406 nicht überlebt zu haben.<sup>4)</sup> Sulpicius wird als Heiliger verehrt.

Als sein vorzüglichstes literarisches Produkt gilt unstreitig seine

*Vita Beati Martini*, während der letzten sieben Lebensjahre des heiligen Bischofs (394—401) geschrieben, nach dessen Tode herausgegeben. Derselben reihen sich drei Briefe und zwei Dialoge ergänzend an.<sup>5)</sup>

1) Der Zweck der Reise scheint zunächst in dem Streben gelegen zu haben, die Grundlage zu einer Biographie des Wundermannes an Ort und Stelle selbst zu gewinnen. Sulp. Sev. *vita* c. 25 in princ.

2) So nennt ihn Paulinus ep. XI. „Martini beatissimi frequentatorem“, und er selbst schreibt von sich dial. II. 13: „... Iste Sulpicius, sicut apud eum (Martinum) nemo familiaris loquebatur, coepit orare... wie auch eod. loco: „Nihil erat, quod ei Sulpicius non extorqueret invito.“

3) Gennadius nennt ihn in seinem Verzeichnisse berühmter Männer „virum genere et literatura nobilem et paupertatis atque humilitatis amore conspicuum.“ Halmii Praefatio recensiois p. XIII.

4) De Prato I. p. LXXIII.—LXXV. Reintens p. 262.

5) Gregor von Tours spricht von drei Schriften über das Leben des Martinus — de cuius vita tres a Sulpicio Severo

Außerdem existiren von Severus *Chronicorum libri II*, zwischen 400—403 verfaßt. Sie geben einfach und kurz die geschichtlichen Hauptmomente von Erschaffung der Welt bis zum ersten Consulat des Stilico (400 n. Chr.).

Ueberdieß schrieb Severus noch eine Menge Briefe verschiedenen Inhalts, wie an seine Schwester Claudia und an seinen Freund Paulinus;<sup>1)</sup> von diesen Briefen sind die meisten verloren. In der klassischen Textausgabe der Werke des Severus von C. Halm<sup>2)</sup> finden sich am Schlusse als Appendix *Septem epistulae, quae Sulpicii Severi nomen ferunt*.

Die Schriften des Severus, vorzugsweise die *Vita B. Martini* mit ihren Supplementen, fanden sofort bei ihrem Erscheinen die feurigste Anerkennung<sup>3)</sup> und bald nach ihrer

*libros conscriptos legimus. Historia Francorum lib. X. c. 31.* Die *Vita* mit den Briefen bildete wahrscheinlich den liber I., der *dialogus I.* den lib. II., und der *dial. II.* den lib. III. In den gewöhnlichen älteren Ausgaben sind drei Dialoge unterschieden, was nicht richtig ist, wie schon De Prato vol. I. p. 266 sq. dargethan. Doch hat C. Halm in seiner Textesrezension die Dialognummern und die alte Citirungsweise beibehalten, was auch in unserer Arbeit geschieht.

1) Beide Freunde standen in brieflichem Verkehr, was die noch vorhandenen Briefe des P. an S. beweisen. Meinkens S. 261.

2) Im *corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum*, dessen Herausgabe die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien auf ihre Kosten unternommen hat, bildet diese Pracht- und Musterausgabe den ersten Band. (Vol. I.) Der volle Titel der Rezension, welche von einer formell und materiell gleich ausgezeichneten Praefatio eingeleitet wird, lautet:

*Sulpicii Severi libri qui supersunt. Recensuit et commentario critico instruxit Carolus Halm. Vindobonae apud C. Geroldi Filium Bibliopolam Academiae. MDCCCLXVI.*

3) Paulinus von Nola preist den heil. Martinus selig, weil er gewürdigt worden, einen Biographen wie Severus zu finden. *Epist. XI.* (nach anderer Ordnung) an Severus n. 11. (Meinkens S. 210. Anm.)

Publicirung die weiteste Verbreitung.<sup>1)</sup> Nicht minder dienten sie begabten und erleuchteten Männern der Mitzeit und der späteren Jahrhunderte als mächtiger Impuls und Stachel zu ähnlichen Verherrlichungen des Martinus. Dichtkunst<sup>2)</sup> und Beredsamkeit,<sup>3)</sup> gelehrte Forschung und Geschichtschreibung,<sup>4)</sup>

1) Im Jahre 441 schrieb der Presbyter Uranius in seinem Briefe über den Heimgang des heil. Paulinus an Pacatus, die Vita B. Martini des Severus werde von Allen gelesen. Nach Rom brachte sie zuerst Paulinus; bald las sie ganz Italien; Dial. II. (III.), 17. Durch Pilgermönche lernte sie Aegypten und die Wüste kennen. Nach Postumian's enthusiastischer Versicherung war Martinus Afrika und Asien nicht minder denn Europa bekannt; Dial. I. 26. An Abschreibern, also auch Manuscripten fehlte es nicht. Die jüngeren Schüler des Martinus bereits beschäftigten sich mit Bücherabschreiben. Vergl. vita c. X. Ferner war der Eifer für Heiliges und Heilige bei den Mönchen und Klerikern glühend, durch die römische Welt Herrschaft aber der Verkehr unter den Völkern leicht.

2) Paulinus von Perigueux (um 460 n. Chr.) und Fortunatus von Treviso, später Priester und Bischof von Poitiers (c. 600), in Epen, der eine mit sechs, der zweite mit vier Büchern.

3) Gregor von Tours (573—595); Alkuin († 804), der Freund und „Unterrichtsminister“ Karls des Großen, durch seine vita seu homilia in natalem S. Martini. Dieser Gelehrte, Abt von S. Martin zu Tours, vervielfältigte auch die Vita B. M. durch gute Handschriften; Odo, Abt von Clugny, der Begründer des Ruhmes der Congregation von Clugny, (927—942) durch Sermonen, Antiphonen, Abhandlungen; Petrus Damiani (c. 1070) durch einen glänzenden sermo de S. Martino; ebenso Bernhard von Clairvaux durch seinen sermo in festo B. Martini, in der Folge vielen Handschriften der Vita als Schluß hinzugefügt. Siehe Bibliotheca historica medii aevi von August Potthast, Berlin 1862, S. 805—806. (Reinfens S. 274 u. f.)

4) So schrieb Gregor von Tours vier Bücher de miraculis S. Martini, in denen 200 Wunder berichtet werden, wie sie Gregor selbst gesehen und erlebt oder von glaubwürdigen Männern gehört hatte. — Was in Abhandlungen bis 1741 geleistet worden, hat De Prato in seinen dissertationes und observationes zu Sulp. Seb. genau verzeichnet und meist gewürdigt.

Plastik<sup>1)</sup> und Musik<sup>2)</sup> haben den Auserwählten des Herrn gefeiert, und jedes weltgeschichtliche Volk des christlichen Europa hat für diesen Zweck das Seinige gethan. In neuerer und neuester Zeit haben Franzosen und Deutsche in gelehrter Forschung und literarischem Eifer wie um die Wette miteinander gerungen; die Ersteren<sup>3)</sup> haben vielfach für die Erbauung, die Letzteren<sup>4)</sup> für die Ausforschung des

1) Schon Bischof Perpetuus (c. 460) baute über dem Grabe des Heiligen eine große, prächtige Kirche, welche Gregor, der sie selbst sah, genau beschreibt. Greg. hist. Franc. II. 14. Appollinaris Sidonius und Paulinus von Perigueux versehen sie mit Versinschriften. Die des Ersteren beginnt mit dem Verse: *Martini corpus, totis venerabile terris.* (Reinkens S. 200.) Nach Frankreich baute England die erste Martinskirche. Was die deutschen Lande an Martinskirchen besitzen, wäre kaum aufzuzählen.

2) Siehe S. 10 Anm. 3. Abt von Clugny.

3) In rühmenswürdiger Weise Elies du Pin in seiner *Nouvelle Bibliothèque des Auteurs eccles.* und *Le Main de Tillemont in Mémoires pour servir à l'histoire eccl.* T. X. sec. partie p. 5–85. In jüngster Zeit Achilles Dupuy in seiner Geschichte des heil. Martinus, 1852 bei Laberdzè zu Tours erschienen. Wissenschaftlich werthvoll ist besonders der II. Theil der gelehrten Arbeit.

4) C. Halm und C. Zangemeister lieferten den geläutertsten Text, so daß mit Halm's Rezension die Texteskritik abgeschlossen scheint. Von früher lebenden Gelehrten hat der Dratorianer Hieronymus de Prato durch seine Veroneser-Ausgabe von 1741 immerhin große Verdienste sich erworben. — Die Chronologie, ein gar schwieriges Gebiet, fand mehr Bestimmtheit durch das gründliche Programm des Jakob Bernays: „Die Chronik des Severus. Berlin, 1861.“ Unter den Früheren hat der Italiener Pagi sich fast einzig hervorgethan in seiner *Critica historico-chronologica in universos annales eccl. etc.* Baronii T. I. p. 474. Dieser scharfe Geist legte auch in einer besondern Dissertation seine Untersuchungen über Jahr und Tag des Todes des heil. Martinus nieder. Pagi ward nur von de Prato gewürdigt und berücksichtigt. In jüngster Zeit hat Reinkens für die Chronologie der Vita Tüchtiges geleistet. Siehe Reinkens, Martin von Tours, Beilage I.

Mythischen in der Legende und in der Verehrung des heil. Martinus, für Sicherstellung des Textes und der Chronologie, wohl auch des historisch Thatsächlichen gearbeitet. Doch haben auch Gelehrte anderer Nationen, besonders Italiens, um Text und Chronologie sich verdient gemacht.

Was nun die Ueberlieferung des Textes der Schriften des Severus betrifft, so stützt sich der Text der *Chronica* auf Eine Handschrift, von Glacius Altricus für die erste Druckausgabe (Basel 1556) als *codex Hildesianus* benutzt, der übrigens nach C. Halm's und C. Zangemeisters endgiltigen Untersuchungen nichts Anderes als der *codex Vaticanus* ist, welcher 1623 aus der Heidelberger Bibliothek nach Rom gekommen war.

Die *Vita* mit ihren Supplementen werden in zwei Handschriftenfamilien, in der italischen und gallisch-germanischen Familie, überliefert.

Zur ersten Familie gehört der *codex Veronensis* aus dem VII. Jahrhundert, eine Copie des sogenannten *Capitular-Codex*, den ein Lector der bischöflichen Kirche zu Verona, Ursicinus, im Jahre 519 abgeschrieben. Ein zweites Kind der italischen Familie ist der *codex Brixianus* aus dem XIV. Jahrhundert.

Zur gallisch-germanischen Familie zählen der *codex Quendlinburgensis* aus dem IX. Jahrhundert, der *codex Frisingensis* (*Monacensis*) n. 6326 aus dem X. Jahrhundert,

der *codex Augustanus* (*Monacensis*) n. 3711 aus dem XI. Jahrhundert.<sup>1)</sup>

Die erste Druckausgabe erschien im Jahre 1500 zu Zwolle; sie enthielt die *Vita* mit den Supplementen.<sup>2)</sup>

1) Vergl. die praefatio der Halm'schen Rezension.

2) „Alii eam anno 1490, alii a. 1495 adscribunt. Titulus libelli 36 foliis constantis hic est: In hoc opere continetur vita Martini Turonensis archiepiscopi cum tribus opusculis dyologorum perscripta ab eloquentissimo oratore Severo

Ein Jahr darauf edirte Aldus zu Venedig die Vita. Für viele spätere Ausgaben war die des Wolsfg. Lazius (Basel 1551) in Bezug auf Text eine Autorität. Die Chronica erschienen, wie schon gesagt, zum erstenmal 1556 zu Basel.<sup>1)</sup> Die Veroneser Ausgabe des G. de Prato für welche nebst dem cod. Veronensis viele andere Handschriften benutzt wurden, war unter den früheren Ausgaben die werthvollste.<sup>2)</sup> Mit der oft berührten Halm'schen Ausgabe, welche alle Schriften<sup>3)</sup> des Sulpicius Severus und den geläutertesten Text enthält, dürfte die Serie der Textausgaben geschlossen sein.<sup>4)</sup>

Was ferner den Inhalt der Schriften des Severus anlangt, so geben die Chronica, wie oben gesagt, die Hauptmomente der Weltgeschichte bis zum Jahre 400 und sind also aus den Quellen zu beurtheilen.

Die Vita aber mit den drei Briefen und den zwei Dialogen sind uns selbst Quelle und zwar eine reine und lautere, da Severus bei Abfassung derselben nur Selbsterlebtes oder von den glaubwürdigsten Zeugen Gehörtes mit stetem Hinblick auf seinen Richter Christus überliefert hat.<sup>5)</sup> An der Thatsächlichkeit und geschichtlichen Wirklichkeit des Inhalts dieser Schriften kann und darf sonach nicht gezweifelt werden. Es handelt sich also nur darum, deren Inhalt, der größtentheils ein wunderbarer ist, zu glauben und zu erklären.

---

Sulpitio, ejusdem viri sanctissimi discipulo.“ Cfr. praef. Halmii p. X.

1) Dieselben wurden nach Flacius Illyricus von Victor Giselinus (Antwerpen 1574), von Carolus Sigonius (Bologna 1581), von Jo. Drusius (Arnheim 1607) und Anderen mit dem Vulgärtext des Flacius herausgegeben.

2) Siehe S. 11 Anm. 4 und Reinkens S. 273.

3) Die septem epistulae, quae Sulpicii Severi nomen ferunt, haben nach Halm den Schriftsteller, dessen Namen sie tragen, nicht zum Verfasser. Praefatio p. XII.

4) Siehe oben S. 9. Anm. 2; S. 11. Anm. 4.

5) Sulp. Sev. Vita S. Martini I, 9. XXVII, 7.



Für den römisch-katholischen Christen, ja für den gläubigen Christusbekenner überhaupt, bieten die von Severus aufgeführten Wunder keine Schwierigkeit.

Der heil. Gregor von Tours, sagt Stolberg, hat uns das Zeugniß von sieben Bischöfen aufbewahrt, welche bekennen, daß vor Martinus' Zeit in Gallien der Christen sehr wenige, verglichen mit der großen Zahl der Heiden, gewesen.<sup>1)</sup> Der heil. Martinus war also zu einer großartigen Missionsthätigkeit von Gott ausersehen und hatte sonach das Christenthum in einem großen Theile Galliens anzupflanzen oder neu zu beleben.<sup>2)</sup> Die Wunder, welche der heil. Martinus gewirkt, waren demnach zur Begründung des Christenthums nothwendig, und es wäre das größte Wunder, wenn bei der Hartnäckigkeit heidnischen Wahnes und Aberglaubens die Heilslehre ohne Wunder Wurzel gefaßt hätte.<sup>3)</sup> Durch die demüthige Uebernahme des unbillreichen Exorcistats aber und seinen heroischen Vervollkommnungseifer hatte Martinus sich zum würdigen Werkzeuge der himmlischen Gnadengaben, so viel an ihm lag, vorgestellt. So erstand in ihm „eine so glänzende Erscheinung unter den Heiligen der Kirche, daß der große Bernhard von Clairvaux seine Brüder glaubte darauf aufmerksam machen zu müssen, daß derselbe doch ein Menschenkind gewesen sei, auf Erden geboren, erzogen, geübt und geprüft und auf Erden auch vollendet. Daher habe er durch den Glauben

1) Geschichte der Religion Jesu Christi 13. Bd. S. 119, 46. Siehe darüber auch Vita XIII. 9.

2) „Martinus kam in sein Bisthum so ziemlich wie in das Land der Ungläubigen, nur daß er in der Hauptstadt seines Gebietes einen ruhigen Sitz und wie eine Burg des Christenthums hatte.“ Reinkens S. 121.

3) „Haec (signa) necessaria in exordio Ecclesiae fuerunt. Ut enim ad fidem cresceret multitudo credentium, miraculis fuerat nutrienda. Quia et nos, cum arbusta plantamus, tamdiu eis aquam infundimus, quousque ea in terra jam coaluisse videamus.“ S. Greg. Pap. hom. 29. post init.

und durch die Sacramente ein gnadenvolles Tugendleben geführt, worin er nachahmbar sei, während seine Wunder als die Wirkungen göttlicher Kraft in ihm nur bewundert werden dürften. Die Großthaten und über menschliche Art erhabenen Seiten des Heiligen möge man betrachten wie prachtvolle Gefäße, welche dieser Reiche in Gott besitze, schwer von Gold, strahlend von Edelsteinen, kostbar wie durch den Stoff, so durch die Arbeit; aber diese herrlichen Gefäße seien an sich ungenießbar für die gewöhnlichen Menschenkinder; man möge nicht darnach verlangen, sie selbst zu kosten, sondern nur ihren Glanz bewundern, worin Gott sich offenbare, und worin die Tugenden der Heiligen zur Nachahmung mehr begeisterten.“<sup>1)</sup> Wie seinem Biographen<sup>2)</sup> und seinen Zeitgenossen galt also Martinus allen erleuchteten Männern der Nachzeit als eine wunderbare, ebenso liebliche wie großartige Erscheinung; er lebte ja so ganz in Gott und in Ihm dem Heile und Wohle der Mitmenschen.

Die Biographie mit ihren Supplementen liefert aber nicht nur wunderbaren Inhalt und Belege für die Anpflanzung und Verbreitung des Christenthums in den gallischen Ländern. Diese Schriften fördern auch das schätzbarste Material zu Tage für die Kenntniß und Würdigung des Mönchthums im Orient und Occident,<sup>3)</sup> für einzelne Partien der politischen<sup>4)</sup> und Kirchengeschichte,<sup>5)</sup> für die Ein-

1) Sermo in festo S. Martini bei Reinkens p. VII.

2) Da, wo Sulpicius Severus den Heiligen charakterisirt und sein Lob verkündet, steigt und erhebt sich seine Schreibart im Fluge edelster Begeisterung und wälzet sein Herz in heiligster Liebe zu Martinus förmlich über. Siehe z. B. Vita c. 25—27; die II. Epistel; dial. I. 24—26; dial. II. (III.) 17.

3) Siehe die Dialoge.

4) Z. B. über die Legitimität der Regierung eines Maximus, dessen Stellung zur Kirche, die Art und Weise und das Ende seiner Regierung, die Präfectenherrschaft in Gallien u. dgl. Vergl. Vita XX. Dial. II. (III.), 11—13. Dial. II. (III.), 8.

5) Wie über den Priscillianischen Streit. Dial. II. (III.) 11—13.

sicht in die Kultur des vierten Jahrhunderts, besonders des Alerus dieser Zeit. Die Schriften des Severus sind endlich vollgiltige Zeugen dafür, daß das römisch-katholische Christenthum allein eine harmonische Aus- und Durchbildung aller intellectuellen und moralischen Kräfte der Menschenseele zu vermitteln vermag, in welch' harmonischem Aufbau jede Art von Gabe ihre Verwendung, jede Art von Aufgabe ihre Erfüllung findet und Kopf und Herz, in der höheren Einheit christlichen Glaubens und Lebens in Friede und Eintracht verbunden, dem Berufe christlichen Denkens und Wirkens dienen.<sup>1)</sup>

Sprache und Stil endlich, in welchem der reiche und mannigfaltige Inhalt zum Ausdruck kommt, zeigen einen gründlich und klassisch geschulten Mann, dem die Rede in reiner und leichter Form von der Feder fließt und in allen Arten der Kunstprosa mit gleicher Gewandtheit sich bewegt. Natürlich bedingt christliche Anschauung und Kultur vielfach neue Begriffe und Redensarten.

Unsere Arbeit nun, welche im Theil der Uebersetzung auf eigenen Füßen steht, im Theil der Anmerkungen, wie ersichtlich, vielfach Reinkens' gründliche Schrift: „Martin von Tours, der wunderthätige Mönch und Bischof, Breslau 1866“ benützt und wie des M. Minucius Felix „Octavius“ nach dem Satze: „Jeder Sprache das Ihrige“ gefertigt ist, dürfte mit Recht die erste vollständige deutsche Uebersetzung<sup>2)</sup> heißen.

1) Die Mönche in den Schriften des Severus erscheinen als das Gegentheil dessen, was Vorurtheil und unwissenschaftlicher wie unmoralischer Subjectivismus aus ihnen macht. Wissenstrieb und edle Neugier, Witz und Laune, liebevolle Rederei und Theilnahme, Freundschaft und Geselligkeit, aufrichtiges, ernstes Wahrheitsstreben und zartestes Mitleid begegnen uns bei diesen Mönchen, welche deßhalb bei objectiver Betrachtung keineswegs als „finstere“ Wesen erscheinen.

2) Im Jahre 1870 erschien zu Nürnberg von Pfarrer F. F. Reinlein eine Uebersetzung der Vita, welche aber wegen

Sie bringt die Werke des Severus in chronologischer Reihenfolge und schickt denselben Disposition und Inhaltsanzeige, der Vita auch eine kurze chronologische Uebersicht voran.

---

allzu freier Bewegung den Namen einer schulgerechten Uebersetzung nicht verdient.

Freising am 11. November als am Festtage des heil. Martinus 1872.

Der Uebersetzer.





# Des Sulpicius Severus

B u c h:

## Leben des heiligen Martinus, Bischofs und Bekenners.



Mit den Supplementen:

drei Briefen und zwei Dialogen.







# Einleitung.

---

## A. Disposition der Vita.

---

Einleitung: Gefühle und Wünsche des Verfassers bei Auslieferung der Vita an Desiderius.

Kap. 1. Zweck und Absicht des Severus bei Abfassung des Büchleins — die Hoffnung auf Gotteslohn und die christliche Nächstenliebe.

Kap. 2—6. Martinus' Geburt und sein Leben bis zur Klostergründung.

Kap. 7—9. Martinus' des Mönchs Wunderkraft sichtbar bei zwei Todtenerweckungen. Seine Wahl zum Bischof von Tours.

Kap. 10—25. Martinus, der Mönch-Bischof, als Eiferer für Christus, als Gebieter über die Elemente, die Krankheiten, die Heiden und die Dämonen dargestellt.

Kap. 26—27. Kurze Charakteristik des inneren Lebens des Heiligen. Des Biographen Schlußwort.

## B. Inhaltsanzeige der Vita und der drei Episteln.

---

Vorrede: Des Biographen Quasi-Dedication der Vita, Wunsch der Geheimhaltung des Büchleins. Ent-

schuldigung ob des Stils. Für den Fall der Publication Wunsch der Anonymität.

- Kap. 1. Die Vita nicht aus Sucht nach Menschenlob, sondern in der Hoffnung auf Gotteslohn und zur Erbauung des Nächsten abgefaßt. Ihr Inhalt mit Rücksicht auf die Leser nicht vollständig. Alles Erzählte wahr.
- Kap. 2. Martinus' Geburt und Abstammung, Katechumenatsbeginn, Fahnenzwang, Soldatenleben.
- Kap. 3. Martinus' Manteltheilung und Traumgesicht. Seine Taufe; fortgesetzter Militärdienst aus Nächstenliebe.
- Kap. 4. Martinus' Abschiedsgesuch an Kaiser Julian. Abschlüssiger Bescheid. Martins edle Renitenz und Entlassung.
- Kap. 5. Martinus' Reise zum heil. Hilarius. Seine Weihe zum Exorcisten. Seine gefahrenreiche und gnadenvolle Reise zu den Eltern.
- Kap. 6. Die Bekehrung seiner Mutter. Rückkehr nach Italien. Seine leidenvolle Confessio Christi den Arianern gegenüber. Aufenthalt auf der Hühnerinsel. Seine wunderbare Rettung.
- Kap. 7. Martinus' Begründung des occidentalen Mönchthums durch sein erstes Kloster bei Poitiers (Ligugé). Sein erstes Wunder eine Todtenerweckung.
- Kap. 8. Seine zweite Todtenerweckung.
- Kap. 9. Seine Wahl zum Bischof von Tours. Beschämung eines oppositionellen Bischofs.
- Kap. 10. Martinus als Bischof derselbe, wie als Mönch. Seine Einsiedelei bei Tours; um ihn die Jüngerschaft. Ihre Lebensweise. Ihr Ansehen.
- Kap. 11. Martinus der genaue Prüfer von Thatfachen; wunderbare Einstellung der abergläubischen Verehrung eines Räubergrabes.
- Kap. 12. Martinus — Gebieter der Heiden; Bannung eines vermeintlichen heidnischen Opferzuges.
- Kap. 13. Martinus — Zerstörer der Götzen: Sturz eines Heidentempels. Fällung einer heiligen Fichte durch

Martinus' Vertrauen auf Gott ermöglicht. Wunderbarer Vorgang.

- Kap. 14. Martinus — Banner der Feuersgewalt und von Engeln beschützter Zerstörer der Götzwohnungen.
- Kap. 15. Martinus' wunderbare Rettung bei Mord- und Wuthanfällen der Heiden. Hauptmittel der Befeh- rung — das Wort Gottes.
- Kap. 16. Charisma der Krankenheilung. — Heilung eines gänzlich gelähmten Mädchens mit benedicirtem Del.
- Kap. 17. Martinus — Gebieter der Dämonen: Heilung zweier Besessener.
- Kap. 18. Martinus — Beschämer der lügenhaften verfol- gungsfüchtigen Dämonen. — Heilung eines Aus- sätzigen durch Ruß und Segnung. Theile seines Habits befreien von Krankheiten.
- Kap. 19. Eine Heilung durch einen Brief des Martinus. Des Paulinus Befreiung von Augenleiden. Martinus' Heilung durch einen Engel.
- Kap. 20. Martinus der unerschrockene Diener Christi dem kaiserlichen Hofe gegenüber. Sein echt apostolisches Benehmen an der kaiserlichen Tafel.
- Kap. 21. Martinus' ehrende Besuche durch Engel, ver- suchende durch Satan. Des Letzteren Schädigungs- sucht durch einen Fall beleuchtet.
- Kap. 22. Martinus' Anfechtung durch den vielgestaltigen Satan; dessen Vorwürfe und Schmähungen mit dem Schwerte göttlicher Wahrheit und Liebe zurück- gewiesen.
- Kap. 23. Eines scheinheiligen Mönchs Satansgeschenk: dessen Vertilgung aus Furcht vor Martinus.
- Kap. 24. Mehrere Männer in Spanien vom Satan ver- führt und getäuscht — ein Beweis für die Existenz des Antichrist. — Entlarvung des für Christus sich ausgebenden Satans durch Martinus.
- Kap. 25. Des Biographen Besuch bei Martinus; dessen Charisma heiliger Rede und Wissenschaft.

Kap. 26. Kurze Zeichnung des inneren Lebens des Heiligen.

Kap. 27. Fortsetzung. Sacerdotes Sacerdoti adversantur. Des Biographen wiederholte Erklärung seiner reinsten Absichten bei Abfassung der Vita, seiner Wahrheitsliebe, seiner Hoffnung auf Gotteslohn für den gläubigen Leser.

Erster Brief an Eusebius. Martinus' Verhöhnung durch einen Bösewicht in das rechte Licht gesetzt durch Nachtrag und richtige Würdigung eines wunderbaren Vorgangs.

Zweiter Brief an Aurelius. Trauerbotschaft, Martinus' Tod betr.

Dritter Brief an Bassula. Scheintadel der Mutter durch den Sohn: Erzählung der näheren Umstände beim Heimgang des Martinus. Dessen Bestattung und ewige Glorie — in herrlicher oratorischer Parallele durchgeführt.

## C. Kurze chronologische Uebersicht <sup>1)</sup> zur Vita und den Briefen.

Martinus geboren	336 n. Chr.
Katechumen	346
wünscht Einsiedler zu werden	348
wird Reiterofficier	351
wird getauft	354
wird verabschiedet	356
geht zu Hilarius im Spätsommer	356
reist zu den Eltern nach Pannonien	
im Herbst	356
kehrt nach Italien zurück, hält sich	
in Mailand auf, bekennet Chri-	

1) Diese Uebersicht gründet auf den Untersuchungen von Reinkens.

stum den Sohn Gottes, lebt auf	
der Hühnerinsel . . .	357—359 n. Chr.
Martinus kehrt nach Gallien zu Hilarius	
zurück . . . . .	360
gründet bei Poitiers das erste	
Kloster des Abendlandes (Rigugé)	361
ist der wunderthätige Mönch von	361—375
wird Bischof von Tours . . .	375
erscheint auf der Synode zu Trier	385
wird von Sulpicius Severus be-	
sucht . . . . .	393
stirbt . . . . .	401 (11. Nov.)



## Das Leben des heil. Martinus, Bischofs und Bekenners.

---

Severus grüßt seinen viellieben Bruder Desiderius. Mein Büchlein über das Leben des heiligen Martinus, gleichgesinnter Bruder, hatte ich fest im Sinne auf seinem Papier geheim und innerhalb der Wände des Hauses zurückzubehalten. Denn von Natur gar schwach, mied ich der Menschen Urtheil, um nicht — was wohl eintreffen wird — mit meiner rauen Sprache den Lesern zu mißfallen und dazu allerseits höchst tadelnswerth mich hinzustellen, da ich unverschämter Weise einen Stoff für mich in Anspruch genommen, der sprachgewandten Schriftstellern vorzubehalten war. Aber auf dein öfteres Bitten hin mußte ich Ja sagen. Wo wäre wohl der Aufwand, den ich nicht deiner Liebe, sogar zum Nachtheil meiner Ehre, zum Opfer brächte? Jedoch stelle ich dir hiemit das Schriftchen mit einem Vertrauen zu, das mich zur Hoffnung berechtigt, du werdest es Niemand verrathen, weil du dieß gelobtest. Aber ich fürchte, du möchtest seine Ausgangsthüre werden, so daß es hinausgelassen nicht mehr zurückgerufen werden kann. Trifft dieß ein und siehst du das Büchlein von Manchen gelesen, so

wirst du mit gütiger Erlaubniß von den Lesern fordern, sie möchten mehr auf den Inhalt als auf die Form sehen und nicht böse werden, wenn etwa ihre Ohren fehlerhafter Stil beleidigt, weil das Reich Gottes nicht in schönen Worten, sondern im Glauben besteht. Auch mögen sie im Sinn behalten, daß der Welt das Heil nicht von Redekünstlern, sondern von einfachen Fischern gepredigt worden ist, obwohl der liebe Gott, wäre es so nützlich gewesen, allerdings auch Ersteres hätte thun können. Denn seit dem ersten Augenblicke, als ich zur Feder griff, war ich mit mir im Reinen, selbst vor Solöcismen nicht zu erröthen, aus drei Gründen: erstens hielt ich es für eine Sünde, wenn die Tugenden eines so heiligen Mannes verborgen blieben; zweitens habe ich mir nie eine besondere Kenntniß in der Redekunst angeeignet; <sup>1)</sup> endlich habe ich das, was ich etwa dereinst in diesem Fache gewonnen, ganz und gar wegen Mangel an Uebung die lange Zeit hindurch verlernt. Uebrigens möge, wenn du es für gut findest, das Schriftchen anonym erscheinen, damit uns nicht eine so lästige Vertheidigung in Aussicht stehe. Zu diesem Behufe radire den Titel des Schriftchens aus, so daß das Blatt keinen Namen nennt und nur den Stoff, was genügt, nicht den Biographen zur Sprache bringt.

1. Sehr viele Menschen, eitler Weise weltlichem Streben und Ruhm ergeben, suchten einen vermeintlich ewigen Namen sich damit zu machen, wenn sie berühmte Männer mit ihrer Feder verherrlichten. Diese Mühe nun schuf allerdings eine zwar nicht alle, aber doch einige Zeit dauernde Frucht ihrer Hoffnung, weil sie einerseits ihren Namen, wenn auch ohne wahren Nutzen, fortpflanzten, anderseits aber in ihren Lesern durch Vorführung erhabener Musterbilder eine nicht geringe Nachahmung erweckten. Jedoch resultirte dieß ihr sorgenvolles Streben durchaus nicht für das selige, ewige

---

1) Sulpicius Severus ward von seinen Zeitgenossen die Palme der Beredsamkeit zuerkannt. (Meinkens pag. 259.)



Leben im Jenseits. Denn was nützte ihnen persönlich ihr Schriftsteller-Ruhm, bestimmt mit der Welt unterzugehen? oder welchen Vortheil zog die Nachwelt durch die Lectüre von Sektors Heldenthum und des Sokrates Lebensweisheit? <sup>1)</sup> Ist es doch nicht nur thöricht, ihnen nachzuahmen, sondern sogar unsinnig, sie nicht aufs schärfste zu bekämpfen als Leute, welche das menschliche Leben nur nach den Handlungen der Gegenwart beurtheilend, ihre Hoffnungen den Mährchen geopfert, ihre Seelen den Gräbern hingegeben, weil sie sich bloß für die Menschen verewigen zu sollen geglaubt, während es doch des Menschen Pflicht ist, eher ewiges Leben als ewiges Andenken zu suchen, nicht durch Schriftstellerei oder Kampf und Philosophie, sondern durch ein frommes, heiliges und gottverbundenes Leben. Leider hat dieser menschliche Irrthum, durch die Literatur traditionell geworden, solche Kraft gewonnen, daß er gar viele Nachäffer in der eiteln Philosophie oder jenem thörichten Heldenthum gefunden hat. Aus diesen Gründen scheint es ein der Mühe lohnendes Werk, wenn ich das Leben eines so heiligen Mannes als Musterbild für Andere beschreibe; und gewiß wird es ein Mittel sein, die Leser für die wahre Weisheit, den himmlischen Kriegsdienst und das göttliche Heldenthum zu begeistern. Bei diesem Versuche nun rechnen wir auch für uns und zwar in der Weise, daß wir nicht nutzloses Andenken von den Menschen, sondern ewige Belohnung von Gott erwarten, weil wir bei der Unmöglichkeit, unser bisheriges Leben für Andere als Musterbild aufzustellen, uns dennoch beflissen haben, einen Mann ans Licht zu ziehen, der alle Nachahmung verdient. Und so gehe ich denn an die Schilderung des Lebens des heiligen Martinus, wie es vor und im Episcopate gewesen, obgleich ich keineswegs auf Alles in seinem Leben kommen konnte. Denn all' das,

---

1) Den, an Beispielen der Vaterlands- und Wahrheitsliebe sich zu erbauen, nichts zu sagen vom formellen Nutzen, den Homer's und Plato's Lectüre bietet.

wobei er Niemand als sich selbst zum Zeugen hatte, weiß man nicht, weil er, ohne Sucht nach Menschenlob, so viel an ihm lag, wie er sagte, alle seine Wunderkräfte verborgen wissen wollte. Gleichwohl haben wir auch Mehreres von dem uns Bekannten übergangen, weil wir die Aufzeichnung des Bedeutendsten für genügend hielten: zugleich mußte man auch auf die Leser denken und verhüten, ihnen durch zu große Stoffanhäufung die Lust zum Lesen zu nehmen. Ich gehe aber alle meine Leser dringend an, dem Gesagten Glauben zu schenken und sich zu sagen, ich habe nur Gewisses und Erwiesenes geschrieben: sonst hätte ich ja Schweigen falscher Rede vorgezogen.

2. Martinus stammte aus Sabaria,<sup>1)</sup> einer Stadt Pannoniens, erhielt aber seine Erziehung auf italischem Boden, in Pavia.<sup>2)</sup> Seine Eltern waren in den Augen der Welt nicht geringsten Standes, jedoch Heiden. Sein Vater war Anfangs gemeiner Soldat, später aber Oberst. Martinus folgte als junger Mann ebenfalls dem Waffenhandwerk und diente in der kaiserlichen Garde unter dem Alleinherrscher Constantius,<sup>3)</sup> dann unter Cäsar Julianus.<sup>4)</sup> Dieß geschah aber nicht nach seinem Sinn, weil fast von der Wiege an die heilige Kindheit des edlen Knaben lieber den Dienst Gottes anstrebte. Denn schon als zehnjähriger Knabe nahm er gegen den Willen seiner Eltern seine Zuflucht zur Kirche und verlangte Aufnahme unter die Katechumenen. Bald wunderbarer Weise im Gotteswerke ganz umgewandelt sehnte er sich, zwölf Jahre alt, nach dem Einsiedlerleben und hatte seine Wünsche erfüllt, wenn nicht

1) Sabaria — wahrscheinlich das heutige Stein = am = Anger (magyar. Szombathely) im ungarischen Comitat Eisenburg.

2) Das alte Ticinum, noch früher Caesarodunum genannt.

3) Regierte von 350—361 n. Chr. Martinus kämpfte wohl die Schlachten gegen Magnentius mit, der 353 zu Lyon durch seine eigene Hand fiel. Der Hauptkampf war 351 bei Mursa (Eßel) in Niederpannonien, wo Constantius Sieger war.

4) Flavius Julianus Apostata, 361—364 n. Chr.

in der Bartheit des Alters ein Hinderniß bestanden hätte. Seine Seele jedoch bewegte sich immer um Klöster oder um die Kirche herum und sann schon im Knabenalter aus, was sie später im Mönchsstande ins Leben umsetzte. Da aber eine kaiserliche Verordnung<sup>1)</sup> den Eintritt der Veteranen-Söhne in die Armee befahl, verrieth ihn sein Vater, der ihm seine glücklichen Tage mißgönnte. Martinus ward in einem Alter von fünfzehn Jahren festgenommen und gefesselt auf die Fahne beeidigt.<sup>2)</sup> Er wollte nun nur Einen Diener als Begleiter, den jedoch abwechselnd der Herr bediente, so daß er ihm in der Regel mit eigener Hand die Schuhe abzog und sie auch putzte. Auch aßen sie mit-sammen, wobei zum öftern Martinus den Aufwärter machte. Es verflossen fast drei Jahre vor der Taufe, daß er in der Armee war, doch frei von den Gewohnheitsünden der Soldaten. Reich war seine Güte gegen die Kameraden, wunderbar seine Liebe, seine Geduld und Demuth aber mehr als menschlich. Seine Genügsamkeit braucht kein spezielles Lob; er übte sie in dem Grade, daß man ihn schon damals nicht für einen Soldaten, sondern für einen Mönch ansah. Für diese Tugenderweise fühlten sich ihm alle Soldaten so verpflichtet, daß sie ihn ungemein liebten und verehrten. Obwohl noch nicht in Christo wiedergeboren, offenbarte er doch gewissermaßen den Täufling durch gute Werke: er sprang den Leidenden bei, brachte Hilfe den Unglücklichen, speiste die Hungrigen, bekleidete die Nackten, von seiner Gage behielt er nur das Nothwendige für den Tag; schon jetzt ein nicht tauber Hörer des Evangeliums, dachte er nicht auf morgen.

3. Eines Tages nun zu einer Zeit, da er außer seiner Armatur und der einfachen Uniform nichts besaß, mitten im Winter, der sich rauher als sonst angelassen hatte, so daß gar Viele in Folge der grimmigen Kälte starben, be-

1) Cod. Theod. L. VII. t. 20. l. 2.

2) Martinus diente als Cavallerie-Officier.

gegnet er <sup>1)</sup> am Stadthore von Amiens einem armen Menschen ohne gehörige Bekleidung. Der nun hat die Vorbeigehenden, sich seiner zu erbarmen; aber alle gingen an dem Bedauernswerthen vorüber. Da erkannte der gottvolle Mann, daß der Arme ihm gehöre, da Andere nicht Barmherzigkeit übten. Was aber thun? er hatte ja nichts, als seinen Mantel, den er umhatte. Denn all sein Uebrigcs hatte er bereits für ähnliche Zwecke verwendet. Er zieht also sein Schwert, mit dem er umgürtet war, schneidet den Mantel in der Mitte auseinander und gibt dem Armen die eine Hälfte, die andere legt er sich wieder um. Während dieses Vorganges lachten Einige aus den Umstehenden, weil er, wie sie meinten, in Folge der Manteltheilung entstellt aussah; Viele jedoch, gesünderen Sinnes, seufzten gar sehr, daß sie nichts dergleichen gethan, obwohl sie als vermöglichere Leute allerdings ohne Selbstentblößung den Armen hätten kleiden können. In der folgenden Nacht nun, während er schlief, sah er Christum mit dem Mantelstück bekleidet, mit welchem er den Armen bedeckt hatte. Er wird angewiesen, den Herrn recht aufmerksam anzusehen und das geschenkte Kleid als sein früheres Eigenthum anzuerkennen. Darauf hört er Jesum zu der ihn umgebenden Engelschaar mit lauter Stimme sagen: „Martinus, noch Katechumen, hat mich mit diesem Kleide bedeckt.“ Wahrhaft eingedenk der Worte, die er früher gepredigt: „So oft ihr Einem aus den Geringsten etwas thut, habt ihr es mir gethan“, erklärte er in dem Armen seine eigene Person gekleidet und würdigte sich, um das Zeugniß eines so guten Werkes zu bekräftigen, in dem nämlichen Kleide zu erscheinen, das der Arme erhalten. Durch dieß Gesicht nun ließ sich der überglückliche Mann nicht zu irdischem Stolge aufblähen, son-

---

1) Ob zu Fuß oder Pferd, ist nicht gesagt. Als Cavallerie-Officier war er am Stadthor zu Amiens eher beritten als zu Fuß. Auch die traditionelle Darstellung kennt nur einen berittenen Martinus als Mann der Barmherzigkeit.

dern eilte, Gottes Güte in seinem Werke erkennend, als achtzehnjähriger junger Mann zur Taufe.<sup>1)</sup> Doch entsagte er nicht sofort dem Militärdienste, da er den Bitten seines Obersten nachgab, mit dem er in vertrauter Freundschaft zusammenwohnte. Denn nach Ablauf seiner Dienstzeit wollte jener, wie er zusagte, der Welt den Rücken kehren. Durch die Erwartung hierauf hingehalten war Martinus nach seiner Taufe fast noch zwei Jahre lang, freilich nur mehr dem Namen nach, Militär.

4. Inzwischen brachen die Barbaren in das Innere der gallischen Lande ein. Der Cäsar Julian concentrirte<sup>2)</sup> seine Armee bei der Stadt der Bangionen,<sup>3)</sup> worauf er anfing, den Soldaten ein Geschenk zu geben. Wie es dabei herkömmliche Sitte ist, ward Jeder einzeln vorgerufen, bis die Reihe an Martinus kam. Da nun glaubte dieser den rechten Zeitpunkt gekommen, um seine Entlassung zu bitten, — er meinte nämlich mit Annahme des Geschenktes, trotz der Unlust, weiter zu dienen, nicht mehr freie Hand zu haben, — und sprach zum Cäsar: „Bisher warst du es, dem ich gedient habe: laß mich nunmehr Gott dienen, dein Geschenk mag nehmen, wer Willens ist Schlachten mitzumachen; Christi Soldat bin ich; im Felde kämpfen darf ich nicht.“ Da brauste der Tyrann gegen diese Rede auf und sagte, die Furcht vor der Schlacht, die Tags darauf sein sollte, sei der Beweggrund für seine Dienstweigerung, nicht aber seine Religiosität. Martinus aber, unerschrocken und durch den ihm vermeinten Schrecken noch standhafter, erwiderte: „Wenn mein Entschluß der Feigheit zugeschrieben wird, nicht dem Glauben, so werde ich am morgigen Tage ohne Waffen vor der Schlachtreihe stehen und im Namen des Herrn Jesu durch das Kreuzzeichen, nicht durch Schild oder Helm geschützt, in die feindlichen Linien ohne Sorge eindringen.“ Er muß also ins Gefängniß, um seine Worte

---

1) Also im Jahre 354. — 2) Im Jahre 356. — 3) Das heutige Worms.

wahr zu machen und wehrlos sich den Barbaren entgegenzuwerfen. Am folgenden Tage schickten die Feinde Gesandte wegen des Friedens und ergaben sich mit all ihrem Hab und Gut auf Gnade und Ungnade. Wer nun sollte zweifeln, daß dieser Sieg in Wahrheit dem heiligen Manne zugesandt worden, da ihm gewährt wurde, nicht wehrlos in den Kampf gehen zu müssen? Und wie sehr auch der liebe Herr seinen Streiter sogar mitten unter den feindlichen Schwertern und Geschossen hätte erhalten können, so befeitigte er doch die Nothwendigkeit des Kampfes, damit des Heiligen Augen auch nicht durch den Tod Anderer verletzt würden. Denn keinen andern Sieg durfte Christus zum Schutze seines Streiters geben als die unblutige Unterwerfung der Feinde ohne alles Opfer.

5. Von dieser Stunde an sagte Martinus dem Kriegsdienste Lebewohl. Darauf suchte er den heiligen Hilarius, Bischof von Poitiers, auf,<sup>1)</sup> dessen Verlässigkeit in göttlichen Dingen damals für erprobt und erwiesen galt, und verblieb einige Zeit bei ihm. Es suchte aber Hilarius den jungen Mann durch die Weihe zum Diakon enger an sich zu ziehen und ihn für den göttlichen Dienst zu binden. Da aber dieser oft und oft widerstand und seine Unwürdigkeit entgegenhielt, erkannte der Mann höheren Geistes, es gebe nur Ein Mittel, Martinus dauernd zu gewinnen, nämlich die Auflegung eines Dienstes, dessen Besorgung Schmach und Unbill nicht ausschließe; er legte ihm daher das Exorcistat nahe, eine Weihe, welche Martinus nicht zurückwies, um nicht ein Verächter dieser Ordinationsstufe als einer niederen zu scheinen. Nicht lange darauf erhielt er im Schlafe die Mahnung, sein Vaterland und seine Eltern,<sup>2)</sup> welche noch das Heidenthum gefangen hielt, in heiliger Sorge zu besuchen und schickte sich mit Genehmigung des heiligen Hilarius, der ihm unter vielen Bitten und Thränen

1) Im Spätsommer 356.

2) Seine Eltern waren wieder in Pannonien.

Eulpius Severus' ausgew. Schriften.

das Versprechen der Rückkehr abgenommen, zur Reise an.<sup>1)</sup> Traurig, wie es heißt, trat er diese Wanderung an und versicherte seinen Mitbrüdern, daß er viel Ungemach erdulden würde: ein Wort, das in der Folge die Erfahrung bestätigte. Das Erste war, daß er sich mitten in den Alpen verirrte und unter die Räuber fiel. Als hier Einer sein Beil schwang und gegen Martins Haupt einen Schlag führen wollte, hielt ein Zweiter die Rechte des Schlagenden; doch band man ihm die Hände auf den Rücken und übergab ihn Einem zur Beobachtung und Ausplünderung. Dieser führte ihn weiter abseits und fing ihn zu fragen an, wer er denn sei. Martinus antwortete, er sei ein Christ. Der Räuber fragte ihn auch, ob er sich fürchte. Da erklärt er ohne das geringste Zagen, niemals sei er so sicher gewesen, weil die Barmherzigkeit des Herrn, wie er wisse, besonders bei Bräufungen nahe sein wolle; er sei mehr um ihn bekümmert, weil er das Räuberhandwerk treibend der Barmherzigkeit Christi unwürdig sei. Und er fing ein Gespräch von der frohen Botschaft an und predigte dem Räuber das Wort Gottes. Was soll ich mehr reden? Der Räuber glaubte, begleitete Martinus und zeigte ihm den rechten Weg mit der Bitte, seiner vor dem Herrn zu gedenken. Derselbe zeigte sich später als einen heiligmäßig lebenden Mann, so daß vorstehende Erzählung als aus dessen eigenem Munde gehört mitgetheilt wird.

6. Als Martinus von da weiter gereist war und Mailand passiert hatte, machte sich der Teufel in Menschengestalt zu ihm auf dem Wege und fragte um das Reiseziel. Als er von Martinus die Antwort erhalten, er folge dem Rufe des Herrn, sagte der Böse zu ihm: „Auf allen deinen Wegen und in allen deinen Unternehmungen wird dir der Teufel Widersacher sein.“ Da entgegnete ihm Martinus mit prophetischem Worte und sprach: „Der Herr ist mir Helfer; ich werde eines Menschen Anschläge gegen mich nicht fürchten.“ Und sogleich entchwand der Feind seinen

1) Im Herbst 356.



Blicken. Wie er nun in Geist und Herz es festgesetzt, so that er: er erlöste seine Mutter vom Irrwahn des Heidenthums, indeß der Vater im Unglauben verharrte: Mehrere jedoch rettete er durch sein eigen Beispiel. Von da wandte sich Martinus wieder nach Italien.<sup>1)</sup> Es hatte nämlich die Arianische Ketzerei, wie auf der ganzen Erde überhaupt, so insbesondere in Äthrien immer mehr Anhänger gefunden, in Folge dessen Martinus fast ganz allein gegen die treulosen Bischöfe den heftigsten Kampf führte und schon viele Strafen hatte ausstehen müssen; — so ward er staatsgesetzlich mit Ruthen gepeitscht und schließlich des Landes verwiesen. — Und da er zur Kenntniß gebracht, daß auch in den gallischen Landen durch den Weggang des heiligen Hilarius,<sup>2)</sup> den die Ketzer in ihrer Macht zur Verbannung gezwungen, die Kirche in Unruhe und Verwirrung sei, gründete er sich ein Klösterlein in Mailand.<sup>3)</sup> Auch hier verfolgte ihn Aurentius,<sup>4)</sup> der Fürst und Meister der Arianer, auf das heftigste, überhäufte ihn mit Unbilden und trieb ihn aus der Stadt. Nun glaubte Martinus den Umständen weichen zu sollen. Er begab sich auf eine einsame Insel, die sogenannte Hühnerinsel,<sup>5)</sup> in Begleitung eines tugendreichen Priesters. Hier lebte er eine Zeit lang von Kräuterwurzeln. Da nahm er einst unter seine Nahrung Rieswurz, was ein giftiges Kraut sein soll. Als er,

1) Zwischen 357 und 359 n. Chr.

2) Hilarius besonders durch die Intriguen des gallischen Metropolitens Saturninus von Arles nach Asien verbannt c. 357.

3) D. i.: nahm eine einsame Wohnung, wo er zurückgezogen wie in der Clausur lebte. (Meinkens.)

4) Nach der Bergewaltigung der Synode von Mailand 355 verbannte der Kaiser Constantius in seiner Anmaßung, Kirche und Reich nach Laune zu regieren („Das, was ich will, soll das Kirchengesetz sein“), den rechtmäßigen, festgläubigen Bischof Dionysius nach Kappadocien und verunzierte den Stuhl von Mailand mit dem listigen und leidenschaftlichen Kappadocier Aurentius, einem hartnäckigen, sophistischen Arianer.

5) Wahrscheinlichst eine Insel etwas über 8 Meilen südwestlich von Genua. (Meinkens.)

beinahe schon am Rande des Grabes, die Wirkung des in seinen Eingeweiden wüthenden Giftes merkte, beseitigte er die drohende Gefahr durch Gebet, und sofort verlor sich aller Schmerz. Nicht lange darnach erfuhr er, dem heiligen Hilarius sei in Folge geänderter Gesinnung des Herrschers die Rückkehr nach Gallien verstattet worden. Er suchte ihn daher noch in Rom zu treffen und machte sich auf den Weg zur Stadt.<sup>1)</sup>

7. Hilarius war aber bereits an Rom vorüber, und so folgte ihm denn Martinus auf dem Wege nach. Er ward von Jenem auf das liebevollste aufgenommen und baute sich unfern der Stadt ein Klosterlein.<sup>2)</sup> Um diese Zeit schloß sich ihm ein Mann an, der noch Katechumen war, mit dem Wunsche, beim Heiligen in die Schule des christlichen Lebens zu gehen. Nach wenigen Tagen befiel ihn eine Schwäche, und er litt an starkem Fieber. Martinus war damals gerade fort, und da er drei Tage lang ausblieb, fand er heimgekehrt den entseelten Leib: so plötzlich war der Tod gewesen, daß der Kranke ohne Taufe aus der Welt ging. Der Leichnam, in der Mitte der Zelle liegend, ward häufig besucht von der trauervollen Liebe der betrübten

1) 360 n. Chr.

2) Im Frühling 361 n. Chr. Gregor von Tours nennt dieses Kloster, das erste des Abendlandes, Monasterium Locociagense. Später entstand daselbst ein Dorf (vicus Locogeiacus), das im Laufe der Zeit den Namen Ligugé erhielt. Als Martinus Bischof wurde, richtete er bald nach Antritt seines Amtes zwei römische Meilen von seinem Bischofsitze Tours ein Kloster ein, d. h. er baute sich eine von einem Hofraume umgebene Holzzelle und hatte 80 Jünger um sich, welche in die Felsen Zellen ausmeißelten oder Holzzellen hatten. Ein Oratorium und ein Refectorium (Speisezimmer) waren die Stätten der Gemeinschaft des Lebens und Gebetes. Dieses Kloster hatte zur Zeit des großen Gregor (575—593) eine zu Ehren der heil. Apostelfürsten Petrus und Paulus erbaute Kirche und bekam den Namen majus monasterium (Hauptkloster) oder majoris monasterium, woraus im Laufe der Zeit Marmoutier wurde. Gregor. histor. Franc. X., 31.

Brüder, als Martinus unter Thränen und Klagen herbeieilte. Da nimmt sich der Heilige aus voller Seele zusammen, läßt die Uebrigen aus der Zelle gehen, in welcher der Leichnam lag, schließt die Thüre und wirft sich auf die starren Glieder des verstorbenen Bruders. Als er eine gute Zeit dem Gebete obgelegen hatte, merkte er, daß der Geist des Herrn ihn mit Wunderkraft durchströme. Dann richtete er sich etwas auf, schaute unverwandten Blickes in des Verstorbenen Angesicht und wartete ohne Zagen auf die Wirkung seines Gebetes und der Barmherzigkeit des Herrn. Und kaum waren zwei Stunden vergangen, so sieht er, wie der Verstorbene allmählig mit allen Gliedern sich bewegt und mit den zum Sehgebrauch erschlossenen Augen zuckt. Da wandte er sich mit mächtiger Stimme zum Herrn und erfüllte mit seinem Dankesjubel die Zelle. Als ihn die Leute vor der Thüre hörten, stürzten sie sofort hinein. Und wunderbares Schauspiel! Sie sahen am Leben, den sie als Leiche verlassen hatten. So dem Leben wiedergeschenkt, erhielt er sogleich die Taufe, lebte darauf noch mehrere Jahre und war bei uns die erste Person, welche den Wunderkräften des Martinus als Gegenstand oder Zeugniß diente. Der Auferweckte jedoch hatte in der Regel erzählt, er sei nach seinem Ableben zum Richterstuhl geführt worden und habe den traurigen Spruch entgegengenommen, er solle an dunkle Orte und zu dem gewöhnlichen Volke gebracht werden: da sei durch zwei Engel dem Richter bedeutet worden, es sei dies die Seele, für welche Martinus bete: so hätte er durch dieselben Engel zurückgebracht werden müssen, sei dem Martinus geschenkt und dem früheren Dasein zurückgegeben worden. Von dieser Zeit an glänzte zuerst des Heiligen Namen, so daß er, in Aller Munde bereits als ein Heiliger, auch für einen Wunderthäter und wahrhaft apostolischen Mann angesehen wurde.

8. Als er nicht lange darauf an dem Landgute eines in den Augen der Welt angesehenen Mannes, Lupicinus mit Namen, vorüberging, dringt trauervolles Geschrei einer wehklagenden Menge an sein Ohr. Er ging bekümmerten

Herzens hinzu und fragte, was dieß für ein Weinen sei. Da theilt man ihm mit, ein junger Mann aus dem Dienstpersonal habe sich erhängt. Hierauf geht er ins Leichenzimmer, heißt alles Volk hinausgehen, legte sich über den Leichnam und verblieb eine ziemlich lange Zeit im Gebete. Bald bekommt der Todte wieder Lebensfarbe, indeß die Augen noch matt waren: er richtet sich aber gegen das Angesicht des Heiligen auf, versucht langsam, aber mit Anstrengung aller Kräfte, aufzustehen, ergreift des Heiligen Rechte und stellte sich auf die Füße; und so geht er mit ihm bis an die Hausschwelle, wo alles Volk ihn sah.

9. Ungefähr um dieselbe Zeit ward er als Bischof der Kirche von Tours verlangt.<sup>1)</sup> Da er aber nicht leicht aus seinem Kloster zu bringen war, vermochte ihn ein gewisser Rusticius aus der Bürgerschaft durch einen Kniefall und die erdichtete Erzählung vom Schwächezustand seiner Frau zum Herausgehen. Es hatten sich aber auf der Reise Schaaren von Bürgern um ihn herumgemacht, und so wird er unter einer Art Escorte bis nach Tours geleitet. Wunderbarer Weise war eine unglaubliche Menge Volkes nicht allein aus Tours, sondern auch aus den benachbarten Städten zur Bischofswahl zusammengekommen. Alles war in dem Willen, Wunsch und Gedanken einig, Martinus sei des Episcopats am würdigsten; die Kirche, welche einen solchen Bischof habe, müsse glücklich sein. Ein verschwindendes Häuflein jedoch mit einigen aus den Bischöfen, welche zur Einsetzung des Kirchenvorstehers in sein Amt beschieden waren, leisteten gottlosen Widerstand und machten geltend, es sei eine verächtliche Person, der Mensch mit seinem un-

---

1) Nach Gregor von Tours, im achten Jahre der Regierung des Valentinian und Valens, also 372. Greg. hist. Franc. X, 31. Mit Bezug darauf aber, daß das Jahr 401 so ziemlich als Todesjahr des Martinus feststeht und derselbe die bischöfliche Würde nach Gregor 26 Jahre 4 Monate 27 Tage bekleidete, wird das Jahr 375 angenommen.

ansehnlichen Gesichte, seiner vernachlässigten Kleidung und seinem wirren Haar sei des Episcopats unwürdig. Von der verständigeren Majorität ward diese Keterei als ein Unsinn von Leuten gehöhnt, welche durch ihre Tadelsucht den herrlichen Mann noch mehr auszeichneten. Sie konnten aber nichts machen, als was das Volk nach dem Willen des Herrn im Sinne hatte. Unter den anwesenden Bischöfen soll ein gewisser Defensor die größte Opposition gemacht haben; der nun wurde deshalb bei der alitestamentlichen Lesung tüchtig mitgenommen, wie allgemein aufgefallen ist. Da nämlich der Pector, welchen an diesem Tage die Lesung traf, zufällig, vom Volke im Gedränge abgeschnitten, ausblieb und die Altardiener beim Warten auf den Ausbleibenden aus der Fassung kamen, nahm Einer aus den Umstehenden das Psalmenbuch und las den nächstbesten Vers, der ihm in die Augen fiel. Der Psalmvers aber war dieser: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du Lob bereitet wegen deiner Feinde, damit du den Feind und Behinderer vernichdest.“<sup>1)</sup> Auf diese Lesung ertönt Beifalljubiläum des Volkes, die Gegenpartei ist geschlagen. Und man war der Anschauung, es sei auf göttliche Anordnung die Lesung gerade dieses Psalmes erfolgt, auf daß Defensor ein Zeugniß seines Thuns und Treibens höre, indem er aus dem Munde der Kinder und Säuglinge Beides zugleich erfahren, die Bezeichnung und Vernichtung als Feind, während durch denselben Mund der Herr sein Lob an Martinus vollkommen gemacht.

10. Seine nach Uebernahme des bischöflichen Amtes<sup>2)</sup> bewiesene Haltung und Größe des Nähern darzulegen über-

1) Nach der Vulgata: „Ex ore infantium et lactentium perfecisti laudem propter inimicos tuos, ut destruas inimicum et ultorem.“ Psalm. 8, 3. — In Gallien las man, wie die meisten Psalterien vor Hieronymus, statt „ultorem“ — „defensorem“. Defensor hieß aber, wie oben gesagt, der opponirende Bischof.

2) Martinus war in der Reihenfolge der „episcopi Turo-nenses“ der Dritte. Der erste Bischof von Tours war Catianus,

steigt meine Kraft. Er blieb beharrlichst der Mönch Martinus. Unverändert war seine Herzensdemuth, unverändert seine Aermlichkeit im Anzug. Und so, voll des Ansehens und der Gnade, füllte er die hohe Stellung eines Bischofs aus, ohne jedoch das vollkommene Leben eines Mönchs aufzugeben. Eine Zeit lang bewohnte er eine Zelle, welche an die Kirche stieß; in der Folge baute er sich ungefähr 2000 Schritte<sup>1)</sup> außerhalb der Stadt ein Klosterlein,<sup>2)</sup> da er die Beunruhigung der zahlreichen Besuche in der früheren Wohnung nicht ertragen konnte. Das Klosterlein war also still und abgelegen, daß es ihm die Wüsteneinsamkeit ersetzte. Auf einer Seite bildete seine Umgebung der Felsenvorsprung eines hohen Berges; das noch übrige ebene Terrain war von der Loire durch Bildung einer kleinen Bucht umschlossen: nur auf einem einzigen und zugleich sehr steilen Pfade war der Zugang möglich. Martinus hatte eine Holzzelle; viele von den Brüdern ebensolche; die meisten hatten sich in den Felsenhöhlungen des überhängenden Berges Wohnungen gemacht. Es waren ungefähr 80 Schüler, welche nach dem Musterbilde des heiligen Meisters sich zu bilden suchten. Keiner hatte da ein Eigenthum; Alles legte man zum gemeinsamen Besten zusammen. Man durfte nichts kaufen oder verkaufen, wie es bei gar vielen Mönchen Unsitte ist; Kunst ward hier mit Ausnahme des Abschreibens keine getrieben; für diese Art Beschäftigung

einer der sieben Männer, welche zu Rom unter Papst Fabianus (249) zu Bischöfen von Gallien geweiht wurden. Dieser heilige Bischof scheint höchst wahrscheinlich der erste Begründer der christlichen Gemeinde zu Tours gewesen zu sein. Man setzt gewöhnlich seine Regierungszeit von 250—300. — Uebrigens baute erst der zweite Bischof Eulorius die erste Kirche zu Tours. Auch dieser Bischof wird als Heiliger verehrt und soll von 337—374 (375) sein Amt verwaltet haben. Greg. hist. Franc. X, 31.

1) Zwei römische Meilen =  $\frac{2}{5}$  deutsche Meilen = 48 Minuten oder etwas über  $\frac{3}{4}$  Stunden.

2) Siehe oben c. 7.



verwendete man jedoch die jüngeren Leute; die Aelteren oblagen dem Gebete. Sellen verließ Einer seine Zelle; eine Ausnahme war der Gang ins Oratorium. Man aß gemeinschaftlich nach der Stunde des Fastens.<sup>1)</sup> Wein kannte man nur im zwingenden Fall des Unwohlseins. Die Mehrzahl trug Kleider von Kameelhaaren; ein feinerer Habit galt hier als Verbrechen. Diese Lebensweise muß um so mehr auffallen, weil man Viele unter den Brüdern für Leute edler Herkunft hielt, welche trotz einer ganz andern Erziehung sich zu dieser Selbsterniedrigung und Abhärtung gezwungen hatten; mehrere davon haben wir später als Bischöfe gesehen. Denn wo gäbe es die Stadt oder Kirchengemeinde, welche sich nicht aus des Martinus Kloster einen Bischof wünschte?

II. Um aber die übrigen Wunderkräfte des Heiligen zu berühren, welche er zur Zeit seiner bischöflichen Amtsführung bethätigte, so war nicht weit von der Stadt ein dem Kloster ganz nahe gelegener Ort, den die Leute in grundloser Einbildung zu einem Heiligthum mit angeblichen Martyrgräbern gestempelt hatten; denn man hatte da sogar einen Altar, der von den früheren Bischöfen errichtet worden. Aber Martinus schenkte nicht blindlings unerwiesenen Dingen Glauben: er forderte von den älteren Priestern oder Klerikern den Nachweis über des Martyrers Namen und dessen Leidenszeit; hiezu bestimmte ihn großer Zweifel, weil die fortlaufende Tradition nichts Zuverlässiges melde. Er hielt sich also einige Zeit von diesem Orte ferne, indem er einerseits seinem Gewissen nichts vergab, weil er im Zweifel war, anderseits aber seine bischöfliche Autorität mit Rücksicht auf das Volk zur Geltung brachte, um größere Zunahme des Aberglaubens zu verhindern. Eines Tages aber nahm er einige wenige Brüder um sich und ging wieder hin. Da bat er, oben auf dem Grabe stehend, den Herrn, er möge ihm Stand und Verdienst des im Grabe Ruhenden

1) D. h. erst am Abend.



kund thun. Jetzt sieht er nach links gewendet einen schmutzigen Schatten mit wilder Miene nahe kommen: er befiehlt ihm, Namen und Verdienst zu nennen. Dieser sagt den Namen und bekennt sich als Verbrecher: ein Räuber sei er gewesen, der ob seiner Schandthaten hingerichtet, aber vom Volke in seinem Irrthume verehrt worden; er habe nichts mit den Märtyrern gemein, da jene im Reiche der Glorie sich befänden, er am Ort der Strafe sei. Wunderbarer Weise hörten die Anwesenden die Stimme des Redenden, seine Person jedoch sahen sie nicht. Da belehrte sie Martinus über die Erscheinung und ließ den dort befindlichen Altar entfernen. So benahm er dem Volke den Irrthum jener abergläubischen Verehrung.

12. Es geschah aber im Verfolge der Zeit, daß er eine Reise machte und der Leiche eines Heiden begegnete, welche unter abergläubischem Ceremoniell bestattet werden sollte. Als er von ferne den Zug kommen sah und nicht wußte, was dies sei, blieb er ein Weilchen stehen. Es war nämlich aus einer Entfernung von ungefähr 500 Schritten nicht leicht, das Object der Wahrnehmung genau zu erkennen. Weil er jedoch, wie er selbst erzählte, Bauernvolk sah und die über die Leiche gelegten Linnentücher im Winde flatterten, glaubte er fest, es handle sich hier um eine heidnische Opferfeier: denn die gallischen Bauern hatten die Gewohnheit, in ihrem traurigen Unverstande die Götzen mit weißer Hülle bedeckt auf ihren Feldern herumzutragen. Martinus machte deshalb hoch das Kreuzzeichen auf die Gegenüberstehenden und gebietet dem Zuge stille zu stehen und die Last auf die Erde zu setzen. Da konnte man wunderbarer Weise sehen, wie die Armen Anfangs wie zu Felsen erstarrt dastanden. Als sie dann die äußersten Anstrengungen machten, vorwärts zu gehen, vermochten sie nicht weiter heranzukommen, sondern drehten sich in possirlichem Wirbel, bis sie sich ergaben und die Leiche niedersetzten: wie angedonnert und sich gegenfeitig anschauend dachten sie, ohne ein Wort zu reden, über das eigenthümliche Begebniß nach. Als aber der Heilige erfuhr, es sei dies ein Leichen-, nicht ein Opferzug, hob er

wieder seine Hand auf, ließ sie fortziehen und die Leiche weitertragen. So bewies Martinus nach zwei Seiten seine Wunderkraft: er brachte die Heiden nach seinem Willen zum Stehen und ließ sie nach Belieben wieder abziehen.

13. Ein anderer ähnlicher Fall war der: Martinus hatte in einem Dorfe einen uralten Tempel zerstört und sich angeschickt, eine Fichte ganz nahe dem Heiligthume umzuhauen. Da erst fing der Obmann der Dorfschaft mit dem übrigen Heidenvolk an, Opposition zu machen. Diese nämlich Leute sich hatten während der Tempelzerstörung auf Geheiß des Herrn ruhig verhalten, aber den Baum ließen sie nicht umhauen. Martinus redete ihnen eindringlich zu, der Baum habe nichts Heiliges an sich; sie sollten lieber Gott folgen, dem auch er diene; die Fällung des Baumes fordere der Umstand, daß er einem Gözen geweiht sei. Da sagte Einer daraus, welcher mehr wagte, als die Andern: „Wenn du auf deinen Gott, den zu verehren du vorgibst, wirklich ein Vertrauen hast, so fange den Baum, den wir selbst übrigens umhauen wollen, in seinem Sturze auf. Und wenn dein Herr, wie du sagst, mit dir ist, wirst du heil davontommen.“ In unerschütterlichem Vertrauen auf den Herrn sagt Martinus dieses zu. Da stimmte das ganze Heidenvolk diesem Vorschlage bei und hielt den Verlust ihres Baumes für leicht erträglich, wenn sein Fall den Feind ihrer Religion begrabe. Da nun die Fichte nach einer Seite sich neigte, so daß kein Zweifel darüber bestand, nach welcher Richtung der Baum fiele, nachdem er unten angehauen worden, so bindet man nach dem Willen der Bauern den Heiligen und stellt ihn dahin, wohin nach der zweifellosen Ansicht eines Jeden der Baum fallen mußte. Sie fingen also an, ihre Fichte mit allem Ungestüm innerer und äußerer Freude wirklich umzuhauen. In der Ferne stand eine Menge staunender Zuschauer. Und schon neigt sich allgemach die Fichte und droht, bereits daran zu fallen, mit ihrem Sturze. Bläß standen von ferne die Mönche und hatten im Schrecken über die schon nähere Gefahr alle Hoffnung, allen Glauben verloren, allein nur Martins Tod erwartend.

Aber dieser selbst, voll Vertrauen auf den Herrn, wartete ohne alles Zagen: ja die Dichte ließ bereits in ihrem Niederfalle das eigenthümliche Krachen hören; sie fiel schon, sie stürzte schon auf ihn herein — da endlich erhob er seine Hand gegen sie und machte das Zeichen des Kreuzes. Jetzt stürzte der Baum — und man hätte glauben mögen, er würde wie im Wirbelkreise nach rückwärts getrieben — nach der entgegengesetzten Seite, so daß er die Bauern, welche sicher gestanden waren, beinahe zu Boden schlug. Die Heiden erheben ein Geschrei gegen den Himmel und staunen über das Wunder: die Mönche weinen vor Freude, Alles preist im gemeinsamen Jubel Christi Namen, und es war zur Genüge constatirt, daß mit diesem Tage jener Pandschaft das Heil erschienen. Denn fast keine Seele gab es aus der wilden Heidenbevölkerung, die nicht die Handauflegung<sup>1)</sup> begehrt, den Götzenwahn abgeschworen und an den Herrn Jesus geglaubt hätte. Da es ist Wahrheit: Während vor Martinus nur ein winzig Häuflein, im Grunde fast keine Seele in jenen Landen den Namen Christi angenommen, gewann derselbe durch die Wunderkräfte und das Beispiel des Heiligen so mächtige Geltung, daß es jetzt dortselbst bereits keinen Ort mehr gibt, der nicht voll wäre von starkbesuchten Kirchen oder Klöstern. Denn es war sein Grundsatz, überall, wo er Heidentempel niedergerissen, sofort Kirchen oder Klöster zu bauen.<sup>2)</sup>

1) D. i. die Aufnahme in das Katechumenat.

2) „In dem Gebiete von Tours oder der Turonen gründete er auf diese Weise Gemeinden und Kirchen zu Langeais, Sennay, Amboise, Ebisseau, Tournen und Candés.“ Greg. histor. Franc. X, 31. — „Er ging aber mit seinen Missionsreisen über das Gebiet der Turonen weit hinaus und legte so den Grund zu der Größe des Bisthums Tours, welche Stadt bereits im Jahre 511 als die kirchliche Metropole der dritten Lugdunensis erscheint mit den Suffragan-Bischöfem Nantes, Rennes, Mans, Bannes, Angers und vielleicht auch noch St. Malo. (St. Metb.)“ Vergleiche Maan, *ecclesia metropolitana Turonensis*. (Weinfens S. 126.)

14. Nicht geringere Wunderkraft bewies Martinus fast um dieselbe Zeit bei einer gleichen Arbeit. Er hatte an einen uralten und sehr berühmten Tempel Feuer gelegt, und da der Wind ging, wurden die Feuerflammen in das nächstgelegene, eigentlich anstoßende Haus getragen. Als Martinus dies bemerkte, steigt er rasch auf das Hausdach und wirft sich den anzüngelnden Flammen entgegen. Da konnte man wunderbarer Weise sehen, wie das Feuer gegen den Windsturm zurückgetrieben wurde, so daß es eine Art Conflict von einander bekämpfenden Elementen schien. So arbeitete durch des Martinus Wunderkraft das Feuer nur an dem ihm angewiesenen Orte. In der Ortschaft Levrour<sup>1)</sup> aber hatte er ebenfalls einen Gözentempel zu zerstören beabsichtigt, der in Folge von abergläubischer Verehrung überreich an Schätzen war. Hier erfuhr er durch die heidnische Bevölkerung Widerstand bis zur Verdrängung aus dem Orte, welche nicht ohne Unbill ablief. Er zog sich nun in die nächsten Ortschaften zurück und betete dort drei Tage hindurch in Saß und Asche, unter beständigem Fasten und Rufen zum Herrn, um Tempelvernichtung durch göttliche Kraft, weil dies einer menschlichen nicht möglich gewesen. Da stellten sich ihm zwei Engel mit Speer und Schild wie eine himmlische Kriegshilfe zu Gebot mit der Erklärung, sie seien vom Herrn beordert, das Landvolk zu zerstreuen und Martinus Schutz zu gewähren zu dem Zwecke, jeden Widerstand während der Tempelzerstörung zu verhindern: er möge also zurückgehen und das begonnene Werk im Aufblick zu Gott vollenden. So kehrte er an den Ort zurück, zerstörte unter ruhigem Zuschauen des Heidenvolkes die Gößenwohnung bis auf den Grund und trat dabei alle Altäre und Bildnisse in den Staub. Dies sahen nun die Bauern mit an und erkannten zugleich, daß zur Verhütung

---

1) Das alte Leprosum, ein Ort der Bituriges im östlichen Aquitanien (Aquitania prima) zwischen den Flüssen Indre und Cher, nördlich von Châteauroux, westlichwestlich von Bourges.

allen Widerstandes dem Bishofe gegenüber sie Gott in Staunen und Schrecken gesetzt habe. Daraufhin glaubten fast Alle an den Herrn Jesus und riefen und bekannten öffentlich, man müsse den Gott des Martinus verehren, die Götzen aber in ihrer Ohnmacht, sich und Andern zu helfen, nicht weiter berücksichtigen.

15. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Gebiet der Aeduer, <sup>1)</sup> den ich nun erzählen will. Als Martinus dort ebenfalls einen Tempel zerstören wollte, rannte die heidnische Bauernschar wüthend auf ihn ein. Einer, der mehr wagte als die Andern, zog das Schwert und ging auf Martinus los, der seinen Mantel zurückschlug und den bloßen Hals zum Streiche anbot. Der Heide besann sich nicht, und schon hatte er mit der Rechten zum Schlage weit ausgeholt, als er rücklings zusammenstürzte und von heiliger Furcht erschüttert wiederholt um Verzeihung bat. Diesem Fall nicht unähnlich war folgender: Es war ebenfalls bei einer Tempelzerstörung, als ein Mann mit dem Messer auf Martinus eindrang. Im Moment der Instrumentsführung aber fiel ihm dasselbe aus der Hand und verschwand. In den meisten Fällen aber begegnete Martinus den Bauern, wenn sie gegen die Zerstörung ihrer Götzentempel Widerspruch erhoben, mit heiliger Ansprache und beschwichtigte dadurch die Heidenherzen also, daß sie mit eigener Hand ihre Tempel zu Boden warfen, nachdem ihnen das Licht der Wahrheit gezeigt worden.

16. Was nun die Gnade der Krankenheilung betrifft, so besaß er sie in erstaunlichem Grade. Fast kein Kranker nahm Zuflucht zu ihm, ohne nicht augenblicklich die Gesundheit zu erlangen; eine Wahrheit, welche auch aus nachfolgendem Vorgang klar werden wird. Zu Trier lag ein Mädchen an einer entsetzlichen Lähmung darnieder, so daß ihr Leib schon geraume Zeit nicht den geringsten Dienst für menschliche Bedürfnisse verrichtete: überall schon todt,

---

1) Im heutigen Bourgogne und Nivernois.

athmete die Kranke kaum merkbar. Traurig, zu dem einzigen Zwecke, auf das Leichenbegängniß zu warten, standen die Verwandten da, als plötzlich Martinus' Ankunft in der Stadt gemeldet wird. Auf die Nachricht hievon lief der Vater des Mädchens sich athemlos, um für sein Kind zu bitten. Zufällig war Martinus bereits in der Kirche. Hier, vor den Augen des Volkes und in Gegenwart vieler anderer Bischöfe, umfaßt der alte Vater wehklagend des Heiligen Füße und sagt: „Meine Tochter stirbt an einer schauerlichen Lähmung und, was grausamer ist als der Tod selbst, sie lebt nur noch mit dem Athem, ihr Fleisch ist schon todt. Ich bitte, geh' hin und segne sie; ich lebe des Vertrauens, daß sie durch dich noch gerettet werden kann.“ Diese Worte machten den Heiligen confus; er entsetzte sich und trat zurück mit dem Bedenken, so etwas stehe nicht in seiner Kraft; der Greis irte sich in seinem Urtheil, er sei kein würdiges Werkzeug für ein Wunderzeichen von dem Herrn. Der Vater, in Thränen gebadet, dringt beharrlich und noch ungestümer in ihn und fleht, er möge doch die Sterbende besuchen: endlich geht Martinus auf Drängen der ihn umstehenden Bischöfe in des Mädchens Wohnhaus. Unzählig Volk wartete vor der Thüre auf die That des Dieners Gottes. Zuerst nun warf er sich zu Boden und betete. Dies waren in dergleichen Fällen seine liebsten Waffen. Dann schaute er die Kranke an und verlangte Del; dies benedicirte er, worauf er dem Mädchen das weihkräftige heilige Naß in den Mund goß. Sofort kam die Stimme wieder. Dann fing auf seine Berührung ein Glied ums andere an, Leben zu bekommen, bis endlich nach Kräftigung der Füße das Mädchen vor den Augen des Volkes aufstand.

17. Zur nämlichen Zeit ward der Diener eines früheren Proconsuls, Tatradius, von einem bösen Geiste besessen und unter bedauernswerthen Folgen gequält. Auf die Bitte nun, ihm die Hände aufzulegen, sagt Martinus, man solle den Unglücklichen herbeibringen. Aber der böse Geist war aus seiner Wohnzelle ganz und gar nicht herauszubringen:



so wüthete er gegen die sich Nahenden mit geifernden Zähnen. Da wirft sich Tatradius vor dem Heiligen auf die Kniee nieder und bittet, er möge in eigener Person sich in das Haus bemühen, in welchem man den Beseffenen hatte. Darauf erklärte Martinus die Unmöglichkeit, das Haus eines Unheiligen und Heiden zu betreten; Tatradius war nämlich bis zur Zeit noch im Heidenthum gefangen. Dieser gelobt also, für den Fall der Teufelaustreibung Christ zu werden. So legte nun Martinus dem Burschen die Hände auf und trieb dadurch den unreinen Geist aus. Auf dies hin glaubte Tatradius an den Herrn Jesus: und also gleich wurde er Katechumen, worauf er nicht lange darnach getauft ward. Immer aber ehrte er Martinus als den Urheber seines Heiles mit wunderbarer Anhänglichkeit. Um dieselbe Zeit besuchte der Heilige in der nämlichen Stadt das Haus eines Familienvaters, blieb aber an der Schwelle stehen und sagte, er sehe im Vorhaus einen entsetzlichen Dämon. Als nun Martinus ihn weichen hieß, fuhr jener in den Hausherrn, welcher im Innern des Gebäudes war, worauf der Arme mit den Zähnen zu wüthen anfang und alle Begegnenden anfallend zerfleischte. Das Haus gerieth in volle Aufregung, das Gesinde in Verwirrung, das Volk wandte sich zur Flucht: Martinus warf sich dem Wuthschnaubenden entgegen und heißt ihn Anfangs stille stehen. Dieser aber tobte mit den Zähnen und drohte mit weitgeöffnetem Munde zu beißen. Da legte Martinus seine Finger in dessen Mund und sprach: „Wenn du nur eine Linie Macht hast, so verzehre hier meine Finger.“ Wie wenn er glühend Eisen in den Mund genommen, zog er nach unten und oben die Zähne weit zurück und ließ die Finger des Heiligen unberührt. Der Dämon mußte nun unter Strafen und Martern den beseffenen Körper verlassen. Da ihm aber die Ausfahrt durch den Mund nicht möglich war, so that er dieß durch einen andern Kanal, scheußliche Spuren zurücklassend.

18. Inzwischen hatte plötzlich aufgetauchtes Gerede von einem Heeresausbruch und Einfall der Barbaren die Stadt



in Unruhe versetzt. Nun läßt Martinus einen Beseffenen herbeibringen; er heißt ihn über die Wahrheit dieser Nachricht sich aussprechen. Da gestand dieser, es seien zehn Dämonen bei ihm gewesen, welche dieß Gerücht unter das Volk gebracht zu dem Zwecke, um durch eine solche Furcht wenigstens Martinus' Flucht aus dieser Stadt zu bewirken: die Barbaren dächten an nichts weniger, als an einen Einfall. Da der unreine Geist dieß Geständniß mitten in der Kirche ablegte, wurde die Stadt von der sie beherrschenden Furcht und Unruhe befreit.

Als er in Paris unter Begleitung vielen Volkes durch ein Stadtthor eintrat, küßte er einen entsetzlich aussehenden Aussätzigen zum Schauer aller Begleiter und segnete ihn, worauf der Mann sofort von aller Krankheit frei war. Am folgenden Tage kam dieser zur Kirche und sagte mit glänzendem Gesichte Gott Dank für die wiedererlangte Gesundheit. Hier muß noch bemerkt werden, daß Fransen von seinem Oberkleid wie von seinem Bußhemde gar oft an Kranken Wunder wirkten. Band man sie nämlich an die Finger oder legte sie an den Hals, vertrieben sie oft Krankheiten von Leidenden.

19. Arborius, ein ehemaliger Präsekt und ein gar heilig und gläubig gesinnter Mann, hatte eine Tochter, in deren Gliedern der Brand des viertägigen Fiebers auf das ärgste wüthete. Bei einem neuen Fieberanfall nun steckte er einen Brief des Martinus, der zufällig in seine Hände gekommen, an des Mädchens Brust, und sofort verließ sie das Fieber. Dieß Wunder wirkte aber so mächtig auf Arborius, daß er alsobald das Mädchen Gott langelobte und ewiger Jungfräulichkeit weihte, worauf er zu Martinus wallfahrtete und ihm das aus der Ferne von ihm geheilte Mädchen als sichtbaren Beweis seiner Wunderkräfte übergab, das auch Niemand als Martinus einkleiden und weihen durfte.

Paulinus,<sup>1)</sup> in der Folge zu einem großen Kirchenlichte

1) Unter den Ersten des Reiches, da er Consul gewesen, und Sulpicius Severus' ausgem. Schriften.

bestimmt, hatte an einem Auge heftige Schmerzen bekommen. Schon hatte ein ziemlich starkes Häutchen verfinstern die Pupille überzogen und bedeckt. Da betupfte Martinus das Auge mit einem Pinsel und stellte ihm nach Beseitigung alles Schmerzes die frühere Gesundheit wieder her. Martinus selbst war einst vom Speisezimmer heraus gefallen und über die holperige Stiege fortgerollt, wobei er viele Wunden erhielt. In Folge dessen lag er wie todt in seiner Zelle und hatte unbändige Schmerzen. Nachts nun schien es ihm, als ob ein Engel die Wunden auswasche und die Wundenflecken des zerschlagenen Körpers mit heilender Salbe überstreiche. Am nächsten Tage war er so vollständig gesund, daß er nicht den geringsten Unfall erlitten zu haben schien. Uebrigens würde der Weg durch alle Einzelheiten zu weit führen; aus der Unzahl von Wunderfällen mögen diese, wenn gleich nur wenigen, genügen, und man möge zufrieden sein, wenn wir einerseits mit besonders auffallenden nicht hinter dem Spiegel halten, anderseits bei vielen es thun, um die Leser nicht zu übersättigen.

20. So großen Dingen will ich weniger Bedeutendes beigeben, wenn man so sagen darf. Denn die Signatur unserer Zeit, in der bereits Alles heillos verkommen ist, läßt die Aufrechthaltung bischöflicher Charakterfestigkeit gegenüber der Hofkriecherei fast als Heroismus erscheinen. Es waren nämlich zum Kaiser Maximus, einem gewaltthätigen und auf seine Siegeslorbeeren in den Bürgerkriegen stolzen Mann, mehrere Bischöfe aus verschiedenen Gegenden der Welt gekommen. Hier webelten sie in auffallender und gemeiner Weise um den Fürsten herum, so daß sich die bischöfliche Würde in der Verkommenheit charakterlosen Wesens unter den Schutzmantel des Regenten verkroch. In Martinus allein stand die apostolische Auctorität felsenfest unverrückt, und zwar nach zwei Seiten. Hatte er im Fall der

---

als Bischof von Nola bekanntlich eine Säule der Kirche in jener vom Sturm des Arianismus bewegten Zeit.

Noth für Jemand beim Herrscher Fürbitte einzulegen, so that er dieß mehr in Befehls- als in Bittform; anderseits mied er trotz wiederholter Bitten die kaiserliche Tafel und motivirte sein Benehmen mit der Unmöglichkeit, mit einem Manne zu Tische zu sitzen, der Kaiser hinweggeräumt habe, einen aus seinem Reiche,<sup>1)</sup> den zweiten aus dem Leben.<sup>2)</sup> Schließlich ließ er sich erweichen, was auf Grund folgender Auseinandersetzungen des Maximus geschah: Er habe nicht freiwillig den Purpur genommen, sondern die von der Armee nach göttlicher Anordnung ihm auferlegte, ja aufgezwungene Regierung im Felde vertheidigt; auch scheine Gott nicht ungnädig auf ihn herabzusehen, da ja in seiner allmächtigen Hand ein Sieg von so-unberechenbarer Tragweite gelegen gewesen; zudem sei kein Gegner anderswie als im Waffengang gefallen. Auf diese Gründe und Bitten hin folgte Martinus endlich<sup>3)</sup> der kaiserlichen Einladung, über welche Zusage sich Maximus ungemein freute. Als Gäste aber erschienen, wie zu einem Festmahle aufgeboten, die höchsten und hohen Herrschaften, wie der Präsekt und Consul Evodius, das Ideal aller Gerechtigkeit, dann zwei Grafen, welche die höchsten Thronämter bekleideten, der Bruder und der Vetter des Kaisers: zwischen diesen beiden hatte des Martinus Begleitpriester Platz genommen, der Bischof hatte sich auf einen neben dem Kaiser für ihn bereitstehenden Stuhl gesetzt. Ungefähr gegen die Mitte der Tafel reichte, wie es Sitte, der Mundschenk dem Kaiser die Trankschale. Dieser will sie lieber dem gar heiligen Bischof

1) Valentinian II., den Maximus in Mailand plötzlich überfiel und entthronte, 387 v. Ch.

2) Den 25jährigen edlen Kaiser Gratian (375—383), der von Maximus treulos in Gallien bekriegt, zu Paris von seiner Armee schmählich verlassen, auf der Flucht auf Befehl des Reitergenerals Anbragathius am 25. August 383 zu Lyon ermordet wurde.

3) Wie es scheint, erst im Jahre 388, dem letzten Jahre der Herrschaft und des Lebens des Maximus.

gereicht sehen, in gespannter Erwartung auf die Ehre, aus des Martinus Rechten den Becher zu nehmen. Aber Martinus trank aus und gab die Schale seinem Priester, natürlich weil er niemand Andern des ersten Trunkes nach sich für würdig hielt und sich für nicht mehr frei ansah, wenn er den Kaiser oder die Nächsten am Kaiser dem Priester vorzöge. Dieß Benehmen fand Seitens des Kaisers und aller Anwesenden alle Bewunderung, so daß ihnen gerade die Art und Weise der Etiketterverletzung gefiel. Und im ganzen kaiserlichen Palast ging es als eine Großthat von Mund zu Mund, daß Martinus beim Diner des Herrschers gethan, was keiner der Bischöfe als Gast der niedersten Justizklasse gethan. Maximus war es auch, dem er lange vorher die Zukunft voraussagte, daß er nämlich wisse, der Kaiser werde im Fall einer Expedition nach seinem ersehnten Italien im Kriege mit dem Kaiser Valentinian zwar auf den ersten Angriff Sieger sein, aber bald darauf zu Grunde gehen. Und dieß hat sich vor unsern Augen also zugegetragen. Denn beim ersten Anmarsch des Maximus mußte Valentinian die Flucht ergreifen;<sup>1)</sup> doch kaum nach Jahresfrist nahm dieser<sup>2)</sup> mit erneuerten Kräften den Maximus in den Mauern von Aquileja gefangen und ließ ihn hinrichten.

21. Bekanntlich aber sah Martinus auch vielfach Engel, so daß sie bei ihm Wechselgespräche führten: den Teufel aber hatte er so sichtbar vor sich, daß er ihn in irgend einer Gestalt sah, sei es daß dieser sein eigen Wesen beibehielt, oder daß er sich in verschiedene Gestalten kleidete, welche seine Nichtswürdigkeit als gefallener Engel erfand. Da

---

1) Im Ueberfalle zu Mailand 387. S. oben Anm. 1.

2) Eigentlich Kaiser Theodosius, der 388 die gerechte Sache Valentinians vertrat, Maximus in Pannonien schlug, ihn in Aquileja ereilte und hinrichten ließ. Der Sieger gab alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schutz er das Schwert erhoben hatte.

nun der Teufel wußte, daß er nicht entrinnen könne, so setzte er ihm häufig mit Schmähungen zu, weil er ihn mit seiner List nicht täuschen könne. Einmal aber stürzte er mit einem blutigen Ochsenhorn in der Hand unter ungeheurem Getöse in Martin's Zelle, zeigte seine blutige Rechte und rief, voll Freude über das so eben begangene Verbrechen: „Wo ist, Martinus, deine Kraft? Einen von deinen Leuten habe ich soeben getödtet.“ Da ruft Martinus die Brüder zusammen und berichtet des Teufels Aussage: sorgsam heißt er sie dann in den Zellen nachsehen, wen wohl dieser Unfall getroffen. Es fehle zwar kein Mönch, sagen sie, aber ein Bauersmann, den man zu Lohn gedungen, sei in den Wald hinaus, um Holz hereinzufahren. Martinus läßt nun Einige ihm entgegen gehen; da findet man ihn nicht weit vom Kloster fast ohne Lebenszeichen. In den letzten Zügen gibt er den Brüdern die Ursache des Todes und der Verwundung an: Er habe eben die Ochsen angejocht gehabt und die losen Riemen straffer gezogen; da habe ihn ein Ochs gestoßen und ihm das Horn zwischen die Weichen getrieben. Und bald darauf gab er den Geist auf. Man möchte da fragen, warum der Herr dem Teufel Solches erlaube habe. An Martinus verdiene dieß Bewunderung, daß er nicht allein den eben erzählten Fall, sondern viele derartige hin und wieder auftretende Fälle lange voraussah oder als ihm gemeldet<sup>1)</sup> den Brüdern mittheilte.

22. Häufig aber ließ sich der Teufel bei seinen Versuchen, den Heiligen mit tausend Verderbenskünsten zu betören, in den verschiedenst contrastirenden Gestalten sehen. Manchmal erschien er Martinus als Jupiter, meistens aber als Mercur, oft auch als Venus und Minerva: ohne zu erschrecken schützte sich der Heilige jedesmal mit dem Kreuzzeichen und den Waffen des Gebetes. Gar häufig hörte man Schmähreden, mit denen ihm das Dämonencorps frechsteins zusetzte; Alles aber als eiteln Trug durchschauend blieb

---

1) Nämlich von Engeln.

Martinus auf alle Vorwürfe ganz ruhig. Nicht einmal bekannten sich auch einige Brüder als Ohrenzeugen, wie der Böse den Martinus mit frechen Worten angefahren habe, warum er einige von den Brüdern, welche einst auf verschiedenen Sündenwegen die Taufgnade eingebüßt hätten, später nach ihrer Bekehrung in sein Kloster aufgenommen, wobei er ihre Todsünden darlegte: Martinus aber habe, dem Teufel Widerpart haltend, fest entgegnet: Frühere Vergehungen würden durch späteren besseren Lebenswandel getilgt und kraft der Barmherzigkeit Gottes müsse man absolviren, wer nicht mehr sündige. Als der Teufel die Gegenrede einwarf, die Verzeihung dehne sich nicht auf Todsünder aus, und für die einmal Gefallenen lasse sich Seitens Gottes keine Gnade hoffen, da soll Martinus in das inhaltschwere Wort ausgebrochen sein: „Wenn selbst du, Elender, die Verfolgung der Menschenkinder aufgäbest und deine Unthaten auch jetzt noch, da der Tag des Gerichtes so nahe ist, bereuestest: ich würde dir in ernstem Vertrauen auf den Herrn Jesus Christus Barmherzigkeit versprechen.“ O wie heilig ist diese Voraussetzung, welche er von der Liebe des Herrn machte! Trotz der Unmöglichkeit, für seine Annahme Gewährschaft zu leisten, zeigte sich hiebei doch sein innig liebendes Herz. Und weil vom Teufel und seinen Künsten die Rede gewesen, so scheint es nicht unzumuthig, wenn auch nicht streng zur Sache gehörig, ein Ereigniß zu erzählen; denn es spielt hiebei sichtlich Martinus' Wunderkraft und wird eine Thatfache, welche ein Wunder verdiente, mit Recht dem Gedächtnisse überliefert werden als warnendes Beispiel für einen ähnlichen Fall, der sich etwa irgendwo einmal ereignen könnte.

23. Clarus, ein hochadeliger junger Mann, nachmals Priester, jetzt im Herrn selig verstorben, hatte Alles verlassen und sich zu Martinus begeben, wo er in kurzer Zeit zur Vollkommenheit im Glauben und in allen Tugenden sich emporshawang. Er hatte sich unfern der bischöflichen Klosterwohnung ein Zelt errichtet, und es wohnten viele Brüder bei ihm. Da kam ein Jüngling, Namens Ana-



tolius, zu ihm, der unter dem Mönchskittel alle mögliche Demuth und Unschuld heuchelte, und wohnte dort eine Zeit lang mit den Uebrigen zusammen. Im Verlauf der Zeit nun sagte er oft, es sprächen Engel bei ihm zu und redeten mit ihm. Niemand glaubte es, bis er durch gewisse Zeichen die Mehrzahl zum Glauben vermochte. Zuletzt ging er so weit, daß er sich rühmte, zwischen ihm und Gott bestehn: Botschaftsverkehr, und schon sollte man ihn für einen von den Propheten halten. Clarus jedoch ließ sich keinerlei Glaubenszwang anthun. Jener drohte ihm mit Gottes Zorne und irdischem Unglück, weil er dem Heiligen nicht glaube. Zuletzt soll er das Wort herausgestoßen haben: „Siehe, in dieser Nacht wird mir der Herr ein weißes Kleid vom Himmel bringen, mit dem ich in eurer Mitte erscheinen werde; und dieß soll euch ein Zeichen sein, daß Gottes Kraft in mir ist, da ich aus seiner Hand ein Kleid erhalten habe.“ Da wartete Alles ungeduldig auf diese Heiligkeitserklärung. Ungefähr gegen Mitternacht nun war es, als ob untr einem Gelöse von Leuten, welche auf die Erde stampften, das ganze Kloster von der Stelle rücke: die Zelle des Anatolius aber konnte man in einem Lichtmeer schimmern sehen, und es ließ sich in derselben ein Geräusch von Hin- und Herlaufenden, sowie ein Gemurmel vieler Stimmen vernehmen. Jetzt wird es stille. Anatolius kommt heraus, ruft einem von den Brüdern (Namens Sabatius) und zeigt ihn die Tunica, welche er trug. Voll des Staunens ruft der Bruder die übrigen herbei; selbst Clarus lief hinzu; unter näherem Hinleuchten sehen sich Alle das Gewand genau an. Das Kleid war ungemein fein, blendend weiß und purpurroth, doch ließ sich dessen Kategorie oder Stoff nicht bestimmen: dem betrachtenden Auge oder betastendem Finger schien es nichts Anderes denn ein Gewand. Unterdeß ermahnt Clarus die Brüder, sich auf's Beten zu verlegen, auf daß der Herr ihnen diese seltsame Erscheinung näher erkläre. Daher verbringt man den übrigen Theil der Nacht mit Hymnen- und Psalmen- gesang. Nach Anbruch des Tags nahm Clarus den Ana-



tolius bei der Hand und wollte ihn zu Martinus bringen, in seinem Innersten überzeugt, auf Martinus könne der Teufel mit all' seiner Kunst nicht bethörend wirken. Da fing der Elende sich zu stemmen und zu schreien an, indem er wiederholt von einem Verbote sprach, sich bei Martinus sehen zu lassen. Und als man ihn zum Gehen zwang, da verschwand das Kleid unter den Händen der Schleppenden. Wer sollte also zweifeln, daß auch hier des Martinus wunderkräftige Heiligkeit es gewesen, welche es dem Teufel unmöglich machte, sein Blendwerk im Momente, wo Martinus dessen ansichtig werden sollte, länger zu verbergen und zu verdecken?

24. Man hat bemerkt, daß fast zu gleicher Zeit in Spanien ein junger Mann war, der sich durch viele Wunderzeichen Ansehen verschaffte, aber auch so stolz wurde, daß er sich für den Elias ausgab. Die meisten Leute glaubten blindlings daran, so daß er noch weiter ging und sich sogar Christus nannte. Hierbei spielte er seine Rolle sogar so täuschend, daß ihn ein Bischof, Namens Rufus, als Gott anbetete, eine Abgötterei, welche ihm in der Folge den Bischofsstuhl kostete, wie wir gesehen haben. Sehr viele aus der Bruderschaft erzählten uns auch, daß zur nämlichen Zeit im Orient ein Mensch existirt habe, der sich von allen Marktsteinen herab für Johannes ausgeschrien. Daraus nun, daß solche falsche Propheten existiren, können wir auf die baldige Ankunft des Antichrist schließen, welcher bereits in solchen Leuten das Mysterium der Bosheit wirkt.

Hier dürfte auch die Stelle sein für einen Vorgang, wie schlau um diese Zeit herum der Teufel den Martinus versucht hat. Eines Tages stand Jener mit heiterer Miene und fröhlichem Angesichte, gar und gar nicht aussehend wie der Teufel, vor Martinus, der eben in der Zelle betete. Der Böse hatte ein Gebet vorausgeschickt und war von Purpurlicht umflossen, um desto leichter durch den falschen Lichtglanz zu täuschen; auch trug er Kostüme und Diadem eines Königs, letzteres aus Gold und Edelsteinen; seine Schuhe waren golddurchwitt. Martinus war beim ersten

Anblick verblüfft; lange herrschte beiderseits Schweigen. Da nahm der Teufel zuerst das Wort und sprach: „Erkenne, Martinus, den du siehst; Christus bin ich; gewillt, auf die Erde zu kommen, wollte ich mich dir zuerst offenbaren.“ Martinus blieb auf diese Worte schweigsam und erwiderte nichts; da wagte der Teufel zum zweiten Male die Frechheit, sich für Christus auszugeben, und sprach: „Martinus, warum trägst du Bedenken dieß zu glauben, da du doch mit eigenen Augen dich überzeugst? Ich bin Christus.“ Da gab ihm der Geist mittelst einer Offenbarung die Einsicht, daß es der Teufel, nicht der Herr sei, so daß er sprach: „Der Herr Jesus hat nicht gesagt, daß er in der Pracht des Purpurs und im Glanze des Diadems erscheinen werde; ich werde an Christi Erscheinung nur glauben, wenn sie eintritt in jener Gestalt und Form, wie Er gelitten, die heiligen Wundmale herzeigend.“ Auf dieß Wort hin verschwand die Gestalt sofort wie Rauch und erfüllte die Zelle mit solchem Gestank, daß sie unzweifelhafte Anzeichen vom Besuche des Teufels zurückließ. Diese Thatsache, wie ich sie hier erzählt, habe ich aus Martinus' Munde, und so darf sie Niemand für eine Fabel halten.

25. Als wir nämlich einst von seinem Glauben, seinem Leben und seiner wunderkräftigen Tugend gehört hatten, brannten wir förmlich vor Sehnsucht, ihn zu sehen, und unternahmen die uns erfreuliche Wallfahrt zu ihm:<sup>1)</sup> zugleich fragten wir aus heißem Verlangen, sein Leben zu beschreiben, theils ihn selbst, soweit es thunlich war, theils holten wir Kunde ein bei Augen- und verlässigen Ohrenzeugen. Die Demuth und Liebe, mit welcher mich damals

---

1) Im Jahre 392, in dem Paulinus, der Mann von erlauchtem Amt und Namen, sich von den Ehren und Reichthümern der Welt losriß, Alles verkaufte, was er besaß, und den Erlös den Armen gab, auch laut bezeugend, Martinus habe ihn von einer schweren Augenkrankheit wunderbar befreit. Reinkens S. 260.

der heilige Mann empfangen hat, trotz allem Glauben. Er wünschte sich unzählige Male Glück und freute sich im Herrn über den so hohen Grad unserer Werthschätzung, welche uns veranlaßt habe, eine Reise zu unternehmen und ihn aufzusuchen. Was jetzt kommt, wage ich kaum zu gestehen: er würdigte mich seiner heiligen Tischgesellschaft, gab in eigener Person das Handwasser, gegen Abend aber wusch er uns in eigener Person die Füße. Ich hatte nicht den Muth, mich zu stemmen und auf die Gegenseite zu gehen; seine heilige Erscheinung überwältigte mich bis zu dem Grade, daß ich es für Sünde gehalten hätte, wenn ich nicht nachgegeben. Sein Gespräch aber drehte sich in unserer Gesellschaft immer um den Einen Punkt, wie es nothwendig sei, den weltlichen Lüsten und irdischen Sorgenlasten Lebewohl zu sagen, um dem Herrn Jesus frei und ungehindert nachzufolgen: als das erhabenste Beispiel unserer Zeiten stellte er uns den hochgebornen Paulinus vor, dessen wir schon einmal Erwähnung gethan,<sup>1)</sup> der unter Zurücklassung der größten Reichthümer sich ins Gefolge Christi begeben und beinahe allein in diesen Zeiten die evangelischen Rätthe erfüllt habe; dem Paulinus, betonte er, müßten wir nachfolgen, ihm nachahmen: glücklich sei unser Jahrhundert beim Erweis eines solchen Glaubens und solcher Tugend, da ein reicher und vielvermögender Mann dem Ausspruche des Herrn folgend durch sein Beispiel möglich gemacht, was unmöglich war, indem er nämlich Alles verkaufte und es den Armen gab. Wenn Martinus Rede und Gegenrede that, in welch' heiligem Ernste, mit welch' apostolischer Würde geschah dieß! welch' eine Begeisterung, welche Weisheit beselte ihn! wie rasch und gewandt zeigte er sich bei Lösung von Schriftfragen! Weil ich aber Viele kenne, welche in diesem Punkte ungläubig sind, — habe ich sie doch meiner eigenen Erzählung gegenüber ungläubig gesehen! — so nehme ich Jesus und unser

---

1) Siehe oben c. 19.

Aller Hoffnung zum Zeugen: „Nie in meinem Leben habe ich aus Jemand's Munde so viel Wissenschaft, so viel höheren Geist und so reine Rede vernommen.“ Doch wie winzig erscheint dieß Lob in der Tugendhöhe eines Martinus! Nur ist es wunderbar, daß einem Mann ohne wissenschaftliche Bildung nicht einmal die Gnade der Wissenschaft gefehlt hat.

26. Doch das Büchlein will sein Ende, die Rede ihren Schluß haben, nicht als ob aller Stoff über Martinus ausgegangen wäre, sondern weil wir, wie träge Dichter, gegen das Ende nachlassend durch die Masse des Stoffes überwältigt die Feder zur Seite legen. Denn bestand auch die Möglichkeit, seine äußeren Werke, wie ungenügend immer, in Worte zu kleiden, so wird doch nie eine Darstellung — ich übertreibe nicht — ein würdiges Bild von seinem inneren Leben, seinem täglichen Wandel und seinem allezeit dem Himmel zugewandten Herzen zu geben im Stande sein. Ich meine nämlich jene Beharrlichkeit und Gleichmäßigkeit in Entsagung und Fasten, jene Kraft im Wachen und Beten, jene heilige Thätigkeit bei Tag wie bei Nacht, jenen ununterbrochenen, nicht minutenfreien Gottesdienst ohne alle Beigabe von Muße oder weltlicher Beschäftigung, ja ohne Speise und Schlaf, außer im Falle unabweisbaren natürlichen Bedürfnisses — alles dieß, ich will nicht lügen, vermöchte auch ein Homer nicht zu schildern, wenn er, wie man sich ausdrückt, von den Todten auferstünde: so sehr trozen die in Martinus lebenden höheren Gaben sammt und sonders jeder schriftlichen Darstellung. Nie in seinem Leben gab es eine Stunde oder einen Augenblick, wo er nicht eifrig betete oder betrachtend las, obwohl er sogar während der Lectüre oder bei einem andern Geschäfte niemals sein Herz vom Beten wegwandte. Wie nämlich die Schmiede während des Hämmerns zu einer Art Erholung auf den Ambos schlagen, so betete Martinus allezeit, auch während er Anderes zu thun schien. O du wahrhaft seliger Mann, in dem kein Falsch war, der Niemand richtete, Niemand verurtheilte, Niemand Böses

mit Bösem vergalt! Hatte er sich ja ein solches Unmaß von Geduld allen Beleidigungen gegenüber angeeignet, daß er zur Zeit, als er Oberhirte war, selbst von den niedrigsten Klerikern ungestraft beleidigt werden konnte, ohne daß er sie deshalb je ihres Postens entfetzt oder, so viel an ihm lag, von seinem liebenden Herzen ausgeschlossen hätte.

27. Niemals sah man ihn erzürnt, nie aufgebracht, nie zu betrübt, nie lachend: immer Ein und Derselbe blieb er, mit seiner gewissermaßen himmlischen Freudigkeit im Antlitz, einer übernatürlichen Erscheinung. Sein Mund kannte immer nur Christus, sein Herz nur Liebe, nur Frieden, nur Erbarmen. Gar häufig pflegte er auch für die Sünden Derer zu weinen, welche seine Feinde waren und den zurückgezogenen und stillen Mann mit giftigen Vipernzungen anbissen. Und es ist wahr: Wir selbst haben Einige kennen gelernt, welche ihn um seine Tugend und sein Leben beneideten und an ihm haßten, was sie an sich vermißten und nicht nachahmen konnten. Ja — was eine bedauerns- und beklagenswerthe Sünde — man nannte fast keine Feinde von ihm — die paar Feinde, die er haben mochte, waren Bischöfe. Aber ich finde eine namentliche Aufzählung für unnöthig, wenn auch die Mehrzahl sogar uns mit ihrem Geßell umringen; es wird genügen, daß Jeder von ihnen, der diese Zeilen liest oder inne wird, vor Scham erröthe. Zürnt er nämlich, so wird er sich als getroffen bekennen, während wir vielleicht an jemand Andern gedacht haben. Uebrigens haben wir nicht das Mindeste dagegen, daß Leute solchen Schlags auch uns mit einem so heiligen Manne haßten. Das steht mir als tröstliche Hoffnung fest, daß allen wahren Christen meine kleine Arbeit willkommen sein wird. Sonst bemerke ich noch, daß der ungläubige Leser selbst es sein wird, welcher sündigt. Denn ich trage in mir das Bewußtsein, daß mich die Glaubwürdigkeit der Thatfachen und die Liebe Christi zum Schreiben veranlaßt, daß ich Bekanntes geschildert, Wahres vorgetragen habe,<sup>1)</sup>

1) Solche Worte eines klaren und gebildeten Geistes müssen

und, wie ich hoffe, wird Seitens Gottes seinen Lohn in Bereitschaft finden zwar nicht jeder Leser schlechtweg, aber gewiß jeder gläubige Leser.

---

denn doch jeden Zweifel an der historischen Gewißheit und Richtigkeit der angeführten Wunder ausschließen. Stehen aber die wunderbaren Vorgänge und Handlungen historisch fest, so gibt es nur ein Glauben oder Erklären. Letzteres blieb der Rationalismus bis heute schuldig, zu geschweigen davon, daß derselbe noch nie dergleichen gethan oder nur versucht, was ihm doch so natürlich und vom Menschenwitz gewirkt erscheint.



## Erster Brief.<sup>1)</sup>

---

### An Iusebium.

Am gestrigen Tage, bei Gelegenheit eines Besuches sehr vieler Mönche, kam in der reichlichen und langen Unterhaltung (die Sprache auch auf mein Büchlein vom Leben des Gottesmannes und Bischofs Martinus. Ich hörte zu meiner großen Freude, daß es viele und zwar eifrige Leser finde.<sup>2)</sup> Hierbei erzählt man mir, ein Mensch, vom bösen Geiste getrieben, habe sich geäußert, warum Martinus, da

---

1) Von den drei Briefen, welche hier als Anhang der Vita folgen und dereinst nach Martins Tode auch mit der Vita veröffentlicht wurden, sind der zweite und dritte bald nach des Heiligen Tode, dieser erste aber einige Monate später als die übrigen geschrieben worden, somit wohl am Schluß des Jahres 401 und bei Beginn des Jahres 402. (Nach Reinkens S. 255. S. 262.)

2) Die Lesart der Vita breitete sich bald über das ganze christliche Gallien, durch Paulinus über ganz Italien aus. Bei der engen Verbindung dieses Landes mit Afrika und Asien darf es nicht wundern, daß die Vita, wie in Rom, so auch in Karthago, Alexandria, in ganz Aegypten, also in Afrika und Asien gelesen wurde.



er doch Todte zum Leben erweckt und das Feuer von den Wohngebäuden abgewendet, neulich selbst, vom Feuer angebrannt, in einem bedenklichen Leidenszustande sich befunden habe. Ist das ein elender Mensch, wer er auch ist! In seinen Worten kennzeichnet sich die treulose Sprache der Juden, welche dem Herrn am Kreuze die höhnischen Worte zuriefen: „Andern konnte er helfen, sich selbst kann er nicht helfen.“ Dieser Mensch, der in ähnlicher Weise den Heiligen des Herrn durch sein Benehmen lästert, er sei wer er will, hätte damals auf der Welt sein sollen, dann hätte er gegen den Herrn jene Worte gebrauchen können. Wer du auch bist, sage: War Martinus deshalb nicht mächtig, deshalb nicht heilig, weil er bei einem Brande in Gefahr war? Im Gegentheil, Martinus, wie erscheinst du so heilig, wie in Allem, sogar in diesen Schmähungen, den Aposteln so ähnlich! So haben die Heiden auch über Paulus gedacht, als ihn eine Natter gebissen hatte. Die Apostelgeschichte erzählt<sup>1)</sup> nämlich, daß sie dachten: „Dieser Mensch muß ein Mörder ein; er ist glücklich dem Meere entronnen, aber das Schicksal will ihn nicht leben lassen.“ Paulus aber schüttelte die Natter ins Feuer ab und erlitt keinen Schaden. Die Heiden aber meinten, er werde plötzlich zusammenstürzen und jähen Todes sterben. Als sie nun sahen, daß ihm nichts Uebles zustoße, schnappten sie ins Gegentheil um und erklärten ihn für einen Gott. So hätten dir, unseligster aller Sterblichen, sogar die Heiden die Pflicht nahe gelegt, selbst deine treulose Zunge zu strafen; und wenn es dir ein Aergerniß gemacht, daß Martinus von einer Feuerflamme berührt schien, so hättest du hinwiederum diese Berührung auf seine Verdienste und seine Wunderkraft umschreiben sollen, daß er mitten im Flammenschein unversehr geblieben. Erkenne nämlich, Elender, erkenne, daß fast alle Heiligen durch die wunderbaren Vorgänge in ihren Gefahren noch mehr Ruhm erlangt haben. Ich sehe ja, wie der glaubens-

---

1) Apostelg. 28, 4.

starke Petrus trotz des natürlichen Hindernisses der Flüssigkeit des Wassers auf dem Meere gewandelt ist und der unfläthen Wasseroberfläche seine Fußtapfen eingebrückt hat. Deßhalb aber scheint mir der Völkerlehrer nicht geringer, den die Fluth verschlungen und eine Meereswoge, als er nach drei Tagen und Nächten wieder emportauchte, dem Leben zurückgegeben hat. Ja es dürfte das Leben in der Tiefe des Meeres wunderbarer erscheinen als das Wandeln auf der Oberfläche desselben. Doch, glaube ich, hast du, thörichter Mensch, dieß gar nicht gelesen gehabt oder nie gehört. Der heilige Evangelist hat nur deßhalb nach göttlicher Eingebung ein solches Beispiel in der heiligen Schrift verzeichnet, damit der menschliche Geist daraus sich Belehrung hole, daß Schiffbruch und Schlangenbiß, diese Leiden und, wie der Apostel, welcher sich der Blöße, des Hungers und gefährlicher Raubanfälle rühmt, hervorhebt, daß alle diese Uebel den Heiligen gemeinsam auszuhalten seien, aber die Ertragung und Bewältigung derselben das Verdienst der Gerechten bis zur höchsten Stufe gesteigert habe. Da sie nämlich bei allen Versuchungen geduldig und stets unbefiegt blieben, war ihr Sieg um so heldenmüthiger, je schwerer der Leidenskampf war. Was man auf Martinus' Schwäche rechnet, ist verherrlichend und ruhmvoll, da er ja durch den höchst bedrohlichen Brandunfall versucht als Sieger sich gezeigt hat. Uebrigens möge sich Niemand wundern, daß ich diesen Vorgang in meiner Biographie des Martinus nicht berührt habe; ist ja dort deutlich gesagt, daß ich nicht alle Wunderthaten des Heiligen mitaufgenommen habe. Hätte ich mich nämlich darauf eingelassen, alle Einzelheiten zu erzählen, so hätte ich den Lesern einen unendlich dicken Band liefern müssen. Denn seine Wunderthaten verlangen oft solche Ausführlichkeit in der Erzählung, daß es unmöglich ist Alles vorzutragen. Den fraglichen Fall aber werde ich nicht in der Dunkelheit lassen, sondern ihn ganz so, wie er geschehen, mittheilen. Sonst könnte es den Anschein gewinnen, als hätten wir absichtlich etwas über-

gangen, was sich als Angriffswaffe gegen den heiligen Mann gebrauchen ließ.

Martinus kam einst nach feierlichem Kirchengebrauch auf einer Visitationsreise, wie sie die Bischöfe zu machen pflegen, fast mitten im Winter in eine Parochie, wo ihm die Kleriker im Secretarium der Kirche eine Herberge bereiteten und unter dem schon wurmstichigen und gar dünnen Fußboden viel Feuer anschürten: das Lager, das sie ihm herrichteten, war reich an Stroh. Als Martinus sich zu Bette legte, war ihm die ungewohnt weiche Lagerstätte mit ihrer schädlichen Schmeichelei zuwider; war es doch in der Regel der nackte Boden, auf dem er schlief, und nur das einzige Bußhemd, mit dem er sich zudeckte. Wie wenn ihm ein Unrecht widerfahren, warf er alle Unterlage weg. Der Zufall brachte einen Theil jener beseitigten Streu über den Ofen. Martinus schlief, wie sonst, auf bloßem Boden und ruhte von der drückenden Ermüdung durch die Reise aus. Gegen Mitternacht hin etwa ergriff das brennende Feuer unter dem obenbezeichneten Theil des Fußbodens das dürre Gehäufel. Martinus wurde wach, ließ sich aber durch den unvermutheten Fall und die dräuende Gefahr überraschen, wobei, wie er erzählte, besonders der Teufel nachstellend und anfechtend die Hand im Spiele hatte. Langsamer, als er sollte, nahm er zum helfenden Gebete seine Zuflucht. Da er nämlich hinaus wünschte, zerrte er viel und lang an dem Thürriegel, mit dem er abgesperrt hatte; inzwischen aber brannte es um ihn entsetzlich fühlbar, so daß das Kleid, welches er anhatte, dem Feuer zum Opfer fiel. Endlich kam er zu sich selbst und, seinen Schutz nicht in der Flucht, sondern im Herrn wissend, ergriff er den Schild des Glaubens und des Gebetes und war mitten in den Flammen mit seinem ganzen Wesen beim Herrn. Er betete noch, als das Feuer durch himmlische Kraft sich von ihm abwandte und der Flammenring ihn unverletzt ließ. Als die Mönche, welche vor der Thüre waren, das Feuer prasseln und arbeiten hörten, sprengen sie die verriegelte Thüre und schaffen nach Dämpfung des Feuers Martinus mitten aus

den Flammen hinweg, ihn, von dem man meinte, er sei in einem so langen Brande bereits verkohlt. Uebrigens erzählte er mir — Gott sei meinen Worten Zeuge! — mit eigenem Munde oft und gestand dabei nicht ohne Seufzen, er habe sich in diesem Falle durch die List des Teufels berücken lassen, so daß er, vom Schlafe aufgeschreckt, nicht gefast war, um durch gläubiges Gebet der Gefahr zu begegnen; kurz es habe das Feuer so lange um ihn gewüthet, als er sinnverwirrt die Thüre zu erbrechen gesucht habe. Als er aber das Zeichen des Kreuzes und die Gebetswaffen hervorgeholt, da sei der Flammenkreis gewichen und er habe jetzt gemeint, es beseuchte ihn Thau, während er früher des Feuers sengende und brennende Macht gespürt. Hieraus möge jeder Leser des Martinus Prüfung durch die Gefahr, aber auch dessen echte Erprobung entnehmen.



## Zweiter Brief.

### An den Diakon Aurelius.<sup>1)</sup>

Nach deinem Abschiede von mir am Morgen saß ich wieder allein in der Zelle, und es hatte mich ein Gedanke beschlichen, der mich oft einnimmt, nämlich die Hoffnung auf die Zukunft und der Ekel an der Gegenwart, die Furcht vor dem Gerichte, das Entsetzen vor den Strafen; die Folge und Quelle dieser Betrachtung, nämlich die Erinnerung an meine Sünden, hatte mich traurig und ganz krank gemacht. Als ich sodann die vor Seelenangst ermatteten Glieder zur Ruhe gebracht, kam mir, wie gewöhnlich als Folge eines Kummer's, nach und nach der Schlaf, ein Schlaf, wie immer in den Morgenstunden, leichter und unbestimmt, und nur so oben hin und halb den Körper einnehmend, so daß man das Gefühl halben Wachens, halben Schlafens hat, was bei einem tiefen Schlaf nicht vorkommt. Auf einmal glaubte ich den heiligen Bischof Martinus zu sehen;

---

1) Ueber die wahrscheinliche Abfassungszeit dieses Briefes siehe oben Brief I. Anm. 1.

sein Gewand war weiß und verbräunt, sein Gesicht leuchtete wie Feuer, seine Augen funkelten wie Sterne, sein Haar war purpurroth. Und er erschien mir in der bekannten Körpergestalt und Haltung; aber — wie soll ich sagen? — man konnte ihn wohl erkennen, aber lange ansehen konnte man ihn nicht. Und mich ein Weilchen anlächelnd, wies er mir mit seiner Rechten mein Büchlein über sein Leben. Ich umfing seine heiligen Kniee und bat, wie früher, um den Segen; da fühlte ich, wie er die Hand auf mein Haupt legte, welche in sanftester Weise mich berührte, als sich bei der feierlichen Segensformel die seinem Munde so liebge- wohnten Worte des Kreuzes wiederholten. Meine Augen waren auf ihn gerichtet, — konnte ich mich ja an seinem Antlitze und seinem Blicke nicht satt sehen. — als er plötzlich zu den Höhen emporgetragen mir entrissen wird, bis er den gewaltigen Luftraum durchfahrend im offenen Himmel aufgenommen ward, wo wir ihn nicht weiter mehr sahen, während wir ihm doch bei seiner raschen Wolkensfahrt mit unsern scharfen Augen folgten. Nicht lange darauf sehe ich den heiligen Priester Clarus, einen Schüler des Gottes- mannes, der neulich das Zeitliche verlassen, auf demselben Weg, wie den Meister, zum Himmel aufsteigen. Ich in meiner Dreistigkeit wünsche zu folgen und erwache, während ich daran denke und mich wirklich abmühe, hoch zu steigen: wach geworden fing ich an, mir zur Vision, welche ich ge- sehen hatte, Glück zu wünschen, als ein Hausdiener herein- tritt, trauriger als sonst, aussehend wie Einer, der zugleich reden und weinen will. Was, sage ich, begehrt du in so trauriger Stimmung zu sagen? Er aber sprach: „Zwei Mönche sind eben von Tours dagewesen; sie melden den Tod des Herrn Martinus.“<sup>1)</sup> Ich stürzte zusammen, ich

---

1) Der heilige Bischof starb mitten in Ausübung seiner Amtspflicht zu Candés, Pfarrort zwischen Tours und Angers, am Einflusse der Vienne in die Loire, wahrscheinlich am 11. November des Jahres 401 im 65. Lebensjahre. Nach Gregor. histor.

gestehe es, die Thränen rannen, ich weinte heiß. Ja während ich, Bruder, dieß an dich niederschreibe, fließen die Thränen, und ich finde keinen Trost in meinem kraftlosesten Schmerze. Dich nun wollte ich auf diese Trauernachricht hin zum Theilnehmer meiner Trauer haben, wie du der Genosse meiner Liebe warst. Komm also sofort zu mir, daß wir um Den in gleicher Weise trauern, den wir in gleicher Weise lieben: freilich weiß ich, daß man nicht trauern soll um einen Mann, dem nach Besiegung der Welt und nach seinen Triumphen über den Weltgeist jetzt endlich die Krone der Gerechtigkeit geworden ist. Doch kann ich meinem Schmerze nicht gebieten. Ich habe einen Patron vorausgesendet, es ist wahr; aber den Trost für dieß gegenwärtige Leben habe ich verloren, obgleich ich mich freuen sollte, wenn der Schmerz Vernunft annähme. Denn Martinus ist eingereiht unter die Apostel und Propheten und steht, was ich sage, ohne irgend einem Heiligen nahe treten zu wollen, in jener Schaar der Auserwählten Keinem nach; wie ich hoffe, glaube und vertraue, ist er besonders Denen beigesellt, welche ihre Kleider im Blute (des Lammes) gewaschen haben, und begleitet ohne alle Makel das vorangehende Lamm. Zwar machten ihm die Zeitverhältnisse das Marthrium unmöglich, aber des Ruhmes eines Martyrers wird er nicht entrathen, weil er in Gesinnung und Handlung ein Martyrer sein konnte und wollte. Wäre es ihm vergönnt gewesen, zu den Zeiten eines Nero und Decius bei dem damals entbrannten Kampfe mitzustreiten: ich rufe den Gott des Himmels und der Erde zum Zeugen an, er würde ungezwungen das Marterroß bestiegen, freiwillig sich ins

---

Franc. I, 48 stritten sich die Bewohner von Poitiers und Tours um den Leichnam des Heiligen, bis die Turonen, während tiefer Schlaf über die Pictaver kam, den heiligen Leib durch das Fenster hinabließen, zu Schiffe brachten, die Vienne damit hinabfuhren und unter allgemeinem Jubel der Umwohner und Einwohner von Tours ihn in diese Stadt brachten.



Feuer gestürzt und — den hebräischen Jünglingen vergleichbar — mitten im Flammenmeere und Feuerofen dem Herrn einen Lobgesang angestimmt haben.


Hätte vielleicht jene Art Martertod, welche Jesaias erlitten, dem Verfolger gefallen, wahrhaftig! niemals wäre er dem Propheten nachgestanden, niemals hätte er sich gefürchtet, mit Sägen und Metallblech seine Glieder schinden und theilen zu lassen. Und wenn gottloser Fanatismus den Glücklichen lieber über Felsvorsprünge und Bergabhänge hätte stürzen wollen, sich gebe im vollen Vertrauen der Wahrheit Zeugniß, wenn ich sage: Er hätte gerne den Sturz gemacht. Wäre er aber nach dem Vorgang des Völkerlehrers zum Schwerte verurtheilt unter andern Schlachtopfern, wie es oft vorgekommen, zum Tode geführt worden, so hätte er den Scharfrichter überredet, ihn als den Allerersten die Marterpalme erringen zu lassen. Ja Martinus hätte allen denkbaren Straf- und Marterarten gegenüber, denen die menschliche Schwäche gewöhnlich unterlegen, ohne einen Nagel breit vom Bekenntnisse des Herrn zu weichen, unerschütterlich Widerstand geleistet und selbst noch froh über seine Wunden und sich freuend über seine Martern mitten unter allen erdenklichen Torturen gelacht. Trotzdem aber, daß er dieß nicht erduldet, hat er dennoch ohne Blut das Marthrium erreicht. Denn welche Leiden und irdische Schmerzen hat Martinus nicht ausgestanden für die Hoffnung ewigen Lebens durch Hunger, Nachtwachen, Blöße, Fasten, durch die Schmähungen neidischer, durch die Verfolgungen gottloser Menschen, durch seine Sorge für Kranke, durch seine eifrige Bekümmertheit für Gefahrlaufende? Mit wem, der Schmerz fühlte, hat er nicht mitgeföhlt? mit wem, der Aergerniß nahm, es nicht mitgenommen? über wen, der zu Grunde ging, nicht geseufzt? jener seiner täglichen, verschiedenartigen Kämpfe gegen die irdischen und unterirdischen Bosheitsmächte nicht zu erwähnen, indeß er, durch mannigfache Versuchungen angefochten, immer oben auf war mit seiner Tapferkeit im Siegen, seiner Geduld im Warten, seinem Gleichmuth im Ertragen. Wahrhaftig ein

Mann, in seiner Gottesfurcht, Barmherzigkeit und Liebe nicht zu schildern, die in ihm bis ans Ende, von Tag zu Tag sich mehrend, geblieben, da sie doch täglich sogar in heiligen Männern in der kalten Welt erkaltet! Diesen seinen Vorzug ließ er mich sogar in besonderer Weise erfahren, indem er mich gegen Würdigkeit und Verdienst einzig liebte. Siehe wiederum fließen Thränen, ja es windet sich ein Seufzer aus der Brust. Mit welchem Manne wird mir inskünftig eine ähnliche Ruhe, in wessen Liebe Trost werden? O wie elend, wie unglücklich bin ich nicht! Werde ich je, so ich länger das Leben habe, ohne Schmerz darüber sein können, daß ich Martinus überlebe? Wird auf dieß hin je mein Leben angenehm, wird ein Tag oder eine Stunde ohne Thränen sein? Oder werde ich mit dir, vielgeliebter Bruder, von Martinus reden können, ohne daß ich weine? Oder werde ich je in der Unterhaltung mit dir von etwas Anderem sprechen können, als von ihm? Doch was erwecke ich dir Thränen und Rührung? Sieh ich möchte dich jetzt getröstet wissen, ich, der selbst ohne Trost ist. Es wird uns Martinus nicht verlassen, glaube mir, er wird uns nicht verlassen: er wird an unsern Gesprächen über ihn Theil nehmen, er wird unsern Gebeten nahe sein; und womit er uns schon heute begnadigt hat, er wird sich uns oft in seiner Glorie zeigen und, wie er eben erst gethan, mit stetem Segen uns schützen. Dann hat er im weiteren Gang der Vision uns den Himmel als Lohn für seine Nachfolger gezeigt und den Weg dahin gelehrt; auch das Ziel unserer Hoffnung und die Richtung unseres Herzens hat er uns gewiesen. Was, Bruder, wird jedoch geschehen? So viel ich mich kenne, werde ich jenen steilen Gang nicht machen, nicht durchdringen können; also beschwert mich hinderlich Gepäck, zieht mich ab vom Himmelsweg und führt mich von Sündenlast Gebeugten, mich Armseligen, in die grausige Hölle tiefe. Doch gibt es noch eine Hoffnung, und zwar nur diese, diese äußerste, daß wir wenigstens durch des Martinus Fürbitte verdienen, was wir durch uns nicht erreichen können. Doch was halte ich dich, Bruder, mit

einer so geschwätzigen Epistel länger auf und verzögere deinen Besuch? Zugleich ist bereits der Bogen voll und faßt nichts mehr. Ich habe aber aus dem Grunde etwas mehr geschrieben, um dir in diesem Briefe als dem Trauerboten zugleich Trost zu bereiten, der aus unserer Unterhaltung fließen soll.<sup>1)</sup>

---

1) Dieser Brief zeugt sowohl von der innigsten Liebe des Severus gegen den heiligen Martinus als auch von edelster Freundschaft gegen den Diakon Aurelius, besonders aber von dem tiefen Gemüthe und seltensten Zartgefühl des Schreibenden. Gleichwohl fehlt die klarste Darstellung nicht, so daß Verstand und Gefühl in schönster Harmonie verbunden sind.



## Dritter Brief.<sup>1)</sup>

---

Sulpicius Severus grüßt Bassula, die verehrungswürdige Mutter.<sup>2)</sup>

Ginge es an, Eltern vor Gericht zu ziehen, so würden wir dich, als ganz und gar der Plünderung und des Diebstahls schuldig, mit gerechtem Schmerze vor den Richter schleppen. Was soll ich ob der Unbill, die ich von dir erfahre, mich nicht beschweren? Kein Blättchen Papier, kein Büchlein, keinen Brief hast du mir daheim gelassen; so stiehlest du Alles, so bringst du Alles unter die Leute. Jedes vertraute Wort an einen Freund — von meiner Hand, jede Zeile, die ich allenfalls bei Spiel und Scherz diktirte, die nie das Tageslicht sehen sollte: Alles ist fast eher in deiner Hand, als es geschrieben oder diktirt worden. Natürlich! du versilberst meine Schreiber, durch welche dir meine Kleinigkeiten zukommen. Doch kann ich mich gegen sie nicht

---

1) Über die wahrscheinliche Abfassungszeit siehe Brief I. Anm. 1.

2) Des Sulpicius Severus fromme Schwiegermutter.

erhitzen, wenn sie dir folgen: sind sie doch vorzugsweise in Folge deiner Liberalität uns dienstbar geworden und wissen sich deshalb heute noch recht gut mehr als dein, denn mein Eigenthum. Du allein bist strafbar, du allein bist schuldig, du stellst mir nach und überlistest Jene, so daß dir ohne alle Auswahl vertrauliche Briefe oder nachlässig hingeworfene Zeilen ohne alle Feile und Glätte erbarmungslos ausgeliefert werden. Ich will von Anderem schweigen; aber ich bitte, wie konnte dir doch jener Brief so schnell zu Händen kommen, den wir neulich an den Diakon Aurelius geschrieben? Ich hier in Toulouse, du dort in Trier, so weit getrennt von der Vaterstadt, zur Beunruhigung des Sohnes, sage, wie hast du wohl jenen Freundesbrief gestohlen? Ich habe nämlich deinen Brief erhalten, worin es heißt, ich hätte in demselben Schreiben, wo ich vom Gingange des heiligen Martinus redete, den Tod des Gottesmannes selbst schildern sollen. Ja, habe ich denn jenes Schreiben für Jemand Andern als für seine deutliche Adresse zum Lesen bestimmt, oder muß ich zu der Riesenarbeit verdammt sein, Alles, was man von Martinus wissen soll, gerade mit meiner Feder der Welt zu vermitteln? Wenn du also vom Gingange des heiligen Bischofs etwas hören willst, nun so laß dir Solches von Denen sagen, die Augenzeugen gewesen sind; ich habe dir absichtlich nichts geschrieben, damit du mich nicht unter alle Welt bringest. Versprichst du mir jedoch, Niemand etwas vorzulesen, so werde ich in Kürze deinem Wunsche entsprechen und dir in Folgendem wissen lassen, was ich selber weiß.

Martinus wußte seinen Gengang lange voraus und bedeutete den Brüdern, die Auflösung seines Leibes sei nahe. Inzwischen ward ihm ein Grund, die Pfarrei Candes<sup>1)</sup> zu besuchen. Die Kleriker dieser Kirche lebten nämlich in Zwietracht, weshalb der Bischof wieder Frieden machen wollte. Obgleich er nun das Ende seiner Tage gar wohl

---

1) Siehe oben Brief II. Anm. 2.

kannte, so trat er doch ob eines so wichtigen Grundes bereitwilligst die Reise an und hielt es für eine gute Vollendung seines Tugendlaufes, wenn er der Kirche den Frieden wieder gäbe und hinterließe. So machte er denn, wie immer, mit seinem bekannten gar zahlreichen und heiligen Jüngergefolge die Reise. Da sieht er, wie Tauchervögel im Flusse auf die Fische Jagd machten und ihre räuberische Kehle von beständiger Beute strotzte. „Hier haben wir,“ sprach er, „ein Sinnbild der Dämonen: sie stellen den Unvorsichtigen nach, fangen sie unbewußt, verschlingen die Beute und können sich am Fraße nicht ersättigen.“ Sodann gebot er mit mächtigem Wort, sie sollten diesen Wasserbereich, den sie bestrichen, verlassen und öde Landstriche aufsuchen, und selbstverständlich that er dieß den Vögeln gegenüber mit jener Herrschaft, welche die Dämonen allemal in die Flucht jagte. Die Vögel machten alle einen Kreis und sammelten sich, worauf sie das Gewässer verließen — und Bergen und Wäldern zusflogen. Und Viele, welche in Martinus eine so große Wunderkraft sahen, wunderten sich, daß er sogar über die Vögel Macht habe. Martinus hielt sich eine Zeit lang in der Ortschaft oder Pfarrei auf, die er besucht hatte, stellte den Frieden unter den Klerikern wieder her und dachte bereits auf den Heimweg in sein Kloster, als plötzlich die Körperkräfte zu schwinden begannen, so daß er die Brüder zusammenrief und ihnen seine nahe Auflösung verkündigte. Da war nun allgemeine Betrübniß und Trauer, Ein Klagegeschrei: „Warum verlassest du uns, o Vater! Wem übergibst du uns in unserer Trostlosigkeit? Es werden in deine Heerde einbrechen räuberische Wölfe;<sup>1)</sup> wer wird uns gegen

---

1) Vorstehende Klage, wie viele andere Stellen dieses Briefes, hat die römisch-katholische Kirche ins Breviarium Romanum für das Fest des heil. Martinus (11. November) aufgenommen, wie überhaupt fast das ganze Offizium, soweit es diesem Feste eigenthümlich ist, aus den Schriften unsers Severus zusammengesetzt ist. Vide Breviar. Rom. part. Autumn., die XI. Novembris.

ihre Bisse schützen, wenn der Hirte geschlagen ist? Wir wissen zwar deine Sehnsucht nach Christus, aber sicher ist dir deine Belohnung, und aufgeschoben wird sie nicht geringer; mit uns lieber habe Erbarmen, die du verlassest." Da soll der heilige Mann, von diesen Thränen und Bitten gerührt, geweint haben, wie ja sein ganzes Wesen allezeit von Barmherzigkeit im Herrn übersfloß; und zum Herrn gewendet antwortete er den weinenden Brüdern nur mit diesen Worten: „Wenn ich, ■ Herr, deinem Volke noch nothwendig bin, so weigere ich mich der Mühe nicht; dein Wille geschehe.“<sup>1)</sup> Zwischen Hoffnung und Betrübniß gestellt zweifelte er beinahe, was er vorziehen solle; er wollte einerseits die Seinigen nicht verlassen, anderseits von Christus nicht länger getrennt sein. Da er jedoch nichts auf seinen Wunsch gründete oder seinem Willen überließ, sondern sich ganz und gar dem allmächtigen Walten des Herrn anvertraute, so betete und sprach er also: „Drückend zwar, o Herr, ist der geistliche Kriegsdienst und Kampf im Leibesleben, und schon genügt der Streit bis zu dieser Stunde: wenn du mir aber befehlst, auch jetzt noch für deine Fahne in gleicher Weise fortzukämpfen, so weigere ich mich nicht, noch werde ich mein hinschwindend Leben als Entschuldigung entgegenhalten. Den Posten, den du mir angewiesen, will ich, dir geweiht, ausfüllen, unter deiner Fahne will ich im Felde stehen, so lange es dir genehm. Und ist auch der Abschied nach dem Dienste für das Alter noch so erwünscht, ist doch die Seele Sieger über die Jahre und kennt keine Ergebung vor dem Alter. Wenn du aber jetzt schon meiner Jahre schonst, so ist ein Glück für mich, o Herr! dein Wille: diese aber, für welche ich in Sorge bin, wirst du selbst beschützen.“<sup>2)</sup> [D Mann, mit der Feder nicht zu schildern, von der Lebensmühe unbeseigt, vom Tode unbe-

---

1) Siehe oben S. 75 Anm.

2) [ — ] Siehe oben S. 75 Anm.



zwingbar! denn nach keiner Seite hast du dich mehr geneigt: du hast zu sterben nicht gefürchtet, du hast zu leben nicht widersprochen.] Er ließ daher vom göttlichen Dienste nicht ab, obwohl er bereits mehrere Tage gewaltige Fieber hatte: die Nächte in Gebet und Wachen verbringend zwang er, auf seinem bekannten Bodenlager in Sack und Asche, die hinschwindende Gliederkraft zum Dienste Gottes. Als ihn seine Jünger um die Erlaubniß baten, ihm wenigstens ganz gewöhnliches Stroh unterbetten zu dürfen, erwiderte er: „Für einen Christen ziemt es sich, nur in Asche zu sterben: ich sündige, hinterlasse ich euch ein ander Beispiel.“<sup>1)</sup> [Augen und Hände stets gen Himmel gerichtet, gönnte er seinem Heldengeiste keine Ruhe vom Gebete.] Die damals auf Besuch anwesenden Priester baten ihn, seinen kleinen Leib umzuwenden und zu erleichtern; er aber sprach: „Laßt mich, laßt mich, Brüder, lieber zum Himmel als zur Erde schauen, auf daß mein Geist, bereits daran seinen Weg zu gehen, zum Herrn seine Richtung nehme.“ Nach diesen Worten sah er den Teufel nahe stehen. Da sagte er: „Was thust du hier, blutige Bestie? Nichts wirst du, Veruchter, an mir finden: Abrahams Schooß nimmt mich auf.“

Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf: und die bei ihm gewesen, haben es uns bezeugt, sie hätten sein Angesicht gesehen wie das eines Engels: seine Glieder aber schienen weiß wie der Schnee, und es hieß: Wer möchte glauben, sein Kleid sei jemals ein Bußhemd, sein Lager Asche gewesen? Sah er ja bereits so aus, wie wenn er im Glorienschein der einstigen Auferstehung und mit verklärtem Leibe erschienen wäre. Zum letzten Liebesdienst aber, zum Leichenbegängniß, läßt sich gar nicht glauben, wie groß die Menschenmenge war, welche zusammengekommen: die ganze Stadt stürzte der Leiche entgegen; Alles von den

---

1) [ — ] Siehe oben S. 75 Anm.

Einzelgehöften und den Dörfern war theilhaftig, auch viele Städler aus der Umgegend. O wie groß war die allgemeine Trauer, wie groß der Jammer besonders Seitens der tiefbetrübten Mönche! Etwa an zweitausend sollen an diesem Tage beisammen gewesen sein, des Martinus glänzender Ehrenschmuck: sein heiliger Wandel gab ja die Triebkraft ab, welche zum Dienste des Herrn solche Schöpfung gezeitigt. Da führte vor sich her der Hirte seine Herden, jenes heiligen Volkes ascetische Schaaren, Züge im Mönchshabit oder ehrenvoll ausgediente Greise oder auf Christi Fahne unlängst beedigte Jünglinge. Der Jungfrauen Chor darauf, der Thräne har vor Scham, in welcher heiliger Freude verheimlichte er seinen Schmerz! Allerdings sollte der Glaube der Thräne wehren: den Seufzer jedoch gebot mit Macht die Liebe. Ja so heilig war das Frohlocken über seine Glorie, als fromm die Trauer über seinen Tod. Man mußte ihnen die Thränen verzeihen, man mußte ihnen zu ihrer Freude Glück wünschen, indem ein Jeder sich den Schmerz zudachte, Martinus aber die Freude. Das also war des Gottesmannes Leichenzug, wie er in helltönendem Gesange himmlischer Loblieder zur Grabstätte hinschritt. Man vergleiche damit gefälligst die Welt und ihren Pomp, ich will nicht sagen, bei einer Leichenseier, sondern bei einem Triumph: wo wird sich etwas Martins Exequien Aehnliches finden? Der Welt Triumphatoren, sie mögen vor ihren Wagen Gefangene schleppen lassen, deren Hände auf den Rücken gebunden: des Martinus Leichnam begleiten die unter seiner Führung siegreichen Ueberwinder der Welt: Jene mag in wirrem Beifallsjauchzen der Völker toller Fanatismus ehren; dem Martinus wird zugejubelt in göttlichen Psalmen,<sup>1)</sup> Martinus wird in himmlischen Lobgesängen geehrt. Jene werden nach ihren Triumphen einst in die Schreckensorte der

---

1) Siehe oben S. 75 Anm.

Hölle gestoßen, Martinus findet in Freuden Aufnahme in Abrahams Schooß. Martinus, arm und klein, geht reich in den Himmel ein. (Von dessen Höhen uns beschützend, wie ich hoffe, blickt er huldvoll auf mich, den Verfasser, auf dich, den Leser dieser Zeilen, herab.)





# Des Sulpicius Severus D i a l o g e.<sup>1)</sup>

---

1) Die früheren Dialognummern und die alte Citirungsweise sind nach Halm's Recension beibehalten. Ueber die Dialoge siehe Einleitung.

Sulpicius Severus' ausgew. Schriften.



# Einleitung.

---

## A. Disposition.

---

### Erster Dialog.

Kap. 1. 2. Einleitung. Des Sulpicius Severus und eines gallischen Mönches Ueberraschung durch den aus dem Oriente heimkehrenden Postumianus, den treuen Freund des Severus; freudenvolles Wiedersehen; des Severus Aufforderung an Postumianus zur Reise-Erzählung; deren Beginn nach einer Fragebeantwortung durch Severus.

Kap. 3—22 incl. Des Postumianus Erzählung d. i. Beantwortung der von Severus gestellten Fragen über Glauben und Schicksale der Christen im Oriente, über die Lebensweise und Wunderkraft der orientalischen Mönche. Zum Schluß Aufforderung des Postumianus an Severus, über Martinus zu erzählen.

Kap. 23—25 incl. Des Severus Hinweis auf die Vita B. Martini; deren Bekanntsein und Weltverbreitung



von Postumianus constatirt; des christlichen Orients Wunsch nach Ergänzung der Vita von Ebendemselben vorgetragen.

Kap. 26. 27. Schluß. Allgemeine und specielle Vergleichung des Martinus mit den Mönchen des Orients von Severus meisterhaft durchgeführt; des Martinus Superiorität von Postumianus zugestanden; erneuerte Bitte um Ergänzung der Vita; diese Ergänzung von Severus dem gallischen Mönch als Aufgabe zugewiesen; Uebernahme derselben nach Begrenzung des Themas.

## Zweiter Dialog.

Martinus der herzlich Mitleidige und Wunderthätige.

Kap. 1. 2. 4. (Tobtenerweckung) 8. 9.

Martinus der Wahrheitsliebende und Geduldige. Kap. 1. 3. 12.

Martinus der weise Lehrer. Kap. 10. 11.

Martinus der von den Menschen Verehrte und von Gott wunderbar Ausgezeichnete. Kap. 2. 5. 6. 7. 8. 12. 13.

Schluß Kap. 14. Martinus über das Ende der Welt. — Reize des Tages und Ankunft des Refrigerius. — Ursachen der Dialogunterbrechung.

## Dritter Dialog.

Einleitung. Auf Zuspruch des Severus Wiederaufnahme der Erzählung durch den Gallier vor zahlreicher, gewählter Zuhörerschaft. Kap. 1.

Martinus der Wunderthätige, Weissagende, unmittelbar Wissende. Kap. 2. 3. 7. 8. 9. 10. 14.

Martinus der vor den Großen der Erde und andern Menschen durch Gott Verherrlichte. Kap. 3. 4. 6. 10. 14.

Martinus der in der Liebe Christi kluge, starke, liebevollst nachgiebige, getröstete Bischof. Kap. 11. 12. 13.

Martinus der englisch milde und geduldige Oberhirte.  
Kap. 15.

Des Erzählers Glaubwürdigkeit. Kap. 5.

Des Postumianus Preis des Martinus. Kap. 16.

Des Severus Aufforderung an Postumianus zur Weiter-  
verbreitung des Gehörten im Orient. Kap. 17.

Sein pietätsvolles Andenken an einen unglücklichen Freund  
und dessen einsames, fernes Grab im Orient. Rührende  
Schlußscene. Kap. 18.



## B. Inhaltsanzeige.

### Erster Dialog.

- Kap. 1.** Sulpicius Severus und ein gallischer Mönch. — Beider Ueberraschung durch den aus dem Orient heimkehrenden Postumianus, den treuen Freund des Severus. Freudiges Wiedersehen der Freunde. Kurze Mittheilung über Veranlassung, Zeit und Stand der Rückfahrt Seitens des Postumianus. Dessen Wunsch mit Severus allein zu sein; der Gallier als Dritter zugelassen; des Postumianus Bereitwilligkeit zu wortreicher Unterhaltung.
- Kap. 2.** Des Severus Aufforderung und Thesenstellung zur Reise-Erzählung. Seine Antwort auf eine Frage des Postumianus nach mehreren Bischöfen. Des Letzteren Beginn der Erzählung.
- Kap. 3.** Abfahrt von Narbo aus. Landung an der afrikanischen Küste bei Karthago. Nach vierzehntägigem Aufenthalte Kurs nach Alexandria. Durch Gegenwind Rückschlag bis fast zur Syrtis major (Golf von Sydra). Interessante Beschreibung der Küstengegend, ihres Klimas, ihre Productivität, der Häuser dortselbst.

- Kap. 4.** Gang landeinwärts. Ein Greis. Seine Freude, seine Gastfreundlichkeit. Liebervolle Rederei des Cereverus dem Gallier gegenüber.
- Kap. 5.** Der Greis ein Priester. Besuch eines Kirchleins in der Wüste. Dessen Beschreibung. Sitten der Christen.
- Kap. 6.** Weiterfahrt und Ankunft in Alexandria. Der Drigenes-Streit.
- Kap. 7.** Eine Ketzerei des Drigenes — die Teufelserlösung. Hartnäckige Opposition der Mönche. Ihre Verfolgung durch den weltlichen Arm. Hieronymus auf Seiten der Bischöfe. Des Postumianus Ansicht über den Drigenes-Streit.
- Kap. 8.** Reise nach Bethlehem. Hieronymus, der heilige und gelehrte Priester. Seine Schriften über die Schattenseiten mancher Mönche.
- Kap. 9.** Fortsetzung. Hieronymus der theils gehasste, theils geliebte Kritiker. Des Postumianus Rückkehr nach Alexandria. Seine Reise in die Thebais.
- Kap. 10.** Die Klöster am Nil. Ihre Frequenz; ihre Regel. Eremiten und Anachoreten. Der Letzteren Speisung durch das Mutterkloster. Schlangenzähmung durch einen Knaben; sein Stolz und seine Strafe.
- Kap. 11.** Wunderbare Ernährung eines liebevollen Mönchs.
- Kap. 12.** Zwei Mönchsgreise von heroischer Tugend. Tadel eines Jähzornigen. Lob eines Sanftmüthigen. Des Postumianus Bereitwilligkeit zur Fortsetzung der Erzählung.
- Kap. 13.** Der Mönch mit seinem Garten mitten in der Wüste. Die Palme und ihr Nutzen für die Siedler. Der Mönch und die Löwin.
- Kap. 14.** Der Mönch und sein Gast (eine Wölfin). Deren Diebstahl und Reue. Des Mönchs zarte Liebe im Herrn.
- Kap. 15.** Zweier Mönche Besuch eines Anachoreten bei Memphis. Die Löwin und ihre blindgeborenen Jungen. Deren Heilung. Dankeserstattung der Löwin.

- Kap. 16. Der Anachoret bei Syene und die Gemse.
- Kap. 17. Des Postumianus Besuch zweier Klöster des heil. Antonius, der Stätte des heil. Paulus. Das rothe Meer. Der Sinai und der Anachoret. Rückkehr zum Nil. Die bevölkerten Mönchsdörfer. Tugend der Mönche. Hauptbedingung der Klosteraufnahme.
- Kap. 18. Wunder des Gehorsams. — Ein Brülling mitten im Flammenmeer unversehrt.
- Kap. 19. Zweites Wunder. — Ein dürres Gummireis wird grünend.
- Kap. 20. Der wunderthätige Mönch; seine Versuchung: seine Bitte zu Gott; seine Prüfung.
- Kap. 21. Moralanwendung auf gallische Kleriker.
- Kap. 22. Ein Beispiel falscher Gerechtigkeit. Strafe und Besserung. Schluß der Erzählung durch Postumianus, sein Wunsch, über Martinus zu hören.
- Kap. 23. Des Severus Hinweis auf die Vita. Deren großartige Verbreitung durch Postumianus nachgewiesen. Wunsch aus dem Orient, Ergänzung der Vita betr.
- Kap. 24. Des Severus Vergleichung des Martinus mit den Mönchen des Orients: Martinus ein Tugendheld mitten im Gedränge der Welt — die Mönche des Orients fern von der Welt.
- Kap. 25. Fortsetzung der Collatio in Bezug auf die einzelnen Vorzüge: Wunderkraft, Demuth. Flucht der Eitelkeit.
- Kap. 26. Des Martinus Superiorität von Postumianus constatirt; Verurtheilung Aquitaniens und der Wunderleugner; Erneuerung des Wunsches und der Forderung, die Vita zu ergänzen. Die Aufgabe von Severus dem Gallier als Jünger des Martinus zugewiesen.
- Kap. 27. Des Galliers Bereitwilligkeit; seine Bescheidenheit von Postumianus corrigirt. Das Erzählungsthema begrenzt.

## Zweiter Dialog.

- Kap. 1. Martinus bekleidet einen Armen mit seinem eigenen Kleide. Der pflichtsäumige Archidiacon und sein Bischof.
- Kap. 2. An diesem Tage über dem celebrirenden Bischof eine Feuerkugel. — Des Galliers Oheim Evanthius aus der Ferne geheilt. Dessen Diener von Schlangengift befreit.
- Kap. 3. Martinus und die scheuen Postpferde. Seine Mißhandlung durch die Militärpassagiere. Ihr Reisehinderniß. Ihre Reue und Hilfe.
- Kap. 4. Des Bischofs Martinus Eine Todtenerweckung bei Chartres. — Das Heidenvolf bekehrt sich.
- Kap. 5. Des Postumianus Preis des Martinus. — Dieser und Kaiser Valentinian.
- Kap. 6. Martinus Gast der Gemahlin des Kaisers Maximus.
- Kap. 7. Reflexion über diesen Fall. Nutzenwendung auf die Kleriker.
- Kap. 8. Fortsetzung der Reflexion. — Des Martinus Verehrung durch Klosterjungfrauen. Ein Wunder durch ein von Martinus benütztes Stück Decke.
- Kap. 9. Martinus heilt eine besessene Kuh. — Rettung eines von Hunden verfolgten Häschens.
- Kap. 10. Des Martinus geistliche Naturdeutung. — Das geschorne Schaf. — Der Schweinehirt. — Die Wiesenweide.
- Kap. 11. Ein Mönch, früher Soldat, von seinem Weibe freiwillig getrennt und vom Satan versucht, wird von Martinus treffend belehrt. Des Martinus Mahnwort an die Brüder.
- Kap. 12. Martinus, Willens eine verdienstreiche Jungfrau zu besuchen, höflich abgewiesen. Freude des heiligen Bischofs. Das Xenium (Gastgeschenk) der Jungfrau. Reflexion des Erzählers.

- Kap. 13. Martinus von Agnes, Thecla, Maria besucht. — Der Dämonen Besuche und Versuchung. — Martinus' Besuch durch Engel. Wunderbare Mittheilungen derselben an Martinus. Ein Beispiel.
- Kap. 14. Martinus' Ansichten über das Ende der Welt. Reflexion des Erzählers. — Der Priester Refrigerius. — Unterbrechung des Dialogs.

### Dritter Dialog.

- Kap. 1. Aufforderung des Sulpicius Severus zur Wiederaufnahme der Erzählung. — Die wiederholte Erzählung nicht lässig, sondern im Glauben bestärkend. Zahlreiche Zuhörerschaft. Gewählte Zulassung.
- Kap. 2. Des Galliers Einleitungswort. — Martinus heilt ein stummgebornes Kind.
- Kap. 3. Delmehrung. — Ein Gläschen benedicirtes Del auf Marmor gefallen und nicht zerbrochen. Martinus' Namen machtvoll. (Ein Beispiel.)
- Kap. 4. Der Comes Avitianus durch Martinus wunderbarer Weise in seiner Grausamkeit gehindert.
- Kap. 5. Des gallischen Mönchs Erklärung, Glaubwürdigkeit seiner Erzählung betr.
- Kap. 6. Des Martinus Macht über die Besessenen.
- Kap. 7. Martinus' Abwehr von Hagelschlag im Senonergebiet. Beglaubigung des Vorfalls.
- Kap. 8. Martinus' Befreiung des Comes Avitianus von einem ihn beherrschenden Dämon. — Zerstörung eines Götzentempels durch des heil. Bischofs Gebet.
- Kap. 9. Ein ähnliches Wunder. Heilung eines am Blutflusse leidenden Weibes durch Berührung von Martinus' Gewand. — Dessen Macht über eine Wasserschlange.
- Kap. 10. Martinus' Weissagekraft. — Martinus während des heil. Opfers mit himmlischem Schmuck angethan.
- Kap. 11. 12. 13. Martinus im Priscillianisten-Streite.



- Rap. 14. Seesturm durch Anrufung von Martinus' Namen gestillt. — Krankenheilung im Hause des vornehmen Lycontius. Geschenkverwendung für Gefangene. Martinus' wunderbares Wissen von dem etwas indecenten Benehmen eines Mönchs.
- Rap. 15. Der Oberhirte und Wohltbäter Martinus und der Priester und undankbare Pflegling Brictio.
- Rap. 16. Des Postumianus Reflexion über die himmlische Güte und Milde des Martinus.
- Rap. 17. Des Severus Aufforderung an Postumianus, des Martinus Lob und Preis im Orient zu verkünden. (Ein oratorisches Meisterstück.)
- Rap. 18. Pietätsvolles Andenken des Severus an den unglücklichen Freund Pomponius und sein fernes Grab am Küstenstrande von Ptolemais. — Rührende Schlußscene.



## Erster Dialog.<sup>1)</sup>

---

1. Bei einer Zusammenkunft zwischen mir und dem Gallier,<sup>2)</sup> den ich als lebendiges Mahnbild an Martinus — er zählte nämlich zu seinen Jüngern — und als tugendreichen Mann gar lieb hatte, überraschte uns mein Postumianus, der unfertwegen aus dem Oriente zurückgekehrt war, zu dessen Besuch er vor drei Jahren das Vaterland verlassen hatte. Wir umarmten den so anhänglichen Mann, küßten seine Kniee und Füße ab, gingen dann ein und das

---

1) Severus . . . et collationem Postumiani et Galli s'e mediante et iudice de conversatione monachorum orientalium et ipsius Martini habitam in dialogi speciem duabus in concisionibus comprehendit. Gennadii catal. vir. illust. (Halm praef. p. XIII.) — Die Abfassung der Dialoge setzt Reinkens in das Jahr 405. Reinkens S. 262. Gallien, das Land, zerfiel seit Augustus in Aquitania, Gallia Lugdunensis oder Celtica, Gallia Narbonensis, Gallia Belgica. Nitsch S. 281.

2) Ein gallischer Mönch, dessen Namen unbekannt.

andere Mal, wie stumm vor Staunen, und miteinander vor Freude weinend, auf und ab und setzten uns endlich nieder, indem wir unsere Bußhemden am Erdboden ausbreiteten. Jetzt nahm Postumianus mir ins Auge sehend zuerst das Wort und sprach: Da ich in Aegyptens abgelegenen Gegenden war, fiel es mir ein, bis ans Meer vorzugehen. Hier fand ich ein Lastschiff, das mit seiner Ladung für Narbo bestimmt sich segelfertig machte. In derselben Nacht standst du im Traume vor mir, nahmst mich bei der Hand und zogst mich fort, jenes Schiff zu besteigen. Als bald die Dämmerung das Dunkel scheuchte und ich von meiner Ruhestätte mich erhoben hatte, dachte ich über meinen Traum nach, in Folge dessen mich eine gewaltige Sehnsucht nach dir ergriff, so daß ich ohne Zögern das Schiff bestieg. Dreißig Tage später landete ich in Massilia und gelangte von dort in zehn Tagen hieher.<sup>1)</sup> So günstige Fahrt ward meinem Sehnsuchtswunsche. Du nun, um deswillen wir so viele Meere durchsegelt, ein solch Stück Erde durchwandert haben, laß mich jetzt dich umarmen und dich haben ganz allein! Was mich betrifft, erwidere ich, so weilte ich auch während deines Aufenthaltes in Aegypten so ganz und gar bei dir mit all' meinem Denken und Empfinden, daß ich Tag und Nacht an dich dachte und die Liebe zu dir mich ganz in Banden hielt. Um so viel weniger soll jetzt eine Minute sein, in der ich nicht an deinen Lippen hange, dir ins Auge sehe, dich anhöre, mit dir rede und zwar so, daß Niemand Zeuge unserer vertraulichen Rede sei, wofür uns diese ungewöhnlich abgelegene Zelle garantirt. Denn unsers Galliers Anwesenheit hier soll dir, wie ich meine, nicht lästig sein; strahlt er doch, wie du siehst, vor Freude über deine Heimkehr, gerade so wie ich. Ganz einverstanden, sagte Postumianus; der Gallier hier wird in unserer Gesellschaft bleiben; zwar ist er mir nicht besonders bekannt; doch muß ich ihn lieb haben, weil er dir so lieb und werth, zumal er

---

1) Wahrscheinlich Toulouse.

aus des Martinus Schule ist. Und obwohl nun in Gesellschaft von Zweien, werde ich nicht anstehen zu erzählen, so viel ihr wünscht; denn das hat mich ja hieher getrieben, der Sehnsucht nach meinem Sulpicius hier — bei diesen Worten umfaßte er mich mit beiden Armen — auch durch viele Worte kräftigen Ausdruck zu geben.

2. Du hast ja bereits, falle ich ein, zur Genüge die Kraft der Freundselsliebe bewiesen, indem du um unfertwillen so viele Meere und Erdstrecken durchwandernd vom fernsten Sonnenaufgang, so zu sagen, bis zu ihrem Untergang gekommen bist. Weil wir nun so ungestört beisammen sind und keine Pflicht uns drängt, als die, auf deine Worte zu lauschen, so laß doch freundlichst deine ganze Reise hören und erzähle, wie es mit dem Christus-Glauben im Oriente und mit der Ruhe steht, deren seine Bekenner genießen sollen; welches die Lebensweise der Mönche, welches die Wunder und Zeichen, die Christus in seinen Dienern wirkt. Bei dem Lebensüberdruß, der Einen hier bei uns mitten in unsern Erlebnissen ergreifen möchte, werden wir gewiß mit Vergnügen vernehmen, ob die Christen doch in der Wüste leben können. Darauf sagte Postumianus: Ich werde thun nach deinem klaren Wunsche. Zuvor aber sei so gut und laß mich hören, ob all' die Bischöfe, welche ich in der Heimath zurückgelassen, noch denselben Charakter haben, wie wir ihn vor der Reise kennen gelernt. Da antworte ich: Laß solche Fragen, deren Beantwortung du so gut kennst, wie ich, oder im Gegenfalle besser gar nicht hörst. Doch sind, wie ich nicht verschweigen kann, die Bischöfe, welche das Object deiner Frage bilden, um nichts besser geworden als früher;<sup>1)</sup> und der Einzige,<sup>2)</sup> welcher uns einstens Zuneigung schenkte, in der wir uns von den Anfeindungen der Andern zu erholen pflegten, ist gegen uns über Gebühr

1) Vergl. Leben des heil. Martinus Kap. 27.

2) Dieser Einzige kann nicht näher bezeichnet werden.

hart geworden. Doch soll Niemand von mir etwas Unzartes gegen ihn hören; ich habe ihn ja als Freund verehrt und ihm selbst zur Zeit, da er unser Feind hieß, die Liebe nicht gekündet. Während ich nun still sinnend dieß erwäge, bohrt grausamer Schmerz in meiner Brust, daß wir eines weisen und frommen Mannes Freundschaft eingebüßt. Lassen wir jedoch solch kummervolle Dinge, und hören wir lieber dich, wie du längst versprochen. Nun so sei es! sagte Postumianus. Nach dieser seiner Zusage schwiegen wir alle ein Weilchen; alsdann rückte er sein hären Kleid, auf dem er Platz genommen, näher zu mir her und begann also zu erzählen:

3. Es sind jetzt drei Jahre, Sulpicius, daß ich dir bei meiner Abreise von hier Lebewohl gesagt. In Narbo lichteteten wir die Anker, fünf Tage darauf liefen wir in einen afrikanischen Hafen ein. So glücklich war durch Gottes Gnade die Fahrt. Ich hatte vor, Karthago zu sehen, Stätten heiliger Männer zu besuchen, vor Allem an des Märtyrers Cyprian Grab meine Andacht zu verrichten. Nach vierzehn Tagen zum Hafen zurückgekehrt gingen wir wieder zur See mit dem Kurs nach Alexandria, wären aber durch Gegenwind bald bis zur Syrte <sup>1)</sup> verschlagen worden, was aber die Seeleute in ihrer Vorsicht verhüteten, indem sie die Anker warfen und auf offener See blieben. Aber nahe vor uns lag das Land. Wir ruderten in Booten hin und stiegen aus. Da aber keine Spur von menschlicher Kultur zu entdecken war, wurde ich neugieriger und ging, die Derilichkeit auszuforschen, mehr landeinwärts. Etwa drei Meilen <sup>2)</sup> vom Ufer entfernt erblicke ich eine kleine Hütte mitten im

---

1) Dem Zusammenhange nach ist die Syrtis major (Golf von Sydra) zu verstehen. Die Syrtenlandschaft erstreckte sich von dem Vorgebirge Boreion oder den Altären der Philaeni bis zu der Stadt Tacape und dem Tritonflusse, der als Abfluß des Tritonsees in die kleine Syrte sich ergoß. Nisich S. 351.

2) D. i. römische Meilen. Siehe Vita c. 10.

Sand. Ihr Dach war, nach Sallusts<sup>1)</sup> Ausdruck, eine Art Schiffstiel, reichte bis zur Erde und war ein ziemlich starkes Brettergefüge. Dieß Alles nicht etwa aus Furcht vor gewaltigen Regenschauern, — denn von einem Regen in dieser Gegend hat nie eine Seele vernommen, — sondern wegen der Orkane; wenn hier, selbst bei ziemlich günstigem Wetter, ein einigermaßen starker Wind zu wehen anfängt, so genügt schon dieser, in den bezeichneten Landstrichen eine größere Verheerung anzurichten, als auf jedem Meere. Pflanzen oder Saaten kommen hier zu Land keine vor, da der lockere Boden mit seinem Wüstensand bei jedem Windstoße weicht. Wo aber dem Meere gegenüberliegende Vorgebirge den Winden wehren, da ist der Boden um ein Gutes fester und bringt einige schlechte Kräuter hervor. Diese liefern ziemlich annehmbares Futter für die Schafe. Die Menschen hier leben von Milch; die Strebsameren und, wenn man so sagen darf, Reicheren darunter essen Gerstenbrod. In Gerste nämlich gibt es hier die einzige Ernte, welche bei dem raschen Wachsthum in Folge der Natur des Bodens den schädlichen Einwirkungen der Orkane in der Regel entgeht; sie reift nämlich, wie es heißt, schon dreißig Tage nach der Aussaat. Die Ansiedlung hier erklärt sich übrigens nur durch die allgemeine Steuerfreiheit. Hier ist ja der äußerste Punkt<sup>2)</sup> der Cyrenäischen Küste, welche an die ägyptisch-afrikanische Wüste stößt, durch welche einst Cato<sup>3)</sup> auf seiner Flucht vor Cäsar mit seinem Heere gezogen ist.

4. Ich ging also zur Hütte hin, welche ich von ferne erblickt hatte. Da finde ich einen Greis in Felle gekleidet, wie er eben die Handmühle drehte. Nach Erwiderung unsers Grußes nahm er uns freundlich auf. Wir erklären uns nun, wie wir an dieß Ufer verschlagen worden, und die Stille der See jede Möglichkeit abschneide, sofort unsere

1) Sall. Jug. 18, 8.

2) Philaenorum arae.

3) Im Jahre 47 auf 46 vor Chr.

Fahrt wieder aufzunehmen: wir seien ans Land gestiegen und hätten nach Menschenart die Dertlichkeit und Kultur der Einwohner gerne kennen gelernt; wir seien Christen; die Hauptfrage sei die, ob es in Mitte dieser Einsiedeleien auch einige Christen gebe. Bei diesen Worten wirft sich uns der Greis unter Thränen vor Freude zu Füßen: nachdem er uns wiederholt und öfter geküßt, ladet er zum Gebete ein: dann breitet er Hammelfelle auf den Boden aus und heißt uns darauf Platz nehmen und setzt uns ein wirklich reiches Frühstück vor, ein halbes Gerstenbrot. Es waren unser aber vier, er selbst war der Fünfte. Er brachte auch einen Kräuterbüschel, dessen Namen mir entfallen. Das Kraut war wie Krausemünze, blätterreich und schmeckte wie Honig. Uns mundete dieses äußerst süße und wohl-schmeckende Kraut gar sehr, bis wir satt waren. Bei diesen Worten lächle ich zu meinem Gallier hinüber und sage: Was sagst du, Gallier, zu meinem Frühstück für fünf Mann, das in einem Kräuterbüschel und einem halben Brot besteht? Da erröthete der Gallier ziemlich stark, wie er denn gar schüchtern ist, und sagte, indem er meine Neckerei annahm: Du machst es, wie gewöhnlich, Sulpicius: keine Gelegenheit, die sich dir darbietet, laßest du vorübergehen, ohne uns wegen unsers Appetites aufzuziehen. Das ist aber inhuman von dir, wenn du uns Gallier zwingen willst, wie die Engel zu leben: gleichwohl möchte ich glauben, daß auch bei den Engeln der Appetit es ist, der sie essen macht. Jenes halbe Gerstenbrot möchte ich nicht einmal allein anrühren. Aber deß mag sich genügen lassen jener Alte aus Chrene, den die Noth oder die Natur hungern läßt; am Ende mögen damit auch zufrieden sein Leute, welche die Schaukel der Seefahrt appetitlos gemacht. Wir sind weit vom Meere weg und sind, wie ich dir schon oft versichert, Gallier. Doch möge Postumianus lieber mit der Erzählung über seinen Alten aus Chrene weiterfahren.

5. Inskünftig, entgegnete Postumianus, will ich mich ja in Acht nehmen, Jemand wegen seines Fastens zu preisen; sonst könnte ein hart Exempel unsern Gallier am Ende



ganz auseinanderbringen. Ich war nämlich Willens auch von der Hauptmahlzeit des Cyrenäers oder vielmehr von den andern Gelagen zu erzählen, waren wir ja sieben Tage bei ihm; aber das muß ruhen, damit der Gallier nicht glaube, man wolle ihm Eines anhängen. Was das Uebrige betrifft, so erfahren wir Tags darauf bei Gelegenheit eines Besuches, mit dem uns einige Küstenbewohner zu beehren angingen, daß unser Gastwirth ein Priester sei, was jener auf das ängstlichste zu verheimlichen gesucht. Hierauf machten wir mit ihm der Kirche einen Besuch, welche, ungefähr zwei Meilen entfernt, durch einen dazwischen liegenden Berg unserm Blicke entrückt war. Sie war ein Geflecht aus ganz gewöhnlichem Strauchwerk und nicht viel geräumiger als die Wohnung unsers Wirthes, in der man nur gebückt stehen konnte. Bei unserer Umschau nach Art und Charakter der Leute machten wir die frappirende Wahrnehmung, daß sie weder kaufen noch verkaufen. Von Betrug und Diebstahl wissen sie nichts. Gold und Silber, was doch der Welt das Erste ist, haben sie nicht und wünschen sie nicht. Als ich nämlich dem Priester zehn Goldstücke anbot, schrak er davor zurück und protestirte dagegen von dem höhern Grundsatz aus, Gold erbaue die Kirche nicht, sondern reiße sie ein. Wir trugen ihm alsdann einige Kleidungsstücke an.

6. Nach freundlicher Annahme derselben riefen uns Matrosen zurück, und wir verabschiedeten uns. Sieben Tage darauf waren wir nach glücklicher Fahrt in Alexandria. Hier nun gab es abscheuliche Kämpfe zwischen den Bischöfen und Mönchen. Als Gelegenheit dazu oder vielmehr Ursache davon erschienen mehrere Synodalbeschlüsse der Bischöfe auf mehreren Versammlungen, nach welchen Niemand die Werke des Origenes lesen oder haben sollte, welcher für den tüchtigsten Schriftausleger gehalten wurde. Die Bischöfe aber bezeichneten einige Partien in jenen Werken als ganz ungeheuerlich, während die Anhänger des Mannes die Richtigkeit der Anklage nicht abzusprechen wagten, aber behaupteten, jene Stellen seien vielmehr in betrügerischer Absicht von Häretikern eingeschoben worden. Deshalb dürfe

man wegen der mit Recht als anstößig bezeichneten Stellen nicht auch die andern Schriften verdammen; der Glaube der Leser könne ja leicht eine Sichtung vornehmen, um einerseits Gefälschtes zurückzuweisen, anderseits aber das Katholische in den Schriften zu beachten. Es dürfe nicht auffallen, wenn in den neuern und neuesten Schriften die Häresie ihr trügerisches Spiel getrieben; habe sie ja an einigen Stellen sogar ohne Scheu die evangelische Wahrheit angestritten. Dem gegenüber hielten die Bischöfe um so hartnäckiger an ihren Anschauungen fest und zwangen von Oberhirtenamts wegen, daß man auch alles Rechte sammt dem Schlechten und dem Verfasser verdamme: es gebe der Werke in Hülle und Fülle, welche die Kirche recipirt habe; entschiedenste Verwerfung verdiene eine Lektüre, welche mehr geeignet sei, einfältigen Leuten zu schaden, als einsichtigen zu nützen. Ich für meine Person sah mehr aus Neugier einige Partien aus Origenes' Schriften durch<sup>1)</sup> und fand dabei sehr Vieles, was mir wohl gefiel; Einiges aber traf ich, worin unzweifelhaft häretische Ansichten zu Tage traten, was jedoch die Vertheidiger des Origenes als Fälschungen zu begründen suchten. Ich muß mich wundern über einen Mann, der in seiner Einen Seele solche Widersprüche zu vereinigen vermocht. Da, wo er katholisch ist, hat er nach den Aposteln Niemand seinesgleichen; in den mit Recht censurirten Partien aber beweist er sich als den abscheulichsten Ketzer.

7. So fand sich unter den vielen Stellen in Origenes' Werken, welche von den Bischöfen als offenbar unkatholisch notirt waren, besonders eine, die sehr anstößig sein mußte. Hier nun war zu lesen: Wie der Herr Jesus zur Erlösung des Menschen im Fleische erschienen sei, die Kreuzesstrafe zum Heile des Menschen erduldet und für eine glückliche Ewigkeit des Menschen den Tod erlitten habe; also werde er in derselben Leidensordnung auch den Teufel

---

1) Postumianus war also auch ein Kenne des Griechischen.

erlösen; denn es entspreche der göttlichen Güte und Liebe, daß, wer den verlorenen Menschen wiederhergestellt, auch den gefallenem Engel befreie. — Aus der Hitze der Parteilung erhob sich die Auflehnung. Und da diese durch die bischöfliche Auktorität nicht gedämpft werden konnte, nimmt man zum traurigen Exempel zur Herstellung der Kirchenzucht den weltlichen Arm des Präsekten in Anspruch.<sup>1)</sup> Dieser mit seinen Gewaltmitteln zerstreute die Brüder und jagte die Mönche an ganz entgegengesetzte Küsten, aber so, daß sie in Folge der Achtbefehle nirgends festen Fuß fassen durften. Mich machte besonders die Thatfache nachdenken, daß der eminent katholische und schriftkundige Hieronymus in der ersten Zeit, wie man glaubte, für Origenes gewesen war, während er jetzt aufs entschiedenste sogar alle seine Werke verdammt.<sup>2)</sup> Ich möchte nun nicht über Jemand abfällig urtheilen; es hieß jedoch, die vortrefflichsten und gelehrtesten Männer seien in diesem Streite nicht einig. Sei jedoch jene Vertheidigung des Origenes, was sie will, — Irrthum, wie ich meine, oder Häresie, wie man glaubt, — so viel ist sicher: sie konnte durch die Masse der bischöflichen Ahndungen nicht eingedämmt werden; ja sie hätte nie diese Ausdehnung nehmen können, wenn sie nicht durch den Streit mehr Terrain gewonnen. In diesem Kampfgewirre nun wogte Alles hin und her, als ich nach Alexandria kam. Mich nahm der Bischof dieser Stadt sehr freundlich auf und besser, als ich ahnte, ja er suchte mich bei sich festzuhalten; ich hatte aber keine Lust, an einem Orte zu bleiben, wo die Gewaltmaßregelung der Brüder neues Feuer der

---

1) Der heil. Hilarius, Lucifer von Cagliari und die glaubens-treuen Bischöfe der damaligen Zeit waren alle derselben Ansicht über „den weltlichen Arm“. „Non enim ecclesiam tam infirmo niti fundamento, ut eam humano auxilio fulciri necesse sit.“ S. Hil. contra Auxentium. (Fleury tom. IV. lib. XV, S. 208.)

2) Hieronymus unterwarf wohl sein Privaturtheil dem autoritativen des Episcopats.

Erbitterung schürte. Kann man nämlich vielleicht auch sagen, es wäre ihre Pflicht gewesen, den Bischöfen zu gehoramen, so hätte deßhalb doch nicht eine solche Menge im Bekenntniß Christi vereinigt lebender Brüder, am wenigsten von Bischöfen, ins Unglück gebracht werden sollen.

8. Von Alexandria weg ging es nach der Stadt Bethlehem, die von Jerusalem sechs Meilen, von Alexandria aber sechzehn Tagereisen entfernt liegt. Die kirchliche Gemeinde daselbst pastorirt der Priester Hieronymus; die Pfarrei untersteht eigentlich dem Bischof von Jerusalem. Hieronymus war mir schon längst von meiner früheren Wallfahrt her bekannt, und es hatte sich in Folge deß leicht die Uebersetzung in mir gebildet, Niemand verdiene eher einen Besuch als er. Denn abgesehen von seiner Glaubensstreue und seinem Tugendreichthume ist er nicht nur in der lateinischen und griechischen Literatur zu Hause, sondern sogar in der hebräischen, und Keiner wagt es sich im Wissen mit ihm überhaupt zu vergleichen. Ich müßte mich aber wundern, wenn er nicht auch euch durch seine vielen Werke bekannt wäre, indem ihn alle Welt liebt. Allerdings, erwiderte der Gallier, ist er uns bekannt, und nur gar zu gut. Hab' ich ja bereits vor fünf Jahren ein Büchlein von ihm gelesen, in dem die ganze Korporation unserer Mönche auf das ärgste mitgenommen und angelassen wird. Deßhalb pflegt bisweilen unser Belgier in großen Zorn zu gerathen, weil Hieronymus sich geäußert, wir äßen uns in der Regel bis zum Erbrechen an. Ich nun verzeihe ihm und meine, er habe eher von den Mönchen des Orients als des Occidents gesprochen. Denn die Eßlust ist bei den Griechen Geilheit, bei den Galliern Natur. — Da sage ich: Meister Gallier, du sprichst für dein Volk: aber ich bitte dich, verurtheilt jenes Buch nur diesen Fehler an den Mönchen? Im Gegentheile, sagte er, das Buch übersah durchaus nichts; Alles zerzaufte, zerfleischte es, legte es bloß; besonders war es auf die Habsucht und nicht minder auf die Eitelkeit abgesehen. Vieles brachte er über den Hochmuth vor, nicht Weniges über den Aberglauben; ich

muß wirklich gestehen, Hieronymus scheint mir das Lasterleben vieler förmlich gemalt zu haben.

9. Und wie wahr und kräftig hat Hieronymus über die Vertraulichkeiten der Jungfrauen und Mönche und sogar der Kleriker sich geäußert! deshalb soll er von Manchen, die ich verschweigen will, nicht geliebt werden. Denn wie unser Belgier zürnt über das Schandmal, welches unserer zu großen Eblust aufgedrückt worden, so sollen jene Leute toben, wenn sie in jener Schrift lesen: Einen Ehelosen verachtet die Jungfrau, wenn er ihr leiblicher Bruder ist; sie sucht einen Bruder, der nicht verwandt ist.<sup>1)</sup> Da werfe ich ein: So weit magst du dich vor, Gallier, daß am Ende Einer, der dieß auf sich bezieht, dich hört und anfängt, dich und Hieronymus mitssamen nicht zu lieben! Als Gelehrten nämlich will ich nicht mit Unrecht dich an jenen Vers des Komikers erinnern: Willfährigkeit macht Freunde, Wahrheit aber Feinde.<sup>2)</sup> Es wird besser sein, Postumianus, du nimmst deine Erzählung über den Orient wieder auf, wie du angefangen. — Ich hatte bereits vor zu sagen, fuhr Postumianus fort, daß ich sechs Monate bei Hieronymus gewesen; der beständige Kampf und ewige Hader mit den Schlechten erweckte ihm den Haß der Nichtsnutzigen. Es hassen ihn die Häretiker, die er unaufhörlich bekämpft, es hassen ihn die Kleriker, die er wegen ihres sündhaften Lebens geißelt: aber hoch bewundern und lieben ihn alle Guten; denn von Sinnen sind Jene, welche ihn für einen Häretiker halten. In Wahrheit möchte ich sagen: Katholisch ist des Mannes Wissen, gesund seine Lehre; er ist ganz Lektüre, er ist ganz Buch fort und fort: Tag und Nacht ist er thätig ohne Rast und Ruhe; er liest oder schreibt immer etwas. Wäre es nicht mein fester Entschluß und mein schon früher gemachtes Gelöbniß gewesen, die Wüste zu besuchen, ich hätte den herrlichen Mann keine Minute verlassen mögen.

1) Hieron. ep. 22. ad Eustochium c. 14.

2) Terent. Andr. I, 1, 41.

Allein es mußte sein, und so übergab und vertraute ich ihm all' die Meinigen und das ganze Gesinde an, welches mich gegen meinen Willen begleitet hatte und gefangen hielt. Vollständig entlastet also gewissermaßen von einer schweren Bürde und frei davon, kehrte ich nach Alexandria zurück, besuchte dort die Brüder und begab mich von da zur oberen Thebais,<sup>1)</sup> d. h. an die Grenze Aegyptens. Hier nämlich, in den unermesslichen Wüstenödeneien, hieß es, gebe es eine Unzahl von Mönchen. Es wäre zu weitläufig, wollte ich Alles erzählen, was ich sah; ich werde nur Weniges berühren.

10. Unfern der Wüste an den Nil hinreichend sind viele Klöster. Es wohnen an einer Stätte meistens hundert Mönche; ihre Regel gipfelt darin, unter der Oberleitung eines Abtes zu leben, nichts nach ihrem Willen zu thun, in Allem seines Winkes und Befehles gewärtig zu sein. Wer aus der Bruderschaft eine höhere Tugendstufe anstrebt, verläßt das Kloster, aber nur mit Erlaubniß des Abtes, und begibt sich in die Wüste zum Einsiedlerleben. Gehorsam gegen den Obern ist ihre Haupttugend. Den Uebersiedlern in die Wüste wird nach Anordnung des betreffenden Klosterabtes Brot oder sonst ein Nahrungsstoff verabreicht. Gerade in den Tagen meines Klosterbesuches hatte der Abt einem Bruder, welcher unlängst in die Wüste abgezogen war und nur sechs Meilen von seinem Kloster entfernt sich ein Zelt hergerichtet hatte, durch zwei Knaben, einen älteren von fünfzehn Jahren und einen jüngeren

---

1) Thebais oder Oberägypten — jener Name von der Hauptstadt Thebae — erstreckte sich von der Hermopolitana Phylaxe bis nach Syene oder den Wasserschällen des Niles. Auch dieser Theil beschränkte sich auf das Niltal, wiewohl in einer späteren Zeit auch einige wichtige Städte in den östlichen Gegenden, hauptsächlich am arabischen Meere, hinzukamen. Von den vierzehn Nomen oder Distrikten gehörten fünf dem östlichen, neun dem westlichen Ufer des Niles an. Ritsch S. 518.

zwölfjährigen, Brot bringen lassen. Auf dem Heimwege von der Klause kriecht ihnen eine erstaunlich große Natter in den Weg, welche Begegnung sie nicht im geringsten in Furcht setzte. Sobald sie zu ihren Füßen war, neigte sie, wie durch Zauberspruch gebannt, den bläulich schwarzen Hals. Der jüngere Knabe hob sie auf, wickelte sie in seinen Mantel und trug sie mit. Sodann trat er wie ein Sieger ins Kloster ein zum Brüderconvent, that vor Aller Augen den Mantel auseinander und legte die gefangene Bestie nicht ohne Anflug von Prahlerei vor sie hin. Die Brüder erhoben den Glauben und die Kraft der Kinder bis zum Himmel; der Abt aber peitschte beide in der höheren Absicht, dem schwachen Alter den Stolz zu vertreiben, nachdem er sie vielfach ausgescholten, daß sie verrathen, was der Herr durch sie gewirkt hatte. Diese Thierbezähmung sei nicht das Werk ihres Glaubens, sondern der Kraft Gottes gewesen; sie sollten lieber Gott in Demuth dienen lernen, nicht aber in Zeichen und Wundern ihren Ruhm suchen, weil das demüthige Bewußtsein seiner Ohnmacht besser sei, als die eitle Prahlerei mit Wunderkräften.

11. Als dieß der Mönch vernahm, daß nämlich die Kleinen durch die Begegnung der Schlange in Gefahr gerathen seien und obendrein wegen deren Bannung sich viele Schläge zugezogen hätten, bat er den Abt, ihm fürderhin kein Brot mehr, noch eine andere Nahrung zukommen zu lassen. Schon waren acht Tage vorüber, daß sich der Mann Christi aus freiem Entschlusse der Hungersgefahr ergeben hatte; — o wie brannten die Glieder vor Fasten! doch konnte der dem Himmel zugewandte Geist nicht schwach werden; der Leib drohte vor Hunger zu bersten, der starke Glaube hielt aus; — schon waren also acht Tage vorüber, als inzwischen der mehrerwähnte Abt durch den Geist die Weisung erhielt, den Jünger zu besuchen. In seiner väterlichen Besorgtheit zu erfahren wünschend, von welchem Lebensmittel der glaubensvolle Sohn sein Leben friste, da er sich weigerte, von einem Menschen Brot anzunehmen, macht er sich persönlich auf den Weg, ihn aufzusuchen.



Sobald der Mönch den greisen Abt von ferne kommen sah, geht er ihm entgegen, dankt und führt ihn nach der Zelle. Nachdem sie beide gleichzeitig eingetreten, erblickten sie einen Tragkorb aus Palmblättern, der mit warmem Brod gefüllt an die Thüre angemacht vor dem Thürpfosten hing. Sofort merkte man den Geruch des warmen Brotes; es fühlte sich aber an, wie wenn es erst vor einigen Minuten aus dem Backofen gekommen wäre; die ägyptische Brotdform aber hatte es nicht. Voll Staunen sehen beide hierin ein Geschenk des Himmels. Der Mönch sah hierin einen Gnadenerweis wegen des Besuches des Abtes, dieser aber schrieb das Geschenk mehr dem Glaubensverdienste des Mönchs zu; so brachen beide das Himmelsbrod unter großem Jubel an. Als der greise Abt nach der Rückkehr ins Kloster den Brüdern das Wunder erzählte, bemächtigte sich Aller eine solche Begeisterung, daß sie wie in die Wette zur Wüstenei und heiligen Einsamkeit eilten, indem sie sich als unglücklich erklärten, müßten sie noch länger in zahlreicher Gesellschaft verweilen; wo der Umgang mit Menschen ein nothwendiges Leiden wäre.

12. In diesem Kloster sah ich zwei Greise, welche hier, wie es hieß, schon vierzig Jahre hindurch ihr Leben hinbrachten, ohne je einen Schritt aus demselben gemacht zu haben. Diese Männer glaube ich hier erwähnen zu müssen, indem ich aus ihrem tugendreichen Leben durch den bestätigenden Mund des Abtes selbst und aller Brüder rühmend hervorheben hörte, daß den Einen davon die Sonne niemals essen, den Andern niemals zornig sah. Darauf sagte der Gallier mit einem Blicke auf mich: O wenn jener euer — doch ich will den Namen nicht nennen — jetzt entgegen wäre! Wie sehr wünschte ich ihm, dieß Beispiel zu hören, dessen heftige und häufige Zornesäußerungen gegen viele Personen wir nur allzusehr erfahren haben. Doch hat er, wie ich höre, neulich seinen Feinden verziehen, er würde sich also durch dieß erzählte Beispiel, wenn er davon hörte, in der Ueberzeugung bestärken lassen, daß es eine heroische Tugend sei, vom Zühorn sich nicht hinreißen zu

lassen. Auch will ich nicht läugnen, daß er gerechte Ursache für seine Bornesausbrüche gehabt; doch wo der Kampf härter, da ist die Krone ruhmvoller. Deshalb halte ich einen gewissen Jemand, <sup>1)</sup> wenn du ihn kennst, für wirklich lobenswerth, daß er zur Zeit, als ihn ein Freigelassener in seiner Untankbarkeit verließ, lieber Erbarmen übte, als dem Flüchtigen nachsetzen ließ. Ja er zürnt auch Dem nicht, der ihn dazu scheint verleitet zu haben. Ich nun entgegne: Hätte Postumianus dieß Beispiel von der Nothwendigkeit, den Jähzorn zu beherrschen, nicht mitgetheilt, so würde ich wegen der Desertion des Freigelassenen gar heftig zürnen; weil jedoch der Zorn nicht erlaubt ist, muß ich überhaupt die Erwähnung des Vorfalls, der uns wehe thut, niederschlagen. Lieber, sage ich, wollen wir wieder dich, Postumianus, hören. Ich will, erwiderte er, deinem Befehle zu Willen sein, Sulpicius, insofern ich euch als so aufmerksame Zuhörer sehe. Merkt euch aber wohl, daß ich nicht ohne Zins diese Erzählung euch anvertraue; gerne thue ich euren Willen, wenn ihr nur nicht bald darauf eine Forderung von mir zurückweist. Wir aber, sage ich, haben nichts, womit wir dir dein Darlehen selbst ohne Zins zurückerstatten könnten. Lege uns jedoch alsdann auf, was nur immer beliebt, wenn du nur, wie du bereits begonnen, unsern Wünschen entsprichst: denn gar sehr freut uns deine Rede. In nichts, entgegnete Postumianus, werde ich euern Eifer täuschen; ja ich will euch noch Einiges von sehr vielen Mönchen erzählen, weil ihr das Verdienst eines Einzigen anerkannt habt.

13. Um also fortzufahren: Als wir in die Wüste eingetreten waren, ungefähr zwölf Meilen vom Nil, — ich hatte einen der Brüder als ortsfundigen Führer bei mir, — kamen wir zu einem Mönchgreise, der am Fuße eines Berges wohnte. Hier war ein Brunnen, ein in diesen

---

1) Wie aus dem Folgenden erhellt, ist der Jemand — Sulpicius Severus.

Regionen gar seltenes Ding. Der Mönch hatte einen Ochsen, sein einziges Eigenthum, dessen ganze Arbeit darin bestand, durch Trieb einer Drehmaschine Wasser aus dem Brunnen zu ziehen, dessen angebliche Tiefe etwa 1000 Fuß oder darüber betrug. Es war hier ein gemüfereicher Garten, eine der Natur der Wüste widersprechende Erscheinung, wo Alles dürr und von den Sonnenstrahlen ausgebrannt ist, so daß es nie auch nur ein Würzelchen einer Samenart treibt. Dieß leistete aber der Heilige durch Arbeit, in die er sich mit dem Ochsen theilte, und durch eigenen Fleiß; denn die häufige Bewässerung gab dem Sandboden solchen Stoffreichthum, daß wir die Gartengemüse hier gar wundersam grünen und treiben sahen. Davon nun lebte der Ochse und lebte der Herr, und auch uns bereitete der heilige Mann aus diesem Gemüsevorrath eine Mahlzeit. Hier sah ich etwas, was ihr Gallier vielleicht nicht glaubt. Der Topf, in welchem die Gemüse waren, welche für uns genießbar werden sollten, glühte ohne Feuer; das macht die Sonne, welche so mächtig brennt, daß sie Köchen jeder Art sogar für gallische Kost hinreichende Feuerung liefert. Nach der Mahlzeit nun, als es bereits Abend wurde, ladet er uns zum Besuche eines etwa zwei Meilen entfernt stehenden Palmbaumes ein, dessen Früchte er bisweilen zu genießen pflegte. Denn nur solche Bäume finden sich in der Wüste, obwohl selten; aber man hat deren. Ob der Fleiß der Alten hier vorgesorgt hat oder die Bodenbeschaffenheit die Palme hervorbringt, ich weiß es nicht, wenn nicht etwa Gott in seinem Vorwissen, daß die Wüste dereinst von heiligen Männern bewohnt werden müsse, diese Bäume für seine Diener in Bereitschaft gesetzt hat. Denn zum größten Theil nähren sich die Siedler dieser Wüsteneinsamkeit von der Frucht der Palmbäume, da hier andere Pflanzen durchaus nicht fortkommen. Bei unserer Ankunft am Baume, zu dem unser menschenfreundlicher Gastfreund uns geleitete, trafen wir daselbst einen Löwen. Bei dessen Anblick zitterte ich, ebenso mein Führer; der Heilige aber ging ohne Zaudern zum Baume hin; wir folgten, freilich zaghaft. Der

Röwe — und man konnte hier den Befehl Gottes sehen — trat bescheiden ein wenig bei Seite und blieb stehen, bis der Mönch die Palmfrüchte an den niederen Zweigen abgenommen. Darauf hielt er der Bestie eine Hand voll Datteln hin; sie lief herbei, nahm so unbefangen, wie kein Hausthier, das Angebotene, fraß es und ging von dannen. Wir sahen die Scene mit an, wir zitterten noch und konnten leicht begreifen, wie felsenfest die Glaubenskraft des Mönches, wie schwach die unsere war.

14. Einen andern gleich ausgezeichneten Mann sahen wir in einer kleinen Hütte wohnen, welche nur für einen einzigen Menschen Raum bot. Von diesem erzählte man die Thatsache, daß ihm eine Wölfin beim Essen Gesellschaft zu leisten pflegte und die Bestie nicht leicht einmal sich täuschte, so daß sie nicht zur gesetzlichen Essenszeit zum Mönch gekommen wäre und so lange vor der Thüre gewartet hätte, bis er das vom Essen übriggebliebene Brot anbot: die Wölfin habe ihm dann immer die Hand geleckt und sei so gleichsam nach erfüllter Dankespflicht und geschehener Begrüßung weggegangen. Da traf es sich einmal, daß der heilige Mann einen Bruder, welcher ihn besucht hatte, fortbegleitete, so daß er länger ausblieb und erst gegen Anbruch der Nacht zurückkehrte. In der Zwischenzeit macht die Wölfin zur gewöhnlichen Essensstunde ihren Besuch. Als sie die Abwesenheit ihres Freundes und Schützers bemerkte, trat sie in die leere Zelle ein und spähte gar neugierig nach dem Bewohner. Zufällig hing bis auf den Boden herab ein Körbchen aus Palmblättern mit fünf Broten. Davon nimmt sie eines für sich in Anspruch, verzehrt es und geht sodann nach vollführtem Diebstahl von dannen. Als der Eremit zurückkehrte, sieht er das Körbchen aufgelöst und die Zahl der Brote nicht mehr voll: er sieht die Eigenthumsbeeinträchtigung und gewahrt nahe der Thürschwelle Stücke des entwendeten Brotes. Aber die Vermuthung auf den Thäter war nicht unsicher. Als nun die Wölfin in den folgenden Tagen, wie sie sonst pflegte, nicht erschien, indem sie sich, der Frechheit bewußt, scheute zu dem bestohlenen

Wohlthäter zu kommen, konnte der Einsiedler die Beraubung des Trostes, welche ihm sein Pflegling machte, kaum ertragen. Endlich brachte er ihn durch sein Gebet zurück, so daß nach sieben Tagen der Gast, wie sonst, bei Tisch erschien. Man konnte aber leicht die Verschämtheit des reinigen Sünders sehen; sie wagte nämlich nicht näher zu treten, senkte in tiefer Scham die Augen zur Erde und bat, was sich klar erkennen ließ, gewissermaßen um Verzeihung; voll Mitleid ob dieser ihrer Bernirschung heißt sie der Einsiedler näher treten und streichelt ihr lieblosend das traurige Haupt; alsdann verdoppelt er die Brotration und richtet seine Sünderin auf. Als sie so Verzeihung erlangt hatte, legte sie ihren Kummer ab und stellte das frühere Verhältniß wieder her. Betrachtet doch auch in diesem Stücke Christi Wunderkraft, dem zu Ehren Alles verständig ist, was sonst verstandeslos, dem zu Ehren Alles sanft, was sonst wüthet. Die Wölfin macht Besuch, die Wölfin bekennet den Diebstahl ein, die Wölfin wird mit bewußter Scham übergossen; gerufen ist sie da, gibt ihr Haupt hin und hat das Bewußtsein von der ihr gewährten Gnade, wie sie Scham getragen ob ihres Fehlers; das ist deine Kraft, Christus, das, Christus, sind deine Wunder. Denn was in deinem Namen deine Diener wirken, das ist dein, und darüber seufzen wir, daß deine Majestät die wilden Thiere fühlen, während die Menschen sie nicht achten.

15. Um aber dieß Vorkommniß nicht als unglaublich erscheinen zu lassen, will ich noch Größeres erzählen. Der Glaube an Christus ist davor, daß ich nichts erdichte; auch will ich nicht Mittheilungen unzuverlässiger Gewährsmänner erzählen, sondern vorbringen, was mir durch glaubwürdige Männer kund geworden. Es wohnen gar Viele in der Wüste ohne irgend ein Zelt; man nennt diese Männer Anachoreten. Sie leben von Kräuterwurzeln; sie haben keinen fixen Aufenthalt, um dem häufigen Besuch der Welt zu entgehen; wo die Nacht sie bettet, da sind sie. Zu einem solchen Manne nun, welcher nach dieser Regel und Norm

lebte, kamen zwei Mönche aus Nitria,<sup>1)</sup> obgleich aus ganz entgegengesetzter Richtung; er war ihnen einst im Klosterverbanke ein lieber und vertrauter Bruder gewesen; nun hatten sie von seinen Tugenden gehört und besuchten ihn; sie suchten ihn lang und viel und fanden ihn endlich im siebenten Monate an jenem Wüstensaume, welcher an Memphis<sup>2)</sup> grenzt; diese Dedeneien bewohnte er, wie es hieß, bereits zwölf Jahre. Obgleich dieser Einsiedler die Begegnung aller Menschen mied, so scheute er doch vor ihnen nicht zurück, als er sie erkannte, und entzog sich den vielen Bekannten drei Tage lang nicht. Als er am vierten Tage eine gute Strecke vorgegangen war, da er die Scheidenden begleitete, sehen sie eine wunderbar große Löwin auf sich zukommen. Obwohl die Bestie drei Opfer gefunden hatte und nicht unschlüssig sein konnte, auf welches sie losgehen sollte, wälzt sie sich zu den Füßen des Einsiedlers und that unter Jammergeheul daliegend, wie ein Seufzender und Bittender thut. Sie rührt Alle und besonders Den, der wußte, er sei gesucht worden; sie folgen der Löwin, die vorausschreitet. Bald blieb sie stehen, bald sah sie zurück, und man konnte leicht erkennen, daß sie die Begleitung des Mönchs an den Ort wünsche, wohin sie ihn führte. Was viele Worte? man kommt zur Löwenhöhle, wo die Löwin fünf bereits erwachsene Junge schlecht trüchtig ernährte, welche, wie sie mit geschlossenen Augen aus dem Mutterleibe hervorgegangen, so mit beständiger Blindheit geschlagen waren. Die Mutter brachte nun eines nach dem andern aus der Felsenhöhle hervor und legte sie vor des Anachoreten Füße hin. Jetzt erst wurde der heilige Mann der Bestie Begehr gewahr, rief den Namen Gottes an und

1) Ein Distrikt Oberägyptens.

2) Memphis (bei Alt-Cairo), in der Bibel Moph, Moph, die große Hauptstadt von Mittelägypten, lag an dem Ende der Gebirge, welche den Nil in seinem ganzen Laufe begleiten, an der linken Seite dieses Flusses. Die Stadt wurde allmählig so groß, daß ihr Umsaag  $3\frac{3}{4}$  geographische Meilen betragen haben soll. Mitsch S. 515.

berührte mit der Hand die geschlossenen Augen der Jungen. Alsofort wich die Blindheit, die Augen der Bestien öffneten sich und nahmen das lang entbehrte Tageslicht auf. So kehrten jene Brüder, nachdem sie den heißersehnten Anachoreten besucht hatten, mit einer gar reichen Frucht für ihre Reisemühen heim; hatten sie doch das Glück genossen, Zeugen solcher Wunderkraft zu sein; hatten sie ja den Glauben des Heiligen, die Glorie Christi gesehen, die zu bezeugen ihre Aufgabe sein sollte. Wunderbares will ich erzählen, wenn ich sage, daß die Löwin fünf Tage darauf zum Spender so großer Wohlthat zurückkehrte und ihm das Fell eines ungewöhnlichen Thieres als Geschenk überbrachte; dieß Fell trug nun unser Heiliger für gewöhnlich wie eine Art Mantel, nachdem er es nicht unter seiner Würde gehalten, von einem wilden Thiere ein Geschenk anzunehmen, als dessen Spender er nicht das Thier, sondern jemand Andern annahm.

16. Noch ein zweiter Anachoret in jenen Gegenden hatte einen berühmten Namen. Er wohnte in dem Wüsten-theil von Syene.<sup>1)</sup> Als dieser zum erstenmal in die Wüste sich begeben hatte und Willens war von Kräutermurzeln zu leben, deren der Wüstenland zuweilen gar süße und schmackhafte hervorbringt, sammelte er, des Pflanzenunterschiedes unfundig, gar häufig schädliche Kräuter. Und es war nicht leicht, das Wesen der Wurzeln am Geschmack zu unterscheiden, weil alle gleich süß waren, aber gar oft tödtliches Gift in sich bargen. Indem ihn nun beim Essen etwas im Innern mächtig quälte und das ganze Lebensgebäude in Folge der entsetzlichsten Schmerzen wankte und häufiges Erbrechen bei unausstehlichen Peinen die Lebensstätte selbst abzubrechen drohte, da der Magen bereits unthätig war,

---

1) Fast unter dem Wendekreise des Krebses gelegen ward Syene (Assuan) als Grenzstadt des römischen Reiches angelegen. Hier starb der Dichter Juvenal. — Aus den ergiebigen Steinbrüchen von Syene ward der größte Theil von Theben erbaut.



scheute er vor allem Eßbaren ganz und gar zurück und brachte ohne Nahrung bei schwindendem Leben sieben Tage hin, als eine Gemse zu ihm herankam. Als sie näher trat, warf er ihr ein Kräuterbüschel vor, das er Tags zuvor auf-gelesen hatte, aber nicht anzurühren wagte; die Gemse nun schüttelte, was giftig war, mit dem Munde hinweg und nahm die als unschädlich erkannten Kräuter zu sich. So lernte der heilige Mann durch ihr Beispiel, was er essen sollte, was nicht, entging so dem Hungertode und mied das Kräutergift. Doch es wäre zu weitläufig, von allen Wüstenbewohnern zu erzählen, was uns kundbar geworden oder vom Hörensagen zugekommen. Ein volles Jahr und fast sieben Monate verlebte ich in der Wüsteneinsamkeit und war hier mehr ein Bewunderer fremder Tugend, als ein Mann, der sich eine so strenge und harte Lebensweise hätte aneignen können; mehr als einmal jedoch wohnte ich bei dem greisen Einsiedler mit seinem Brunnen und Ochsen.<sup>1)</sup>

17. Ich besuchte zwei Klöster des heiligen Antonius,<sup>2)</sup> welche noch heut zu Tage von Schülern desselben bewohnt sind. Ich kam auch zu der Stätte, wo der hochheilige Paulus,<sup>3)</sup> der erste Eremit, gelebt hat. Ich sah das rothe Meer, den Berg Sinai, dessen Gipfel beinahe den Himmel berührt und durchaus unersteigbar ist. In mitten seiner abgelegenen Theile, hieß es, sei ein Anachoret, den ich wohl lang und viel suchte, aber nicht sehen konnte, der beinahe schon vierzig Jahre fern von allem menschlichen Verkehr von keinem Kleide wußte, sondern durch das Körperhaar allein bedeckt in Folge eines besonderen Gnadengeschenkts von oben seine Blöße nicht kannte. So oft ihn Mönche besuchen wollten, suchte er eiligst unwegsame Orte und mied jede menschliche Begegnung. Nur einem einzigen Menschen, sagte man, habe

1) Vergl. Kap. 13.

2) Geboren 251 zu Rom an bei Herallea in Oberägypten, gestorben 356 am 17. Januar.

3) Geboren 227 zu Thebae in Oberägypten, gestorben c. 341.

er sich vor fünf Jahren gezeigt, welcher, glaube ich, durch seinen starken Glauben diese Begegnung zu erwirken verdient hat; unter Vielem, was man sprach, kam auch die Frage des Besuchers vor, warum er gar so sehr die Menschen meide, worauf der Einsiedler geantwortet haben soll, der, welcher von Menschen Besuche erhalte, könne auf Besuche der Engel keinen Anspruch machen. Daher bildete sich nicht mit Unrecht bei Vielen die Meinung, welche die Rede der Menschen verbreitete, der heilige Mann erhalte Besuche von den Engeln. Vom Sinai hinweg kehrte ich zum Nil zurück, dessen von Klöstern übersäete Ufer ich links und rechts durchwanderte. Meistens sah ich, wie ich schon gesagt, an einer Stätte hundert beisammen wohnen, aber es zeigte sich, daß sogar zwei und drei Tausende in einem und demselben Mönchsdorfe wohnten. Und ihr dürft wirklich glauben, daß die Tugend der in zahlreicher Gemeinschaft lebenden Mönche nicht geringer ist, als ihr die Dorer schildern gehört, welche sich von der menschlichen Gesellschaft zurückzogen. Die Fürstin und Königin ihrer Tugenden ist, wie ich schon erwähnt, der Gehorsam; und kein Neuling findet bei einem Klosterabte Aufnahme, er sei denn zuvor geprüft und erprobt worden, bis er fähig ist, keinen auch noch so harten und schweren und demüthigenden Befehl des Abtes zurückzuweisen.

18. Nunmehr will ich euch zwei gar große Wunder erzählen, welche unglaublicher Gehorsam gewirkt hat; ich wüßte wohl noch mehr Beispiele, wenn ich mehr nachdächte; aber wer an einigen nicht genug hat, um sich davon zur Tugendnacheiferung anspornen zu lassen, dem werden auch viele nicht nützen. Ein Mann hatte der Welt entsagt, begab sich in ein Kloster strenger Observanz und bat um Aufnahme. Der Abt fing an, ihm Vieles vorzustellen; schwer seien die Mühen dieser Lebensordnung, hart seine Befehle, die nicht leicht die Geduld eines Menschen erfüllen könne; er solle lieber ein anderes Kloster aufsuchen, wo man unter leichteren Gesetzen lebe; er solle nicht versuchen anzufangen, was er nicht ausführen könne. Der Bittsteller ließ sich

aber durch diese Schreckschüsse nicht abtreiben, sondern versprach mehr noch den möglichsten Gehorsam und zwar so, daß er sich nicht weigerte einzutreten, wenn ihm der Abt befähle ins Feuer zu gehen. Sobald der Novizenmeister diesen seinen Entschluß gehört hatte, zögerte er nicht mit der Prüfung des also Entschlossenen. Zufällig glühte in der Nähe ein zum Brotbacken stark geheizter Ofen; die Flamme züngelte weit über den stumpfen Ofenkegel heraus, in seinem hohlen Innern aber herrschte das Feuer unbeschränkt. Dahinein heißt der Novizenmeister den Bittsteller treten, und ohne Zaudern gehorchte dieser dem Befehle. Sonder Weile geht er mitten in das Flammenmeer hinein. Dieß ward bald von einem so kühnen Glauben besiegt und trat vor dem Eintretenden zurück, wie einst vor den hebräischen Jünglingen. Ueberwunden ist die Natur, es flieht das Feuer, und der nach menschlichem Dafürhalten brennen sollte, wunderte sich selbst über den kühlenden Thau, der ihn überrieselte. Doch was Wunder, wenn das Feuer deinen Novizen, o Christus, nicht berührte, so daß den Abt sein hart Gebot nicht zu verdrießen, den Novizen sein Gehorsam nicht zu reuen brauchte? Ein Noviz, der am Tage seiner Ankunft als vollkommen erfunden ward, während er als schwach geprüft werden sollte: wirklich glücklich, wirklich ruhmgekrönt, ward er bewährt im Gehorsam, verherrlicht durch Leidensliebe.

19. Im nämlichen Kloster soll sich jüngst auch der Vorfall ereignet haben, den ich jetzt erzählen will.

Es war zum nämlichen Abt wieder Jemand mit der Bitte um Aufnahme gekommen. Als ihm nun der Gehorsam als erstes Gesetz genannt wurde und der Mensch rasche und willige Leidensliebe für alle, auch die schärfsten Befehle versprach, da hatte eben der Abt eine längst dürre Gummiruthen in der Hand. Diese steckt er in den Boden und trägt ihm, dem Ankömmling, als Arbeit auf, dem Reislein so lange Wasser zuzugießen, bis geschäbe, was gegen alle Natur war, nämlich bis das dürre Holz im dürrn Boden zu grünen anfange. Der Ankömmling unter-

warf sich der angeordneten harten Satzung und trug täglich auf seinen eigenen Schultern Wasser bei, welches vom Nil beinahe zwei römische Meilen weit hergeholt wurde. Schon war ein Jahr vergangen, aber die Arbeit unsers Wasserträgers dauerte noch, und es konnte in Betreff der Arbeitsfrucht keine Hoffnung aufkommen; gleichwohl hielt die Tugend des Gehorsams Stand in der Arbeit. Auch das folgende Jahr spottete der eiteln Mühe des schon verstimmtten Bruders. Erst als im Verfolge der Zeit das dritte Jahr seinen Niedergang nahm und unser Wasserträger Tag und Nacht an seiner Arbeit war, grünte das Reisklein. Ich habe den Strauch selbst gesehen, der aus jenem Reisklein sich gebildet; er steht heute noch im Hofe des Klosters mit grünen Zweigen wie ein belehrender Zeuge vom Verdienst des Gehorsams und der Kraft des Glaubens. Aber der Tag wird mir nicht ausreichen, wollte ich die verschiedenartigen Wunder alle erzählen, welche mir über die Tugendkraft der heiligen Mönche bekannt geworden sind.

20. Zwei herrliche Fälle will ich euch noch erzählen: der eine davon wird ein bezeichnendes Exempel gegen Aufgeblasenheit und armselige Eitelkeit abgeben, der andere einen nicht zu verachtenden Beleg gegen falsche Gerechtigkeit. Ein heiliger Mönch besaß eine unglaubliche Gewalt, die Teufel aus Besessenen auszutreiben. Er that Tag für Tag unerhörte Wunderzeichen. Denn er heilte nicht nur, wenn er gegenwärtig war oder durch sein Wort, sondern auch abwesend durch Fransen seines Bußkleides oder durch Briefe die Besessenen. Deshalb hatte er erstaunlichen Zulauf Seitens der Völkerschaften des ganzen Erdkreises. Ich schweige von den geringeren Leuten; Statthalter und Grafen und Richter verschiedener Kategorien lagen oft vor seiner Thüre. Auch hochheilige Bischöfe sahen von ihrer bischöflichen Autorität ab, forderten demüthig, von ihm berührt und gesegnet zu werden, und glaubten sich nicht mit Unrecht geheiligt und durch ein göttliches Gnadengeschenk ausgezeichnet, so oft sie seine Hand oder sein Kleid berührt hatten. Dieser

enthielt sich, wie es hieß, für immer gänzlich allen Trunkes und lebte nur von sechs getrockneten Feigen als Speise — ich sage dir das ins Ohr, Sulpicius, damit es der Gallier nicht hört. Inzwischen begann der heilige Mann in Folge seiner Wunderkraft ausgezeichnet und in Folge dieser Auszeichnung eitel zu werden. Sobald er merken konnte, daß dieses Uebel in ihm Platz habe, suchte er es lange und vielfach zu beseitigen, aber es konnte bei andauernder Wunderkraft auch das stille Bewußtsein von der Eitelkeit nicht gänzlich ausgerottet werden. Ueberall sprachen die Dämonen seinen Namen aus: er vermochte die herbeiströmenden Massen nicht abzuwehren. Unterdeß fraß heimlich das Gift in seiner Brust fort, und auf dessen Wink aus Andern die Dämonen flohen, der konnte sich selbst von heimlichen eitlen Gedanken nicht reinigen. Mit der ganzen Kraft des Gebetes soll er sich daher zu Gott gewendet und ihn gebeten haben, er möge dem Teufel über ihn fünf Monate Gewalt lassen und ihn Denen ähnlich machen, welche er selbst geheilt hatte. Was soll ich mich lange verweilen? Der vielmächtige, im ganzen Orient durch Zeichen und Wunder berühmte Mann, der Mann, an dessen Schwelle ehemals die Völker sich versammelt, vor dessen Thüre sich die höchsten irdischen Machthaber niedergeworfen, der ward vom Dämon ergriffen und in Banden gehalten; all' die gewöhnlichen Leiden der Befessenen mußte er durchmachen, und erst im fünften Monate ward er nicht nur vom Dämon frei, sondern, was ihm nützlicher und erwünschter war, von der Eitelkeit.

21. Während ich aber dieß erzähle, tritt mir unser Unglück, unsere Schwäche vor Augen. Denn wo ist der unter uns, welcher von einem einzigen Männlein des Tagelöhnerstandes begrüßt oder von dem faden Schmeichlergeschwätz eines einzigen Weibes gelobt, nicht sofort im Stolze sich erhebt, nicht sogleich von Eitelkeit aufgeblasen ist? Und so wird er sich für gar heilig halten, nur weil dumme Schmeichelei oder vielleicht Irrthum ihn heilig nennt, obgleich ihn das Gewissen durchaus nicht heilig

heißt. Wenn ihm allenfalls häufig Geschenke zukommen, wird er sagen, man ehre ihn wegen seiner hochherzigen Gesinnung gegen Gott, obwohl er schläft und weichlich ist und als solcher das Nothwendige erhält. Und wenn ihm erst auch im bescheidensten Maße irgend welche Zeichen einer Wunderkraft gelängen, so würde er sich für einen Engel halten. Ein Solcher wird Kleriker. Obgleich er weder durch christliche Werke noch durch Wunderkräfte hervorragt, macht er doch sofort die Kleidersäume weiter, hat Freude an Begrüßungen, ist stolz auf Besuche und läuft selbst überall umher, und der früher zu Fuß zu gehen oder auf einem Eselen zu reiten gewohnt war, fährt jetzt stolz mit schäumenden Rossen; ehedem mit einer kleinen und ärmlichen Zelle als Wohnung zufrieden, läßt er jetzt hohe Plafonds machen, viele Zimmer einrichten, die Hausschwelle weißeln, die Kleiderschränke bemalen; er will kein Kleid mehr, das etwas grob ist, er sehnt sich nach feinem Anzuge und legt zum Beispiel theueren Wittwen und wohlbekannten Jungfrauen als Tribut auf, jener einen zottigen Regemantel, dieser einen faltenreichen Ueberwurf zu fertigen. Doch wir wollen diese Dinge der satyrischen Feder des heiligen Hieronymus überlassen und zu unserer Erzählung zurückkehren. Was du da, sagte mein Gallier, dem Hieronymus noch übriggelassen, ist mir unerfindlich; du hast so kurz und bündig das ganze Leben unserer Leute zusammengefaßt, daß diese deine wenigen Worte bei ruhiger Aufnahme und geduldiger Erwägung ihnen gewiß Vieles nützen werden, so daß sie die strafende Geißel des Hieronymus entbehren können. Doch erzähle lieber weiter, was du begonnen, und theile uns den versprochenen Beleg gegen die falsche Gerechtigkeit mit; denn, um dir die Wahrheit zu gestehen, wir leiden an keinem Uebel mit mehr Schaden innerhalb der Lande Galliens. Ich will's thun, sagte Postumianus, und dich nicht länger warten lassen.

22. Ein junger Mann aus Asien, welcher sehr reich und von adeliger Herkunft war und eine Frau mit einem Söhnchen hatte, war Kriegstribun in Aegypten. Hier war



er auf seinen häufigen Zügen gegen die Blemmyer<sup>1)</sup> an gewisse Punkte der Wüste gekommen, hatte auch mehrere Zelte heiliger Mönche gesehen und vernahm von dem heiligen Johannes<sup>2)</sup> das Wort des Heiles. Ohne Zögern entsagte er dem unnützen Kriegsdienst mit seiner eiteln Ehre, ging beherzt in die Wüste und glänzte in kurzer Zeit in jeder Art der Tugend vollkommen. Durch vieles Fasten tugendkräftig, ausgezeichnet durch Demuth, stark im Glauben hatte er sich leicht den alten Mönchen in der Liebe zur Tugend gleich gemacht, als ihm unterdeß der Gedanke kam, durch den Teufel zugeführt, es wäre besser, in seine Heimat, zu seinem einzigen Sohne zurückzukehren und das ganze Haus mit seiner Frau zu retten; gewiß wäre dieß Gott angenehmer, als wenn er, zufrieden damit, sich allein der Welt zu entreißen, das Heil der Seinigen nicht ohne Lieblosigkeit vernachlässigte. Durch dies trügerische Colorit falscher Gerechtigkeit bezaubert verließ er nach ungefähr vier Jahren seine Zelle und Lebensweise als Eremit. Als er zum nächsten Kloster kam, welches von vielen Brüdern bewohnt wurde, gestand er ihnen auf ihre Fragen die Ursache seiner Entfernung und seinen Plan. Alle zusammen waren entgegen, und besonders der dortige Klosterabt suchte ihn zurückzuhalten; aber der Gedanke, welcher sich in trauriger Weise in seinem Herzen festgesetzt, konnte ihm nicht genommen werden. Er stürzte also in unseliger Hartnäckigkeit fort und verließ unter allgemeinem Bedauern die Brüder. Kaum war er von ihnen weg, wird er vom Teufel besessen, und Blutschaum auswerfend zerfleischte er sich mit seinen eigenen Zähnen. Dann ward er auf den Schultern der Brüder zum nämlichen Kloster zurückgetragen. Da der unreine Geist in ihm sich nicht bändigen ließ, mußte

1) Blemmyes oder Blemmyae, eine Völkerschaft in Aethiopia supra Aegyptum, zunächst diesem Lande wohnend. Ritsch E. 523.

2) Johannes aus Aegypten oder J. von Epkopolis genannt.



er mit eisernen Banden gebunden werden; man bindet Arme und Füße zusammen, eine Strafe, die für den Flüchtling nicht unverdient war, so daß die Kette in Schranken hielt, den der Glaube nicht gehalten. Erst nach zwei Jahren wurde er durch das Gebet der heiligen Mönche von dem unreinen Geiste befreit. Er kehrte bald in die von ihm verlassene Wüste zurück, selbst gebessert und für Andere ein Beispiel, es solle Keiner sich vom Schatten falscher Gerechtigkeit täuschen oder in unnützem Leichtsinn von seinem schwankenden, unbeständigen Wesen bestimmen lassen, die einmal begonnene Berufsart zu verlassen. Was die Wundererweise des Herrn betrifft, so möget ihr mit dem zufrieden sein, was ich mitgetheilt, und was der Herr in seinen Dienern zu unserer Nachahmung oder vorsichtigen Meidung gewirkt hat. Weil ich aber euren Ohren Genüge gethan, ja vielleicht über Gebühr geschwätzt habe, so zahle du jetzt — er wendete sich zu mir — den schuldigen Zins, daß wir dich über deinen Martinus Mehreres erzählen hören, wie du früher gethan, da ja schon längst mein Herz darnach in Sehnsucht erglüht.

23. Wie? sage ich, ist dir das Büchlein über meinen Martinus nicht genug, das ich, wie du selbst weißt, über sein Leben und seine Wunderkräfte herausgegeben habe? Ja wohl, sagte Postumianus, und kommt das Büchlein niemals aus meiner Hand. Denn wenn du es kennst, siehe, hier ist es — mit diesen Worten öffnet er das Buch, das er unterm Kleid verborgen trug. Es war, sprach er, mein Begleiter zu Wasser und zu Land, es war auf der ganzen Pilgerreise mein Gefährte und Tröster. Und nun will ich dir getreulich sagen, wohin überall das Büchlein gedrungen, und wie fast auf dem ganzen Erdkreise kein Ort sich findet, an dem nicht das so beseligende Lebensbild bekannt und aufbewahrt ist. Nach Rom hat es zuerst dein ergebenster Freund Paulinus gebracht. Als man sich darauf in der ganzen Stadt wie in die Wette darum riß, sah ich die Buchhändler frohlocken, weil, wie sie sagten, kein Geschäft einträglicher war, da ja kein anderes Werk so raschen und

guten Absatz fände. Das Büchlein war auch meiner Seefahrt weit vorausgeeilt; denn als ich nach Afrika kam, ward es bereits im ganzen Karthagergebiete gewohnte Lektüre. Nur jener Priester in Cyrene hatte es nicht, aber er schrieb es ab, da ich ihm mein Exemplar gab. Was soll ich von Alexandria sagen, wo das Buch Allen fast mehr als dir bekannt ist? Es hat Aegypten, Nitria, die Thebais und alle Reiche von Memphis durchwandert. In der Wüste sah ich es von einem Greise gelesen. Als ich ihm mittheilte, ich sei ein guter Freund von dir, ward mir von ihm und von vielen Brüdern dies als Botschaft aufgetragen: wenn ich je die Heimat und dich wohlbehalten wiedersähe, dich zur Ergänzung dessen zu bestimmen, was du erklärtermaßen in deinem Büchlein über die Wunderkräfte des heiligen Mannes übergangen. Weil ich nun nicht Das von dir zu hören wünsche, was schon geschrieben ist, wohlان so möge Das, was du damals sogar wegen befürchteten Ueberdrusses der Leser, wie ich glaube, übergangen hast, auf mein und vielfaches Verlangen vorgetragen werden.

24. Ich erwidere: Da ich dich, Postumianus, schon längst über die Wunderwerke der Heiligen mit gespannter Aufmerksamkeit hörte, kam ich in meinen unausgesprochenen Gedanken auf meinen Martinus zurück und erkannte, wie es auch ist, daß all' die verschiedenartigen Wunderthaten, welche einzelne Heilige verrichtet, durch Martinus allein leicht gethan wurden. Obwohl du nämlich erhabene Dinge erzählt hast, so habe ich doch, was zu sagen die Heiligen mir gütigst erlauben mögen, ganz und gar nichts von dir gehört, worin Martinus nachstünde. Wie ich jedoch sagen muß, daß nie eines Mannes Tugend mit den Verdiensten des heiligen Martinus verglichen werden darf, so muß auch dieß bemerkt werden, daß eine Vergleichung des heiligen Martinus mit den Eremiten oder sogar Anachoreten eine unverhältnißmäßige ist. Die Letztgenannten erscheinen als großartige Wunderthäter, aber so, daß sie, von jeglichem Hindernisse frei, nur den Himmel und die Engel zum

Zeugen haben; Martinus hingegen lebte mitten im Gedränge und in der Gesellschaft der Völker, unter uneinigen Priestern, unter fanatischen Bischöfen. Obwohl ihn nun fast Tag für Tag Aergernisse von dort und da bedrängten, stand er dennoch fest gegen Alles, auf den uneinnehmbaren Fels der Tugend gegründet, und wirkte so Großes, als nicht einmal Jene gewirkt, die wir selbst als Eremiten kennen gelernt haben. Und wenn Jene Gleiches gewirkt hätten, welcher Richter wäre so ungerecht, daß er nicht Martinus mehr Verdienst zuerkenntete? War nicht Martinus ein Krieger, der auf ungünstigem Terrain gekämpft hat und dennoch als Sieger davongegangen ist, während du Jene billiger Weise mit Kriegern vergleichen magst, aber mit solchen, welche auf günstigem Terrain oder sogar von der Anhöhe herab gestritten haben? Wie nun? Obgleich der Sieg Aller einer ist, kann doch der Ruhm Aller nicht der gleiche sein. Wohl hast du Großes erzählt; aber nicht, daß nur Einer einen Todten erweckt hätte; in diesem einen Punkte schon muß man bekennen, daß Niemand mit Martinus zu vergleichen sei.

25. Wenn ferner bewundernswerth ist, daß jenen Aegyptier die Flamme nicht berührte, so zeigte Martinus noch öfter seine Herrschaft über das Feuer.<sup>1)</sup> Wenn man sich erinnert, daß dem Anachoreten die wilden Thiere sich besiegt zu Füßen legten, zähmte Martinus in lieblich freundlicher Weise die wüthenden Bestien und giftigen Schlangen.<sup>2)</sup> Nimmt man aber Jenen zum Vergleich, der die von unreinen Geistern Besessenen durch die Macht eines Wortes oder nur durch die Kraft von Kleiderfransen heilte, so stand auch in dieser Beziehung Martinus nicht nach, wie viele Thatfachen bezeugen.<sup>3)</sup> Geht man auf den heiligen Mann

---

1) Vergl. Vita c. 14; Epist. I.

2) Vergl. Dial. I. (II, 2.); dial. II (III), 9.

3) Vergl. Vita c. 17, 18.

zurück, welcher, durch sein Körperhaar anstatt eines Kleides bedeckt, von Engeln besucht worden sein soll, so ist dagegen der tägliche Besuch zu halten, welchen Engel dem Martinus machten.<sup>1)</sup> Gegen eitle Prahlucht zeigte er einen so unbefiegbaren Geist, daß Niemand dieß Laster kräftiger verachtete, obwohl er Besessene meist in seiner Abwesenheit heilte und nicht nur Grafen und Statthalter, sondern sogar Königen Befehle gab.<sup>2)</sup> Was ich jetzt sage, ist zwar etwas ganz Geringses an seinem Tugendcharakter, aber doch wünschte ich, daß man es glaube, Niemand habe kräftiger nicht nur der Eitelkeit, sondern auch den Veranlassungen und Gelegenheiten der Eitelkeit widerstanden. Geringses zwar, aber nicht zu Uebergeheendes will ich sagen, weil auch Jener lobenswerth ist, welcher mit der höchsten Gewalt bekleidet eine so religiöse Gesinnung durch seine Verehrung des heiligen Mannes gezeigt hat. Ich erinnere mich, daß der Statthalter Vincentius, ein ausgezeichnete und in jeder Art von Tugend unübertroffener Mann, vom heiligen Martinus, so oft er Tours besuchte, verlangt habe, er möchte ihm ein Gastmahl im Kloster bereiten, wobei er sich auf das Beispiel des heiligen Bischofs Ambrosius berief, der damals Consuln und Statthalter zuweilen ausspeiste, wie man sagte; aber der Mann höheren Geistes habe widersprochen, damit nicht Eitelkeit und Aufgeblasenheit daraus sich einschleiche. Man muß also gestehen, daß Martinus die Tugenden aller jener Männer besessen, von denen du erzählt hast, alle jene aber die des heiligen Martinus keineswegs.

26. Was hast du da mit mir, sagte Postumianus, wie wenn ich nicht der gleichen Ansicht mit dir wäre und immer gewesen wäre? Aber so lange ich lebe und Verstand habe, immer werde ich Aegyptens Mönche preisen, seine Anachoreten loben, seine Eremiten bewundern: den Martinus

---

1) Vergl. Vita c. 21.

2) Vergl. Dial II (III), 4, 11.

werde ich immer ausnehmen; ihm wage ich keinen Mönch, wenigstens keinen Bischof zu vergleichen. Das gesteht Aegypten, das Syrien, dieß hat Aethiopien erfahren, dieß hat Indien gehört, dieß haben Parthien und Persien vernommen und weiß es Armenien wohl, auch der wie außer der Welt liegende Bosporus, endlich Alle, welche die Inseln der Seligen oder das Eismeer besuchen. Um so trauriger daran ist dieß unser Aquitanien, da es einen so wunderbaren Mann, trotzdem daß es ihn in der nächsten Nähe hatte, nicht verdiente zu kennen. Doch will ich in dieß Verbrechen nicht miteinbegreifen die Leute aus dem Volke; nur die Kleriker, nur die Priester kennen ihn nicht, und mit Recht haben dessen Reider seine Bekanntschaft verschmäht; denn kenneten sie seine Tugenden, so kenneten sie damit ihre Laster. Ich schandere vor der Mittheilung eines Wortes, das ich neulich gehört hatte, daß nämlich ein mir unbekannter, unglücklicher Mensch sich geäußert, du habest in deiner Biographie des Martinus allzuviel gelogen. Nicht eines Menschen Wort ist dieß, sondern des Teufels, und nicht Martinus ist es, der in dieser Beziehung verleumdet wird, sondern die Evangelien, denen man den Glauben entzieht. Hat ja Christus selbst gesagt, daß alle Gläubigen solche Werke, wie sie Martinus gethan, wirken müßten; wer also nicht an des Martinus Werke glaubt, der glaubt auch nicht an Christi Worte. Aber die Unglücklichen, Entarteten und Träumer erröthen, daß von Martinus gethan worden, was sie selbst nicht thun können, und wollen lieber seine Wunderkräfte leugnen, als ihre Unvermögenheit eingestehen. Doch wollen wir zu etwas Anderem eilen! Das Andenken an Martinus' Thaten wollen wir unverfälscht festhalten; du erzähle die noch nicht mitgetheilten Werke des Martinus, wie ich mich schon längst darnach sehne. Ich aber bin der Ansicht, entgegen ich, daß dieß mit mehr Recht von dem Gallier zu fordern, da er mehr weiß; denn er mußte des Meisters Werke als sein Jünger wissen; auch schuldet er nach Gebühr nicht nur dem Martinus, sondern

auch uns diesen Dienst, weil ich bereits eine Biographie herausgegeben, du aber bisher die Thaten der Orientalen berichtet hast; so möge denn der Gallier den Faden der geforderten Geschichtserzählung abwickeln, weil er, wie gesagt, uns den Rededienst schuldet und seinem Martinus, glaube ich, leisten wird, so daß er nicht unwillig seine Thaten erzählend uns vorführt.

27. Obwohl ich einer solchen Last, sagte der Gallier, durchaus nicht gewachsen bin, so werde ich doch durch die oben erzählten Beispiele des Gehorsams gezwungen, die mir zugewiesene Aufgabe nicht abzuweisen. Freilich muß ich fürchten, wenn ich denke, daß ich als Gallier unter Aquitaniern reden soll, es möchte eure allzu feinen Ohren meine ungebildete Sprache verletzen. Ihr werdet mich jedoch wie einen albernen Menschen hören, der ohne Schminke und Phrasen redet. Denn wenn ihr mir die Ehre angethan, daß ich des Martinus Jünger sei, so gesteht auch die Erlaubniß zu, nach des Meisters Beispiel eitlen Redeschmuck und Wortgepränge zu verachten. Von mir aus, sagte Postumianus, rede celtisch oder gargallisch, wenn du nur den Martinus in der Rede wiedergibst. Ich aber glaube, es würden dir, wenn du auch stumm wärest, nicht die Worte fehlen, mit denen du in bereiteter Weise von Martinus sprechen könntest, wie dem Zacharias mit des Johannes Namen die Zunge gelöst worden ist. Da du übrigens ein Professor bist, so entschuldigst du dich nach Professoren-Art in schlauer Weise ob deiner Unwissenheit, weil du von Beredsamkeit überströmst. Doch soll ein Mönch nicht so listig, noch ein Gallier so schlau sein. Uebrigens mach dich lieber ans Werk und erzähle, was auf dich wartet; denn längst schon verbringen wir mit Nebensachen unsere Zeit, und bereits mahnt uns der breite Schatten der untergehenden Sonne, daß die Nacht in der Nähe und nicht viel vom Tag mehr übrig ist. Nach einer kleinen Pause allseits fing der Gallier also an: Ich glaube besonders vor dem Fehler mich hüten zu müssen, daß ich nicht von des Martinus Wunderkräften

wiederhole, was Sulpicius hier in seiner Biographie erzählt hat. Deßhalb übergehe ich seine Erstlingsthaten als Soldat, und berühre auch nicht, was er als Laie und Mönch gethan; endlich will ich nur Solches bringen, was ich selbst gesehen, nicht was ich von Andern gehört habe.





## Zweiter Dialog.<sup>1)</sup>

---

1. Gleich Anfangs, als ich nach Abschluß der Studien mich dem heiligen Manne angeschlossen, begleiteten wir ihn wenige Tage darauf in die Kirche. Auf dem Weg dahin begegnete ihm — es war Winterszeit — ein halbnackter Armer und bat ihn um ein Kleidungsstück. Da rief Martinus den Archidiaconus herbei und befahl den Frierenden unverzüglich zu bekleiden; hierauf ging er in die Sakristei, indem er allein, wie es seine Gewohnheit war, dort verblieb — denn er wählte für sich, unter Gestattung der Freiheit für die Kleriker, auch in der Kirche diesen einsamen Ort, da freilich die Priester in einem andern Gemache<sup>2)</sup> saßen, damit beschäftigt, Besuche zu empfangen oder Aufträge entgegenzunehmen. Martinus aber verharrte in seiner Einsamkeit bis zu der Stunde, wo nach der Forderung des Herkommens die heil. Feier für das Volk stattfinden sollte. Das will ich nicht übergehen, daß er im Secretarium sitzend nie einen besonderen Sitz hatte; denn in der Kirche sah man ihn überhaupt nie sitzen, wie ich neulich Einen — was mir Gott

---

1) Siehe „Erster Dialog“ Anm. 1.

2) Es waren meist zwei Sakristeien an jeder Kirche.

bezeuge — nicht ohne mich für ihn zu schämen, sitzen sah auf erhabenem Stuhl und gleichsam königlichem Thron auf hohem Sitze; Martinus aber saß auf einem ärmlichen Sessel, wie sie die Dienstboten haben, welche wir ungebildete Gallier Tripeccien, ihr Professoren oder wenigstens du, der du von Griechenland kommst, Dreifüße nennet; an diesen einsamen Ort des heiligen Mannes nun stürzte aufgebracht der Arme, da ihm der Archidiacon nicht sogleich eine Tunica gegeben hatte, beklagte sich, daß er von dem Kleriker gesoppt sei, und jammerte über Frost. Und ohne Zaudern, und so daß es der Arme nicht sah, zog der Heilige innerhalb des Mantelums herab heimlich das Unterkleid herab, bedeckte damit den Armen und entließ ihn. Bald darauf tritt der Archidiacon herein und ermahnt ihn nach dem Cermoniell, das Volk warte in der Kirche, er solle zur Feier des heiligen Opfers sich begeben. Da antwortete ihm Martinus und sagte, zuvor müsse noch der Arme — er meinte damit sich — bekleidet werden; er könne nicht zur Kirche kommen, wenn nicht der Arme sein Kleid erhalte. Der Diacon aber, welcher nichts wußte, weil er Martinus äußerlich mit dem Mantel bekleidet sah, aber nicht bemerkte, daß ihm die Tunica fehle, entschuldigt sich schließlich mit dem Ausbleiben des Armen. Es werde mir, sagte darauf Martinus, das Kleid gebracht, welches in Bereitschaft ist; der Arme wird zur Bekleidung nicht fehlen. Jetzt erst, durch die Noth gedrängt, schon voll Galle, holt der Kleriker in Eile aus den nächsten Buden ein zottiges, kurzes und rauhhaariges Kleid um fünf Silberstücke und legt es voll Zorn dem Martinus zu Füßen. Hier, sagte er, ist das Kleid, aber der Arme ist nicht da. Martinus heißt nun ganz ruhig den Archidiacon etwas vor der Thüre warten, auf alle Weise das Geheimniß während, bis er, der Tunica entblößt, sich das Kleid anzog, aus allen Kräften strebend, was er gethan, verborgen zu halten. Aber wann bleibt an heiligen Männern trotz ihres Strebens derlei geheim? Sie mögen wollen oder nicht, es deckt sich Alles

auf. In diesem Kleide nun geht er hinaus, Gott das Opfer darzubringen.

2. Wunderbar ist, was ich nun sagen will. An diesem Tage, als Martinus nach dem Festitus bereits den Altar benedicirte, sahen wir von seinem Haupte eine Feuerkugel strahlen, so daß die Flamme zur Höhe strebend einen gar langen Feuerstreifen nachzog. Obwohl wir dieß an einem hohen Festtage bei zahlreicher Anwesenheit des Volkes sahen, so sahen doch nur eine aus den Jungfrauen und einer von den Priestern und nur drei von den Mönchen die Erscheinung; warum nicht die Uebrigen, darüber steht uns kein Urtheil zu.

Ungefähr um dieselbe Zeit ließ mein Oheim Evanthius, der zwar ein mit weltlichen Dingen vielbeschäftigter Mann, aber ein guter Christ war, den Martinus zu sich bitten, als er von einer sehr schweren Krankheit bis zum Tode bedrängt wurde. Martinus säumte nicht und eilte zu ihm; bevor jedoch der heilige Mann die Mitte des Weges hatte, fühlte der Kranke die Wunderkraft des Herbeieilenden, erlangte sofort die Gesundheit und ging uns zu unserer Ankunft selbst entgegen. Am nächsten Tage wünschte Martinus heimzukehren, Evanthius hielt ihn aber durch inständige Bitten zurück, als inzwischen einen Diener aus dem Gesinde eine Schlange mit tödtlichem Bisse verletzte. Durch das stark wirkende Gift schon fast entseelt ward der Diener von Evanthius selbst auf seinen eigenen Schultern herbeigetragen, der ihn vor die Füße des heiligen Mannes niederlegte, voll Vertrauen, daß demselben nichts unmöglich sei. Schon hatte sich das schleichende Gift durch alle Glieder ergossen; man konnte alle Adern angeschwollen und wie einen Schlauch die Lebenstheile gespannt sehen. Martinus streckte seine Hand aus, befühlte alle Glieder des Dieners und fixirte seinen Finger ganz nahe bei der Wunde, durch welche die Schlange das Gift eingelassen. Da nun — höret das Wunder! — sahen wir das Gift von überall her zurückgerufen dem Finger des Martinus zulaufen, hierauf

aber durch eine kleine Geschwüröffnung das Gift mit Blut abträufeln, wie aus dem vom Hirten gedrückten Ziegen- und Schafenteer reichlich Milch in langem Zuge abzufließen pflegt. Der Junge stand kerngesund auf. Wir aber, voll Erstaunen über die so wunderbare That, sagten uns, was uns der wirkliche Stand der Dinge selbst abzwang, daß unter dem weiten Himmel kein Mensch dem Martinus es gleich thun könne.

3. Später reisten wir gleichfalls mit ihm, während er die Pfarreien visitirte. Als wir, ich weiß nicht aus welchem nothwendigem Grunde, uns verweilten, war er eine gute Strecke Wegs fortgegangen. Unterdessen kam auf der Staatsstraße ein kaiserlicher Postwagen, der voll von Militärs war. Als aber die Zugthiere ganz nahe an der Wagenseite den Martinus sahen in zottigem Gewande, mit einem schwarzen und wallenden Mantel bedeckt, scheuten sie und wichen etwas nach der andern Seite aus. Sodann vermischten sie durch Verwicklung der Stränge jene verlängerten Leitseile, durch welche, wie ihr oft gesehen, die armen Thiere selbst zusammengehalten werden; und während sie mühsam frei gemacht wurden, verursachten sie den Eilenden Aufenthalt. Durch diesen Unfall sprangen die Soldaten jählings herab. Sodann fingen sie an, den Martinus mit Geißeln und Knütteln zu bearbeiten, während dieser, ohne ein Wort zu sagen, und mit unglaublicher Geduld seinen Rücken darbot und die armen Zuhauer in noch größere Wuth versetzte, indem sie deshalb noch mehr rasten, weil er wie ohne alles Gefühl die versetzten Streiche verachtete. Wir, die sofort nacheilten, fanden Martinus entsetzlich blutend und am ganzen Leibe zerfleischt und wie entseelt auf der Erde liegend; alsbald setzten wir ihn auf sein Eselein und eilten, unter Flüchen auf den Ort dieser Blutthat, rasch von dannen. Inzwischen kehrten jene nach gestillter Wuth zu ihrem Wagen zurück und wollten, daß die Zugthiere ihren Weg fortsetzten. Da diese wie auf den Boden angeheftet und wie eiserne Bildsäulen feststanden, schrien die Wagenlenker noch lauter und ließen die Geißeln von

links und rechts schnalzen; aber die Zugthiere waren um keinen Preis vorwärts zu bringen. Da erhebt sich Alles auf gleiche Weise, die Zugthiere zu schlagen; das Gepeitsche der Mäuler vernichtet die gallischen Geißeln. Man raubt den ganzen Wald aus der nächsten Nähe, die Zugthiere werden mit Holztrümmern gestoßen, aber ganz und gar nichts richteten die wüthenden Arme aus; auf ein und demselben Platze standen sie fest wie Bildsäulen. Die unseligen Menschen wußten nicht mehr, was anfangen, und konnten sich nicht weiter verstellen, daß sie es in ihren wenn auch noch so rohen Herzen erkannten, sie würden von einer göttlichen Macht festgehalten. Da gingen sie endlich in sich und fingen zu fragen an, wer der wäre, den sie an diesem Platze kurz vorher geschlagen. Auf ihre Fragen hören sie von Leuten, die des Weges waren, Martinus sei es, den sie so grausam geschlagen. Jetzt schien Allen die Sache klar, und sie mußten einsehen, daß sie ob dem Unrechte gegen Martinus gebannt wären. Daher eilen sie Alle uns nach mit raschen Schritten. Ihrer That und des verdienten Lohnes sich bewußt, voll Scham und Verwirrung, weinend und an Haupt und Mund voll Staub, mit dem sie sich selbst verunstaltet hatten, warfen sie sich dem Martinus zu Füßen, baten um Verzeihung und forderten die Erlaubniß, weiter reisen zu dürfen; sie seien hinlänglich schon durch ihr Schuldbewußtsein gestraft und hätten zur Genüge eingesehen, wie sie lebendigen Leibes am nämlichen Platze die Erde hätte verschlingen können, oder wie sie vielmehr nach Verlust des Bewußtseins zu unbeweglichem Felsgestein hätten erstarren sollen; wie sie die Zugthiere hätten an den Platz gebannt gesehen, wo sie gestanden hatten: sie hätten flehentlich um Verzeihung ob ihres Verbrechens und um Erlaubniß zur Weiterreise. Es hatte auch der heilige Mann, ehe sie zu ihm sich begaben, gemerkt, daß sie gebannt seien, und hatte uns dieß schon vorher gesagt; er gewährte jedoch in seiner Milde Verzeihung und ließ sie nach Wiederherstellung der Thiere weiter reisen.

4. Oft habe ich mir aber zu Gemüth geführt, Sulpicius, wie Martinus dir gegenüber zu äußern pflegte, es sei ihm als Bischof keineswegs die Gnade der Wunderkraft zur Seite gestanden, wie er sie früher in seinem Besitze wußte. Wenn dieß wahr ist, vielmehr weil es wahr ist, können wir daraus auf die Größe der Wunder schließen, die er als Mönch gewirkt hat, und die er ohne Zeugen gethan, da er als Bischof vor Aller Augen so große Zeichen gethan, wie wir gesehen. Vieles zwar von seinen früheren Thaten ist der Welt bekannt geworden und konnte nicht verheimlicht werden, aber aller Zahl soll trotz, was er in seiner Scheu vor Prahlerei verborgen gethan und nicht zur Kenntniß der Menschen gelangen ließ; wollte er ja über alles menschliche Wesen erhaben, im Bewußtsein seiner Wunderkraft irdischen Ruhm mit Füßen tretend, bloß den Himmel als Zeugen haben! Die Wahrheit dessen können wir schon aus dem, was uns bekannt geworden und nicht verborgen bleiben konnte, ermessen; hat er doch vor dem Episkopat zwei Todte dem Leben zurückgegeben, wie deine Biographie des Mehrern ausführt, während er als Bischof nur Einen zum Leben erweckt hat, was du merkwürdiger Weise übergangen hast. Von der letzteren Thatsache bin ich Zeuge, jedoch insofern, als ihr durchaus keinen Zweifel habt, daß ich ein geeigneter Zeuge bin. Wie das Wunder geschehen, will ich euch jetzt auseinandersetzen. Aus irgend einer Ursache besuchten wir Chartres.<sup>1)</sup> Während wir nun an einem sehr volkreichen Orte vorübergingen, kam uns eine große Schaar Volks entgegen, die ganz aus Heiden bestand; denn Niemand wußte daselbst etwas von einem Christen. Aber in Rücksicht auf den Ruf eines so großen Mannes hatte alle die weitausgedehnten Fluren eine Masse Herzuströmender bedeckt. Martinus fühlte, daß hier etwas geschehen müsse, und schauerte auf Ankündigung des Geistes ganz zusammen und predigte den Heiden nicht das irdisch

---

1) Das alte Carnotum.

tönende Wort Gottes, indem er öfter seufzte, warum eine so zahlreiche Volksmenge den Herrn und Heiland nicht kenne. Unterdessen fing, sowie uns eine unglaublich große Menge umgeben hatte, ein Weib, deren Sohn kurz vorher gestorben war, an, den entseelten Leib vor den heiligen Mann mit ausgestreckten Armen hinzulegen, indem sie sagte: Wir wissen, daß du ein Freund Gottes bist; gib mir meinen Sohn wieder, weil er mein einziger ist. Es schloß sich die übrige Volksmenge an und unterstützte durch Rufen die mütterliche Bitte. Da nahm Martinus im Bewußtsein, daß zum Heile der Erwartungsvollen, wie er uns später sagte, Wunderkraft ihm beikomme, den Leichnam des Verstorbenen in seine Arme, kniete Angesichts Aller nieder und gab, sobald er nach Verrichtung des Gebetes aufgestanden war, den Kleinen lebendig der Mutter zurück. Da fing die ganze Menge an zum Himmel zu rufen, Christus als Gott zu bekennen und zuletzt sämmtlich dem Heiligen zu Füßen zu fallen, gläubig verlangend, er möge sie zu Christen machen. Und ohne Verzug machte er sie alle, wie sie mitten auf der Ebene waren, durch allgemeine Handauslegung zu Katechumenen, während er zu uns gewendet sagte, nicht ungeeignet würden hier auf dem Felde Katechumenen gemacht, wo Märtyrer sich Gott zu weihen pflegten.

5. Du hast gesiegt, Gallier! sagte Postumianus, du hast gesiegt; allerdings nicht meine Person, die ja ein Verehrer des Martinus ist und stets dieß Alles über jenen Mann gewußt und geglaubt hat, sondern alle Einsiedler und Mönche hast du besiegt. Hat doch Keiner von ihnen also, wie dieser euer, besser unser Martinus, über den Tod in seinen verschiedenen Gestalten geherrscht. Mit Recht vergleicht ihn Sulpicius hier mit den Aposteln und Propheten, und bestätigt seine Ähnlichkeit mit ihnen in allen Stücken seine Glaubenskraft und seine Wunderwerke. Doch, Gallier, ich bitte, fahr' fort, fahr' fort, das Weitere über Martinus noch zu erzählen, obwohl wir nichts Großartiges mehr hören können. Denn auch das Kleinste und Alltägliche von ihm will die Seele kennen lernen; unterliegt es



Ja keinem Zweifel, daß auch das Kleinste an ihm größer ist, als das Größte an Andern. Ist recht, sagte der Gallier, doch habe ich, was ich jetzt erzählen will, nicht selbst gesehen; denn es geschah schon, ehe ich mich an Martinus anschloß; doch ist die berühmte That durch die Mittheilung glaubwürdiger Brüder, welche Augenzeugen gewesen waren, verbreitet worden. Fast zur selben Zeit, wo er Bischof wurde, mußte er an den Hof kommen. Valentinianus, damals mächtiger, behauptete den Kaiserthron.<sup>1)</sup> Als dieser erfuhr, Martinus bitte um Solches, was er nicht gewähren wollte, ließ er ihn gar nicht in den Palast eintreten; es hatte sich nämlich an den wilden und stolzen Mann seine Frau, eine Arianerin, gemacht, die ihn ganz dem heiligen Mann entfremdet hatte, so daß er ihm die gebührende Ehrfurcht nicht erwies. Nach wiederholtem Versuche einer Audienz beim stolzen Fürsten nahm er zur bekannten Hilfe seine Zuflucht: er hüllte sich in sein Bußgewand, bestreut sich mit Asche, enthält sich von Speise und Trank und betet unablässig Tag und Nacht. Am siebenten Tage erschien ihm ein Engel; der heißt ihn sorglos zum Palast gehen; dort würden sich die gleichwohl verschlossenen Pforten der Residenz von selbst öffnen und der Stolz des Kaisers sich mildern. Er geht also durch das Zureden des ihm zur Seite stehenden Engels ermuntert und auf seine Hilfe vertrauend zum Palast. Es stehen die Thore offen, Niemand leistet Widerstand; zuletzt kommt er ohne ein Hinderniß bis zum Herrscher. Als dieser ihn von ferne kommen sah, knirschte er mit den Zähnen ob seiner Zulassung und würdigte sich durchaus nicht, vor Martinus, der vor ihm stand, aufzustehen, bis Feuer den Thronfessel bedeckte und den Herrscher am Sitzleder brannte. So wird der Stolz von seinem Throne vertrieben und erhebt sich, gegen seinen Willen, dem Martinus entgegen;

---

1) Martinus scheint zwischen 368 und 372 nach Trier zu Valentinian gekommen zu sein. Vergleiche übrigens Reinfens S. 134 u. ff.

dann umarmte er oftmals den Mann, welchen zu mißachten er sich vorgenommen hatte, und gestand als ein mehr gebesserter Mann, er habe Gottes Kraft gefühlt; und ohne auf des Martinus Bittvorstellungen zu warten, bewilligte er vor aller Bitte Alles. Er zog ihn oft zu Gesellschaft und zu Tisch; zuletzt, als Martinus sich verabschiedete, gab er ihm viele Geschenke, welche jedoch der heilige Mann, wie immer, als Güter seiner Armuth sammt und sonders ausschlug.

6. Und weil wir einmal in einem Palaste sind, werde ich mitsammen erzählen, was darin, obgleich zu verschiedenen Zeiten, geschehen ist; denn keineswegs scheint übergangen werden zu dürfen eine gläubige Herrscherin mit ihrem Beispiel der Bewunderung des heil. Martinus. Maximus regierte als Kaiser das Reich, ein nach seinem ganzen Leben mit Recht preiswürdiger Mann, wenn er die Krone, welche ihm durch eine Militärrevolte ungesetzlicher Weise war aufgesetzt worden, hätte ausschlagen oder Bürgerkrieg hätte vermeiden können. Aber die Oberherrlichkeit ließ, wie ohne Gefahr sich nicht abweisen, so ohne Waffen nicht behaupten. Maximus lud Martinus öfters ein, empfing ihn in seiner Residenz und ehrte ihn mit ausgezeichnete Hochachtung; ihre ganze Unterhaltung drehte sich um die Gegenwart und Zukunft, um die Glorie der Gläubigen, um die ewige Seligkeit der Heiligen, während inzwischen die Kaiserin Tag und Nacht an den Lippen des Martinus hing; nicht zurückstehend hinter Maria im Evangelium benetzte sie die Füße des Heiligen mit Thränen, und trocknete sie weg mit ihren Haaren. Martinus, den nie ein Weib berührt, konnte ihrer Inständigkeit, vielmehr dem Verehrungsdienste nicht ausweichen. Hierbei dachte die hohe Frau nicht an Herrschermacht und Kaisermürde, nicht an Krone und Purpur; auf dem Boden sitzend ließ sie sich von Martinus' Füßen nicht wegbringen. Zuletzt stellt sie eine Forderung an ihren Mann des Inhalts, beide sollten Martinus dazu bringen, daß er eine Einladung zu einem von der Kaiserin allein gegebenen Gastmahl unter Ausschließung des ganzen

Hofgesindes annähme.<sup>1)</sup> Der heilige Mann konnte keinen zu hartnäckigen Widerstand entgegensetzen. Mit ihren Händen ordnet die Kaiserin die einfachen Tafelmeubel; sie macht den Sitz zurecht, rückt den Tisch herbei, reicht selbst das Wasser dar und setzt die Speisen vor, welche sie selbst gekocht. Während Martinus speiste, stand die Kaiserin, wie Dienerinnen müssen, ferne, wie an den Boden geheftet, unbeweglich, überall und in Allem die Bescheidenheit einer Dienerin und die Demuth einer Magd aufzeigend; sie mischte den Wein, wenn er trinken wollte, in eigener Person und reichte ihn selbst dar. Nach Beendigung der Mahlzeit sammelte sie die Brobstücke und Brosamen, voll Glauben diese Reststücke einem kaiserlichen Mahle vorziehend. Das heilige Weib war in ihrer frommen Hingebung wahrhaft jener Frau vergleichbar, welche vom Ende des Erdkreises kam, den Salomon zu hören, wenn wir der einfachen Geschichtserzählung folgen. Vergleicht man aber — was nöthig — den Glauben der hohen Frauen, so möge es mir erlaubt sein, unter Übergehung des erhabenen Geheimnisses zu sagen: Die Königin von Saba suchte einen Weisen zu hören; die Kaiserin aber, mit dem Hören nicht zufrieden, verdiente es, einen Weisen zu bedienen.

7. Hierauf sagte Postumianus: Schon längst, lieber Gallier, bewundere ich, deine Rede hörend, den Glauben der Königin; doch wo bleibt da die Thatsache, daß dem Martinus niemals ein Weib sich solle genahet haben? Hier hat sich ihm diese Königin nicht nur genahet, sondern sie hat ihn sogar bedient. Und ich fürchte, es möchten sich die Kleriker, welche Frauengesellschaften lieben, mit diesem Vorgange so ziemlich decken. Darauf entgegnete der Gallier: Wie, du siehst nicht auf Ort, Zeit und Person, wie die Grammatiker zu lehren pflegen? Stelle dir vor Augen seine Gefangenschaft im kaiserlichen Palaste, wie man ihn mit Bitten bestürmt, wie ihn der Glaube der Herrscherin

---

1) Wahrscheinlich 388.

zwingt, wie ihn der Drang der Umstände verpflichtet, im Gefängniß Eingesperrte zu befreien, der Verbannung Preisgegebene den Ihrigen zurückzustellen, eingezogene Güter zurückzuerhalten; wie gering wohl hätte der Bischof dieß anschlagen müssen, daß er nicht für all' dieß auf kurze Weile von der Strenge seiner Grundsätze abgelassen hätte? Weil du aber meinst, es könnten etwelche von diesem gelegentlichen Vorgang eine üble Anwendung machen, so sage ich, daß Jene sogar glücklich sein werden, wenn sie vom Verhalten, das sich in diesem Vorgange kundgibt, nicht abweichen. Sie sollen nämlich sehen, daß dem Martinus nun einmal im Leben und zwar als Siebziger<sup>1)</sup> nicht eine freie Wittwe, nicht eine lüsterne Jungfrau, sondern eine unter ihrem Manne lebende Herrscherin, mit welcher der Mann selbst gleichzeitig seine Bitten vereinigte, gebient und aufgewartet hat bei Tisch, nicht aber mit ihm zu Tisch gegessen ist, die auch nicht gewagt hat, das Mahl mit ihm zu theilen, sondern nur gehorsamen Dienst erwies. Lerne also daraus die Art des Verhaltens; es möge dir eine Matrone dienen, nicht befehlen, und dienen, nicht mit dir zu Tische sitzen, wie jene Martha dem Herrn gebient hat und doch nicht zum Mahl beigezogen worden ist; ja es ward der Dienenden vorgezogen Jene, welche lieber sein Wort hörte. Aber an Martinus hat die Kaiserin Beides erfüllt; sie hat gebient wie Martha, und gehört wie Maria. Wenn nun Einer dieß Beispiel nachahmen will, so soll er es in allen Momenten festhalten; es sei vorhanden eine solche Veranlassung, eine solche Person, ein solcher Dienstsinn, ein solches Mahl, und im ganzen Leben nur einmal.

---

1) „Jam septuagenario“ hat gar keine Variante, steht als Lesart fest. Nach Reinkens' chronologischen Untersuchungen soll Martinus nur 65 Jahre gelebt haben. Was von Beiden ist richtig? Es kann hier nicht der Ort sein, dieß zu untersuchen, sondern der Wahrheit gemäß zu bekennen, daß Reinkens' Untersuchungen, so gründlich sie sind, noch keineswegs alle Zweifel heben.

8. Schlagend trifft deine Rede, sagte Postumianus, gewisse Leute von uns, daß sie über des Martinus Beispiel nicht hinausgehen sollten; aber ich gestehe dir, daß dieß tauben Ohren gepredigt ist. Würden wir des Martinus Wege wandeln, so würden wir niemals den Fuß vertheidigen und allgemeinen Schimpfes verkehrter Anschauungen entbehren. Uebrigens sind wir — Gallier, deine gewöhnliche Entschuldigung, wenn man dich der Eßlust beschuldigt: so werden wir uns in diesem Stücke niemals durch des Martinus Beispiel oder deine Predigten bessern lassen. Doch was schweigst du, Sulpicius, so hartnäckig, da wir schon so lange diese Dinge besprechen? Ich schweige nicht nur bloß, erwidere ich, sondern habe mir einst vorgenommen, über solche Dinge zu schweigen. Der Grund davon ist dieser: Ich hatte einmal eine unstäte, puzsüchtige und verschwenderische Wittwe, welche ziemlich frei lebte, ausgescholten und dergleichen eine Jungfrau, welche sich allzu leichtsinnig an einen mir theueren jungen Mann anhing, während ich sie selbst häufig auch andere Männer, welche dergleichen thaten, auszanken hörte. Durch dieß mein Verhalten habe ich mir nun seinen solchen Haß aller Frauen und sämtlicher Mönchsleute zugezogen, daß beide Regionen gegen mich geschworne Kriege unternahmen. Deshalb bitte ich euch zu schweigen, damit eure Reden mir nicht zur Mißgunst ausfallen. Wollen wir überhaupt alle Erinnerung an dergleichen Dinge fahren lassen und lieber zum Martinus zurückkehren. Du, Gallier, führe, wie du angefangen, das begonnene Werk durch. Dieser entgegnete: Schon habe ich euch so Merkwürdiges erzählt, daß meine Rede eurem Verlangen hätte genügen sollen; weil ich aber eurem Wunsche nicht entgegen sein darf, so will ich den noch übrigen Theil des Tages fortsprechen. Während ich jene Decken für unsere Betten ansehe, kommt mir die wunderbare Geschichte von der Decke in den Sinn, auf welcher Martinus gelegen war. Die Sache war diese. Claudiomagus<sup>1)</sup> ist eine Ortschaft an

1) Entweder Claude oder Cloub.

der Grenze der Bituriger und Turonen. Es ist hier eine Kirche, berühmt durch heiligmäßige Mönche und nicht minder ruhmreich durch die Menge heiliger Jungfrauen. Martinus, der auf seiner Reise hier vorbeikam, nahm Wohnung im Sekretarium der Kirche. Nach seinem Weggange stürzten alle Jungfrauen in jenes Sekretarium; sie beledeten alle Plätze, wo der Heilige gegessen oder gestanden war, theilen auch die Decke, auf welcher er gelegen war. Eine daraus hing wenige Tage darnach einen Theil des Teppichs, den sie sich als segenspendende Reliquie genommen, einem vom Geiste des Irrthums Hin- und Hergetriebenen auf den Nacken. Und sonder Weile, schneller als man es hätte sagen können, ward der Dämon ausgetrieben und die Person geheilt.

9. Fast um die nämliche Zeit kommt dem Martinus, als er von Trier zurückkehrte, eine besessene Kuh in den Weg; diese verließ ihre Heerde, ging auf die Leute los und hatte schon Vielen verderbliche Stöße beigebracht. Als sie uns nahe zu sein anfang, schrien die ihr nachlaufenden Leute, wir sollten uns in Acht nehmen. Wüthend und grimmigen Blicks kam sie näher auf uns zu; da erhob Martinus die Hand und bannte das Thier; es fing bald auf das Wort des Heiligen unbeweglich stehen zu bleiben an, als inzwischen Martinus auf ihrem Rücken einen Dämon sitzen sah. Der Heilige schalt ihn und sprach: Weich, Entsetzlicher, von dem Kind und jage nicht weiter ein unschuldig Thier! Der böse Geist gehorchte und wich. Die Kuh aber merkte instinktiv ihre Befreiung; nach erhaltener Ruhe fällt sie vor den Füßen des Heiligen nieder, darauf suchte sie auf Befehl des Martinus ihre Heerde auf und gesellte sich sanfter als ein Lamm zur Schaar der andern Rinder. Es war damals, als er mitten in die Flammen versetzt den Brand nicht empfand, wovon ich übrigens nicht weiter sprechen zu sollen vermeine, weil dieß Sulpicius hier des Nähern erzählt hat. Zwar steht dieß nicht in seiner Biographie des Martinus, sondern in einem Briefe, den er später an den damaligen



Priester und jetzigen Bischof Eusebius geschrieben hat.<sup>1)</sup> Du hast ihn, Postumianus, glaube ich, gelesen oder kannst ihn, wenn er dir unbekannt ist, beliebig aus jenem Schranke nehmen; wir wollen alsdann nachtragen, was Sulpicius ausgelassen.

Auf einer bischöflichen Visitationsreise stießen wir einst auf eine Jägerschaar. Die Hunde liefen hinter einem Hasen her; schon hatte das Thierchen wenig Vorsprung mehr; da von allen Seiten weit und breit freies Feld war und es keinen Zufluchtsort gab, suchte es den bevorstehenden Tod, bereits daran, sich ergeben zu müssen, durch häufige Wendungen hinauszuziehen. Bei der Gefahr des Thieres empfand der heilige Mann frommen Sinnes Mitleid und gebot den Hunden, von der Verfolgung abzustehen und den Fliehenden laufen zu lassen. Sofort beim ersten Ruf machten sie Halt; man hätte glauben sollen, sie seien gebunden, vielmehr wie gebannt und in ihren Fußspuren unbeweglich. So entkam das Häschen mit heiler Haut, da die Verfolger nicht weiter konnten.

10. Es verlohnt sich aber der Mühe, auch seine familiären Gespräche, welche des geistlichen Witzes nicht entbehrten, zu erwähnen. Martinus hatte von ungefähr ein eben geschornes Schaf gesehen. Da sagte er: Dieß Thier hat ein evangelisches Gebot erfüllt; es hatte zwei Tunicen, eine davon hat es Dem geschenkt, welcher keine hatte; so also sollet auch ihr thun. — Dergleichen sagte er, als er einen frierenden und beinahe nackten Schweinehirten in härenem Gewande sah: Siehe hier Adam, wie er, aus dem Paradiese vertrieben, in härenem Gewande die Schweine hütet; wir aber wollen den Adam ausziehen, der noch in diesem da ist, und lieber den neuen Adam anziehen. — Kinder hatten zum Theil Wiesen abgeweidet, Schweine auch einige Stellen unterwühlt; der noch übrige Theil, welcher unverletzt blieb, grünte wie bemalt mit verschiedenen Farben. Der vom Vieh abgeweidete Theil, sagte er, zeigt die Gestalt der

---

1) Vergl. Erster Brief an Eusebius 10—15.



Ehe; er hat zwar den Gräsertrieb nicht gänzlich verloren, hat jedoch keinen schönen Blumenflor; der Theil aber, welchen unreine Thiere, die Schweine, unterwühlt haben, weist das häßliche Bild der Unkeuschheit auf; der Wiesen- theil aber, welcher noch keine Unbill erlitten, zeigt uns den Ruhm der Jungfräulichkeit; üppig Gras treibt aus ihm hervor, Heublumen wuchern in Fülle, und schöner als Alles ist er mit Blumen geziert und schimmert wie mit funkelnden Edelsteinen geschmückt. Eine heilige und Gottes würdige Schönheit: denn nichts ist der Jungfräulichkeit vergleichbar. Daher irren nicht nur Jene, welche durch Unkeuschheit eine Heirath erwirken, gar sehr, sondern es sind auch Jene, welche die Ehe der Jungfräulichkeit gleich achtbar halten, ganz elend und thöricht. Aber diese Unterscheidung müssen weise Menschen festhalten, daß die Ehe ins Gebiet des Erlaubten gehört, die Jungfräulichkeit Ruhm erntet, die Unkeuschheit aber zur Strafe ausschlägt, wenn sie nicht durch Genugthuung getilgt wird.

11. Ein Soldat hatte, sich zum Mönch machend, den Schwertgürtel abgelegt und, Willens wie ein Eremit zu leben, sich ferne von den Menschen eine Zelle errichtet. Inzwischen wühlte der listige Feind mit verschiedenen Gedanken das unverständige Herz auf, so daß er seinen Entschluß änderte und wünschte, daß seine Frau, welche Martinus im Jungfrauen-Kloster zu wohnen angewiesen hatte, bei ihm sein möge. Es geht also der Eremitenheld zu Martinus und bekennt sein Anliegen. Martinus aber wies ihn damit energisch zurück; es sei unstatthaft, daß ein Weib sich wiederum zu ihrem Manne geselle, der bereits Mönch und kein Gatte mehr sei. Aber der Soldat bestand darauf und behauptete, daß dieß Zusammenleben in nichts seinem Berufe schaden werde: denn er wünsche nur den Trost seiner Frau zu haben, man dürfe also nicht fürchten, daß sie wieder zum alten Leben zurückkehrten: er sei ein Streiter Christi, auch seine Frau habe dem Dienste Christi zugeschworen: der Bischof möge gestatten, daß Gottverlobte und Solche, welche — Dank dem Glauben — ihr Geschlecht nicht kenne-

gleichen Kampf kämpften. Da sagte Martinus diese Worte, ich will sie euch genau anführen: Sag' mir, ob du je im Felde gewesen, ob du in der Schlachtlinie gestanden hast? Der Mönch aber entgegnete: Gar oft bin ich im Gefechte gewesen, und viele Kriege habe ich mitgemacht. Darauf sprach Martinus: Sag' mir also: Hast du je einmal in der Schlachtlinie, welche unter Waffen zum Gefechte bereitstand, oder sogar schon im Handgemenge mit scharfer Klinge gegen die feindlichen Linien kämpfte, ein Weib stehen und kämpfen sehen? Jetzt endlich wurde der Soldat confus und roth, und dankte, daß er seinem Irrthum nicht sei überlassen und nicht mit hartanfahrender Rede, sondern durch ein wahres, vernünftiges, der Person eines Soldaten angepaßtes Gleichniß zurechtgewiesen worden. Martinus aber wendete sich zu uns, wie ihn ja häufig eine ganz Schaar von Brüdern umgab, und sprach: Das Weib betrete nicht der Männer Kriegslager; gesondert stehe die Kampfschaar der Streiter; ferne lebe das Weib in ihrem Stübchen. Es macht die Armee verächtlich, wenn unter die Kampfesreihen der Männer Weiberschaar sich mengt. Der Soldat kämpfe in der Gefechtslinie, der Soldat kämpfe auf freiem Terrain; das Weib aber schließe sich innerhalb der Schanzmauern ein. Auch das Weib hat seinen Ruhm, wenn es zur Zeit der Abwesenheit des Mannes die Keuschheit bewahrt: ihre Haupttugend und ihr glänzendster Sieg besteht darin, sich nicht sehen zu lassen.

12. Daran glaube ich, Sulpicius, Erinnerst du dich noch, mit welcher Liebe er uns — denn auch du warst persönlich anwesend — jene Jungfrau angepriesen, welche sich so gänzlich den Augen aller Männer entzogen hatte, daß sie nicht einmal Martinus selbst vor sich ließ, als er sie auf einer bischöflichen Visitationsreise besuchen wollte. Als er nämlich an ihrem Gütchen vorüberging, in dem sie sich, die keusche Jungfrau, vor mehreren Jahren eingeschlossen hatte, hörte er von ihrem Glauben und von ihrer Tugend und wollte einkehren, um ein Mädchen von so strahlenden Tugenden als Bischof durch einen geistlichen Besuch zu ehren.

Wir vom Gefolge glaubten, es werde die Jungfrau freuen, da sie ja diese Auszeichnung als Zeugniß für ihre Tugend ansehen mußte, indem sie ein so berühmter Bischof unter Ablegung seiner strengen Grundsätze besuche. Die Jungfrau aber löste die Bande ihres felsenfesten Vorsatzes nicht einmal durch den Hinblick auf einen Martinus. So nahm der heilige Mann durch eine andere Frau eine lobenswerthe Entschuldigung an der Thüre Derjenigen entgegen, welche sich nicht hatte sehen und grüßen lassen, und ging fröhlich von dannen. O ruhmreiche Jungfrau, die sich nicht einmal von einem Martinus anschauen ließ! O seliger Martinus, der jene Abweisung nicht als Schimpf gegen sich auslegte, sondern ihre Tugend mit Frohlocken erhebend sich an dem besonders in diesen Gegenden ungewöhnlichen Beispiele freute! Als nun die einbrechende Nacht uns nicht weit von jenem Gütchen zu bleiben zwang, übersandte dieselbe Jungfrau dem heiligen Manne ein Gastgeschenk: und Martinus that, was er vorher nicht gethan hatte; — denn er nahm nie ein Gastgeschenk oder sonst eine Gabe an; — dießmal wies er nichts von dem, was die verehrungswürdige Jungfrau geschickt hatte, zurück, sondern äußerte sich, es sei von einem Bischof die heilige Gabe einer Jungfrau durchaus nicht zurückzuweisen, welche vielen Bischöfen vorzuziehen sei. Es mögen doch dieß Beispiel die Jungfrauen hören, damit sie ihre Thüren auch den Guten verschließen, wenn sie wollen, daß dieselben auch für die Bösen zu seien, und sich nicht scheuen, auch Bischöfe auszuschließen, damit für Bösewichter der Zugang zu ihnen nicht frei sei. Die ganze Welt soll es hören: Eine Jungfrau hat sich von einem Martinus nicht ansehen lassen. In der That wies die Jungfrau nicht einen gewöhnlichen Bischof ab, sondern es kam das Mädchen nicht einem Manne zu Gesicht, den zu sehen Heil und Glück für Diejenigen war, welche ihn sahen. Welcher Bischof aber, von Martinus abgesehen, hätte ein solch' Benehmen nicht als Beleidigung angesehen? Welche Aufregung gegen die gottgeweihte Jungfrau, welche Borneswellen hätte er

in seinem Herzen entstehen lassen? Wer hätte sie nicht eine Häretische geheißen und ihre Excommunication dekretirt! Wie sehr hätte ein Solcher der heiligen Jungfrau jene Jungfrauen vorgezogen, welche sich überall dem Bischöfe mit häufigen Besuchen nahe stellen, welche kostspielige Gastereien veranstalten, welche dabei zugleich anwesend sind! Aber wohin führt mich die Rede? Ich muß meine allzu-freie Kritik etwas eindämmen, daß sie nicht etwa Jemand beleidige; denn den Ungläubigen werden die zurechtweisenden Worte nicht nützen, den Gläubigen aber wird das Beispiel genügen. Aber die Tugend dieser Jungfrau werde ich preisen; doch darf nach meiner Ansicht an jenen Jungfrauen nicht gezerrt werden, welche, um Martinus zu sehen, oft aus fernen Ländern gekommen sind, da ja selbst Engel gar oft den heiligen Mann mit solcher Liebe besucht haben.

13. Was ich jetzt sagen will, Sulpicius, das führe ich unter deiner Zeugenschaft an — bei diesen Worten schaute er mich an. Eines Tages wachten ich und Sulpicius hier vor seiner Thüre und saßen bereits einige Stunden stillschweigend da und mit einem so heiligen Schauer und Beben, wie wenn wir vor einem Engelszelte die Wache zu halten hätten, während Martinus die Thüre seiner Zelle verschlossen hatte und nicht wußte, daß wir davor seien. Inzwischen hören wir das Gemurmeln eines Zwiegesprächs und werden bald von Schauer und Erstaunen erfüllt und mußten erkennen, daß es hier weiß Gott was Ueberirdisches gegeben. Nach ungefähr zwei Stunden geht Martinus zu uns heraus; da fing Sulpicius, wie überhaupt Niemand so vertraut mit ihm sprach, ihn zu bitten an, er möge auf die fromme Frage doch sagen, was an jenem heiligen Schauer gewesen, den wir Beide, wie wir gestanden, gefühlt, oder mit wem er in der Zelle sich unterredet habe: denn wir hätten an seiner Thüre zarte und kaum verstandene Töne von sich Unterredenden gehört. Da zögerte er viel und lange; es gab aber nichts, was ihm nicht Sulpicius, auch wider seinen Willen, herauszwang; ich muß vielleicht ziem-

lich schwer Glaubbares sagen, aber ich nehme Christus zum Zeugen, daß ich nicht lüge, es müßte denn Jemand so gottlos sein zu glauben, Martinus habe gelogen —: Ich will es euch sagen, sprach er, aber ich bitte euch, daß ihr es Niemand saget: Agnes, Thessa und Maria sind bei mir gewesen. Er schilderte uns aber auch ihr Angesicht und ihren Anzug. Aber nicht bloß damals, bekannte er, sondern häufig erhalte er von ihnen Besuche; auch die Apostel Petrus und Paulus sehe er öfter, wie er frei hinzusetzte. Die Dämonen aber schalt er mit ihren Namen aus, sowie einer zu ihm gekommen war. Von dem feindseligen Mercur litt er am meisten, von Juppiter sagte er, daß er roh und stumpfsinnig sei. Das schien sogar den meisten Mönchen desselben Klosters unglaublich; ich bilde mir also nicht ein, daß Alle, welche dieß hören, es glauben werden. Denn wenn Martinus nicht ein unbeschreibbar heiliges Leben und eine solche Tugendkraft gezeigt hätte, so würde er keineswegs bei uns als so ruhmreich gelten. Gleichwohl ist es durchaus nicht wunderfam, wenn die menschliche Schwachheit an des Martinus Werken gezweifelt hat, da wir auch heut zu Tage Viele sehen, wie sie nicht einmal dem Evangelium geglaubt haben. Daß Martinus von Engeln oft freundschaftliche Besuche erhalten, haben wir gemerkt und erfahren. Ich will etwas Geringsfügiges sagen, aber ich will es dennoch sagen. Bei Nîmes<sup>1)</sup> wurde eine bischöfliche Synode gehalten, zu welcher er nicht hatte gehen wollen, aber er wünschte zu wissen, was verhandelt worden. Zufällig war mit ihm Sulpicius<sup>2)</sup> zu Schiffe, aber Martinus saß, wie immer, ferne von den Uebrigen an einem abgelegenen Theil des Schiffes. Dort berichtete ihm ein Engel die Verhandlungen auf der Synode. Wir erfuhren in der Folge, da wir die Zeit der Abhaltung des Concils genau

---

1) Das alte Nemausus.

2) Die Synode fiel also nach 392.

ausforschten, zur Genüge, es sei damals der Tag der Berathung und es seien dort die nämlichen Beschlüsse es gewesen, welche der Engel dem Martinus berichtet hatte.

14. Als wir ihn über das Ende der Welt fragten, sagte er uns, daß Nero und der Antichrist zuvor noch kommen würden; Nero würde im Occident zehn Könige unterwerfen und über dieselben herrschen, und es müßte von ihm eine solche Verfolgung in Scene gesetzt werden, daß er zur Verehrung der Heidengötzen zwingen; vom Antichrist aber müsse die Oberherrschaft über den Orient geführt werden, der zur Residenz und Hauptstadt Jerusalem haben würde; er sei es, von dem Stadt und Tempel wieder aufgebaut werden müßten. Seine Verfolgung würde sich dadurch kennzeichnen, daß er zur Ablegnung der Gottheit Christi zwingen, indem er sich selbst für Christus ausgeben, und daß Alles nach dem Gesetze beschnitten werden müsse; endlich müsse Nero selbst durch den Antichrist zu Grunde gehen und so der ganze Erdkreis und alle Völker unter seinen Scepter gebracht werden, bis der Gottlose durch die Ankunft Christi gestürzt werde. Es sei aber nicht zweifelhaft, daß der Antichrist durch einen bösen Geist empfangen bereits geboren sei und schon in Knabenjahren stehe, um im gesetzlichen Alter die Oberherrschaft zu übernehmen. Seit wir aber dies von ihm gehört haben, ist es das achte Jahr: urtheilet selbst, wie bereits jähe hereinbricht, was als zukünftig gefürchtet wird.

Als dies der Gallier vorbrachte, ohne noch näher erörtert zu haben, was zu erzählen er beschlossen hatte, trat ein Hausdiener ein mit der Meldung, daß der Priester Refrigerus vor der Thüre stehe. Wir fingen an zu zweifeln, ob es besser wäre, noch den Gallier zu hören oder dem uns so sehr erwünschten Mann entgegen zu gehen, der in Pflichtsachen zu uns kam. Da sagte der Gallier: Wenn wir auch ob der Ankunft des hochwürdigen Priesters diese Unterhaltung nicht aufzugeben hätten, so zwänge schon die Nacht, die so sehr verlängerte Unterhaltung zu schließen.

Weil aber noch keineswegs Alles über Martinus' Wunderkräfte erzählt werden konnte, so möge es für heute genügen, dieß gehört zu haben; morgen werden wir das Weitere hören. Dies Versprechen des Galliers fand einstimmig Beifall, und wir erhoben uns deßhalb von unsern Sizen.





## Dritter Dialog.<sup>1)</sup>

---

1. Es wird Tag, Gallier; wir müssen aufstehen. Wie du siehst, drängt Postumianus und wartet auch der Priester, welcher gestern nicht mehr zuhören konnte, darauf, daß du als Schuldner des Versprechens über unsern Martinus erzählest, was vorzutragen du auf den heutigen Tag verschoben hast. Dieser weiß zwar schon Alles, was mitzutheilen kommt, doch ist auch die Wiederholung bekannter Dinge erfreulich und angenehm. Ist es doch eine im Wesen der Natur begründete Erscheinung, daß man an der Kenntniß dessen mit um so besserem Gewissen sich freut, dessen Sicherheit man durch vielfache Zeugnisse konstatirt sieht. Denn dieser war zwar schon von seinen ersten Jahren an bei Martinus und weiß Alles, hört jedoch gerne nochmal, was er schon weiß. Ich gestehe dir, Gallier, daß ich mehr als einmal von des Martinus Wunderkräften gehört, ja über ihn Vieles sogar aufgeschrieben habe, allein die Bewunderung seiner Thaten macht, daß mir immer neu ist, was über ihn erzählt wird, wenn ich es auch schon gehört

---

1) Siehe „Erster Dialog“ Anm. 1.

habe. Sodann wünschen wir uns zu dem Gewinn des Refrigerius als Zuhörer um so mehr Glück, je bereitwilliger Postumianus, der deine Mittheilungen dem Orient zu vermitteln sich beeilt, aus deinem Munde die gleichsam durch mehrfache Zeugenschaft besiegelte Wahrheit vernehmen wird. Als ich so redete und der Gallier bereits zum Erzählen bereit war, stürzte eine Schaar Mönche herein, der Priester Evagrius, Aper, Sabatius, Agricola: kurz darauf tritt der Priester Aetherius mit dem Diakon Calupion und dem Subdiakon Amator ein; den Schluß machte mein herzlieber Aurelius,<sup>1)</sup> der Priester, welcher von einem längeren Wege kommend mir leuchtend begegnete. Was, sag' ich, lauft ihr so plötzlich und unerwartet schon so frühe aus verschiedenen Richtungen her zusammen? Wir haben gestern gehört, ist die Antwort, daß der Gallier hier den ganzen Tag über von des Martinus Wunderkräften erzählt und den übrigen Theil seiner Erzählung auf den heutigen Tag verschoben habe, weil die Nacht ein Hinderniß gesetzt hatte: deßhalb beeilten wir uns, dem Behandler eines so interessanten Themas zahlreiche Zuhörerschaft zuzuführen. Inzwischen meldet man, daß viele Weltleute vor der Thüre stünden und nicht einzutreten wagten, aber um Einlaß bäten. Da entgegnete Aper: Solche Leute dürfen sich nicht zu uns gesellen, weil sie mehr aus Neugierde, als aus religiösem Motiv gekommen. Ich ward bestürzt um Derjenigen willen, deren Einlaß nicht thunlich schien, und setzte es endlich mit Mühe durch, daß man den Vikar Eucherius und den Consular Celsus zuließ. Die Uebrigen wurden abgewiesen. Jetzt nahmen wir den Gallier in die Mitte, welcher nach langem, seinem feinen Anstande gemäßigtem Schweigen endlich also begann:

2. Ihr seid gekommen, sprach er, ehrwürdige und beredte Männer, mich zu hören; doch habt ihr, wie ich glaube, eher religiöse als gelehrte Ohren mitgebracht und seid bereit, mich

---

1) Wahrscheinlich derselbe, an welchen Severus die zweite Epistel geschrieben. Inzwischen war Aurelius, der zur Zeit der Abfassung des Briefes Diakon war, Priester geworden.

als Zeugen des Glaubens zu vernehmen, nicht als Redner von oratorischer Fülle. Was nun gestern gesagt worden, will ich nicht wiederholen: die es nicht gehört, werden es aus den Schriftwerken inne werden. Neues erwartet Postumianus, es dem Orient mitzutheilen, damit sich dieser bei Vergleichung mit Martinus dem Occident nicht vorziehe. Zuerst nun mahnt es mich zu erzählen, was Refrigerius ins Ohr raunt: die Thatsache fiel in der Stadt der Carnuten<sup>1)</sup> vor.

Ein Familienvater führte seine zwölfjährige Tochter, welche vom Mutterleibe her stumm war, dem Martinus vor mit dem Verlangen, die gebundene Zunge mit seiner heiligen Tugendkraft zu lösen. Martinus stellte sich den Bischöfen Valentinus und Victricius nach, welche ihn damals zufällig umgaben, und gestand, er sei einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, dagegen sei Jenen als heiligeren Männern kein Ding unmöglich. Die Bischöfe aber vereinigten ihre frommen Bitten mit dem Vater in flehentlichen Worten und baten Martinus, das Erhoffte zu leisten. Da zögerte er nicht weiter, wobei Beides unvergleichlich, indem er Demuth zeigte und die Liebe nicht aufschob, und läßt die Menge umstehenden Volkes abtreten; die Bischöfe nur und der Vater des Mädchens waren da, vor deren Augen er sich, wie er gewöhnlich that, zum Gebete zu Boden wirft. Hierauf weicht er ein wenig Del mit vorhergehender Anwendung des Exorcismus und gießt das heilige Raß in des Mädchens Mund, während er ihre Zunge mit den Fingern hielt. Und der Heilige täuschte sich nicht im Erfolge der Wunderkraft. Er fragt um des Vaters Namen: bald nannte ihn das Mädchen. Zu gleicher Zeit ruft der Vater voll Freude, umfaßt mit Thränen des Martinus Aniee und verkündigte Allen, die voll Erstaunen waren, dies sei das erste Wort gewesen, welches er von der Tochter gehört habe. Und zum Zeichen der vollen Glaubwürdigkeit möge Evagrius hier persönlich der Wahrheit Zeugniß

1) Das heutige Chartres.

geben: denn in seiner Gegenwart geschah damals das Wunder.

3. Unscheinbar ist, was ich unlängst aus dem Munde des Priesters Arpagius gehört, aber es scheint nicht übergegangen werden zu sollen. Die Gemahlin des Grafen Avitianus<sup>1)</sup> sandte dem Martinus Del, um es als nothwendig für verschiedene Krankheitsfälle zu segnen, wie dieß üblich ist; das gläserne Fläschchen hatte bauchige Form mit langem Halse, doch war der hohle Raum des vorstehenden Halsmundes nicht gefüllt; denn man pflegt die Gefäße so zu füllen, daß der oberste Theil für die Abschließung der convergen Wände frei bleibt. Der Priester bezeugte, er habe es gesehen, wie unter des Martinus Benediction das Del sich gemehrt habe, bis es vor Ueberfülle oben herausfloß; und es war dieselbe Kraft, welche das Del überlaufen machte, bis das Gefäß der Frau zu Handen kam: denn das Del mehrte sich unter den Händen des tragenden Dieners so sehr, daß die Menge der oben abfließenden Flüssigkeit sein ganzes Gewand bedeckte; die Dame empfing das Glas so bis zum obersten Rand gefüllt, daß der Priester heute noch gesteht, daß für Anbringung des Stöpsels, womit man zu schließen pflegt, was man sorgfältiger aufbewahren will, in jenem gläsernen Gefäße kein Raum mehr gewesen sei. Merkwürdig ist auch dieß, was dem Sulpicius, — er schaute bei diesen Worten auf mich, — wie ich mich erinnere, begegnet ist. Sulpicius stellte ein Glas mit von Martinus geweihtem Del auf ein etwas hohes Fenster; ein Hausdiener wußte nichts von dem dort stehenden Fläschchen und zog in seiner Unvorsichtigkeit das darüber gebreitete Linnen an sich. Das

---

1) Avitianus hatte ein weites Gebiet als Amtskreis, in welchem viele große Städte, größer als Tours, (urbes) gelegen waren. Avitianus war ein Comes. Seit Constantin dem Großen wurden die Comites oft in die Provinzen des Reichs gesandt mit der höchsten Civil- oder Militärgewalt, für den ihnen zugewiesenen Kreis der Thätigkeit. Reinkens S. 130.

Gefäß fiel auf den Marmorboden herab. Alles war bleich vor Furcht, daß ein geweihter Gegenstand zu Grunde gegangen; aber das Fläschchen fand sich also unverletzt, wie wenn es auf die weichsten Federn gefallen wäre. Dieß muß man nicht für einen Zufall, sondern vielmehr für eine Folge der Wunderkraft des Martinus halten, dessen Segnung nicht verloren gehen konnte. Wie nenne ich das, was von einem Manne geschehen ist, dessen Namen verschwiegen bleibt, weil dessen Träger gegenwärtig ist und nicht verrathen sein will? Übrigens war bei diesem Fall auch Saturninus hier mit und bei. Ein etwas unwirscher Hund bellte uns an. Im Namen des Martinus, sprach er, verstumme! Der Hund — sein Bellen blieb ihm in der Kehle stecken: man hätte meinen sollen, die Zunge sei ihm ausgeschnitten — bellte nicht mehr. So ist es lange nicht genug, daß Martinus in eigener Person Wunder gethan; glaubt mir, daß auch Andere in seinem Namen Vieles gewirkt haben.

4. Ihr kanntet des einstigen Grafen Avitianus allzu barbarische und über Alles hinausgehende blutdürstige Wildheit. Dieser Mann betrat einst voll Wuth in seinem Herzen die Stadt der Turonen, indem ihm Schaaren Gefesselter, die erbärmlich aussahen, folgten. Er läßt verschiedene Strafarten für die dem Verderben Geweihten in Scene setzen und beraumt für den folgenden Tag zum Schrecken der Stadt die traurige Procebur an. Auf die Kunde hievon macht sich Martinus allein kurz vor Mitternacht zum Prätorium jenes Unmenschen auf. Es war tief in der Nacht und Alles still und in Ruhe; die Thüren des Prätoriums waren verriegelt, ein Zugang also nicht möglich, weßhalb sich Martinus an der Schwelle der Blutstätte niederläßt. Inzwischen liegt Avitianus in tiefem Schläfe, da stürzt ein Engel herein und stößt ihn mit den Worten: Ein Diener Gottes liegt an der Schwelle deines Hauses, und du ruhst? Durch dieß Wort beunruhigt springt er vom Lager auf, ruft

---

1) Siehe c. 3. Anm.

seine Diener und schreit voll Angst, Martinus liege vor der Thüre: sie sollten sofort hingehen, die Schlösser aufmachen, damit der Diener Gottes keine Unbill erleide.

Wie aber die Diener alle sind, sie überschritten kaum die erste Schwelle, da lachen sie über ihren Herrn, daß er das Spiel eines Traumes geworden, und melden, daß Niemand vor der Thüre sei, indem sie ihre Natur zum Maßstabe des Urtheils nahmen, daß bei Nacht Niemand wachen könne; um so weniger fiel es ihnen ein zu glauben, daß in einer so schauerlichen Nacht ein Bischof vor einer fremden Thüre liege: und Avitianus glaubte es gerne. Wiederum schlummert er ein; aber bald stärker in die Seite gestoßen schreit er laut, Martinus stehe vor der Thüre: deßhalb finde sein Leib und seine Seele keine Ruhe. Da die Diener zauderten, geht Avitianus selbst bis zur äußeren Pforte: hier nun trifft er den Martinus, wie er geahnt hatte. Erschüttert durch solche Tugendgröße sprach der arme Avitianus: Warum, Herr, hast du mir dieß gethan? Du brauchst nichts zu sprechen; ich kenne dein Sehnen, ich weiß dein Verlangen; gehe eilig fort, auf daß nicht ob des Ungemaches, das du hier leidest, der Zorn des Himmels mich verzehre: ich dürfte schon bis jetzt genug gebüßt haben. Glaube, daß es mich nicht leicht angekommen, selbst herauszugehen. Nach dem Weggang des Heiligen aber ruft er seine Gerichtsbeamten herbei, läßt alle Gefängnisse öffnen und reis't bald selbst ab. Nachdem so Avitianus war in die Flucht geschlagen, kehrte wieder Frohsinn und Freiheit in die Stadt zurück.

5. Diesen Vorfall wurden durch des Avitianus Mittheilung Viele inne; besonders war es auch der Priester Refrigerius, den ihr hier vor euch sehet, welcher von dem treuen Kriegstribun Dagridus unter Anrufung der göttlichen Majestät als Zeugen ihn vernahm, und der schwur, es sei ihm dieß von Avitianus selbst erzählt worden. Uebrigens sollt ihr euch nicht wundern, daß ich heute thue, was ich gestern nicht gethan, daß ich nämlich bei jedem einzelnen Wunder die Namen der Zeugen und die Personen beifüge, bei denen sich irgend ein Ungläubiger persönlich erkundigen

kann, weil sie ja noch am Leben sind. Es machte dieß nothwendig der Unglaube sehr Vieler, welche zu Einigem, was gestern erzählt worden, wie es heißt, den Kopf schütteln. Sie sollen also noch frische und lebensvolle Zeugen haben, denen sie mehr glauben können, weil sie an unserer Glaubwürdigkeit zweifeln. Wenn sie aber in dem Grade ungläubig sind, so sage ich, daß sie auch den Zeugen nicht glauben werden. Ich wundere mich aber darüber, daß Jemand, der nur ein bißchen Sinn für Religion hat, eine solche Sünde sich aufhalsen will, daß er glaubt, man könne über Martinus eine Lüge sagen. Ein solcher Verdacht möge fern sein von Jemand, der unter Gott lebt. Denn Martinus bedarf dessen nicht, daß man ihn mit Lügen ausstaffirt. Aber die Treue der ganzen Erzählung legen wir vor dir nieder, o Christus, daß wir nämlich nichts Anderes gesagt haben oder sagen werden, als was wir selbst gesehen oder was wir durch bekannte Zeugen oder meistens aus seinem eigenen Munde erfahren haben. Obwohl wir übrigens die Dialogform gewählt haben, um dadurch den Widerwillen zu heben und Abwechslung in den Vortrag zu bringen, so erklären wir doch, daß wir die geschichtliche Wahrheit gewissenhaft erhärten. Daß ich dieß außerhalb des eigentlichen Gegenstandes einflichte, dazu hat mich die Ungläubigkeit einiger Menschen nicht ohne Schmerz für mich gebracht. Aber es lehre die Unterhaltung in unsern Kreis selbst zurück: da ich hiebei mich so willig angehört sehe, so muß ich gestehen, daß Aper consequent gehandelt, wenn er die Ungläubigen zurückwies, indem er nur solche für fähig zum Zuhören erklärte, welche gläubig wären.

6. Bei eurem Glauben fühle ich mich im Geiste gehoben und bin vor Schmerz ganz außer mir; es glauben an Martinus' Wunder die Christen nicht, welche doch die Dämonen einbekannten!

Das Kloster des Heiligen war von der Stadt zwei Meilen entfernt; so oft er jedoch, um zur Kirche zu kommen, den Fuß über die Schwelle setzte, hätte man durch die ganze Kirche die Besessenen brüllen sehen können und, wie zur



Verurtheilung bestimmte Schaaren bei Ankunft des Richters, zittern, so daß die Kleriker, welche von der Ankunft des Heiligen allenfalls nichts wußten, durch das Seufzen der Dämonischen darauf aufmerksam wurden. Ich sah Einen beim Herannahen des Martinus in die Luft gerissen und mit ausgebreiteten Armen in der Höhe schweben, ohne daß er irgendwie den Boden mit seinen Füßen berührte. Hatte sich aber Martinus an den Exorcismus gemacht, so berührte er Niemand mit der Hand, schalt Niemand mit Worten, wie meistens durch die Kleriker ein ganzer Wortschwall abgeleiert wird, sondern er ließ die Besessenen herankommen und hieß die Uebrigen abtreten, die Thüren schließen, worauf er mitten in der Kirche mit einem Bußgewande angethan und mit Asche bestreut auf dem Boden liegend betete. Da konnte man sehen, wie die Armen auf ganz verschiedene Weise zuletzt bedrängt wurden; die Einen wurden in die Höhe gehoben, so daß die Füße aufwärts standen, und hingen wie aus einer Wolke herab, ohne daß jedoch die Kleider gegen das Angesicht flatterten, damit nicht die Blöße des Körpers Anstoß gebe; dagegen konnte man bei Andern sehen, wie sie ohne Befragen sich gepeinigt fühlten und ihre Verbrechen bekannten. Sie nannten auch ohne alles Anfragen ihre Namen; jener sagte, er sei Jupiter, dieser, er sei Merkur; zuletzt konnte man alle Diener des Teufels sammt dem Meister selbst gepeinigt sehen, so daß wir schon an Martinus das Wort der Schrift erfüllt sahen: <sup>1)</sup> Die Heiligen werden über die (gefallenen) Engel zu Gericht sitzen.

7. Einen gewissen Gau im Senonergebiet <sup>2)</sup> verheerte

1) I. Corinth. 6, 2. 3.

2) Die Senonen waren ein sehr mächtiges Volk, welches mit den Parisern in engen Verbindungen stand. Von ihnen stammen die Senonen ab, welche Rom eroberten (c. 390 v. Chr.). Ihre Städte waren das heutige Sens (Agendicum oder Senones), Auxerre (das berühmte Vellaunodunum, Autissidorum oder Aubesiodorum) und Melun (Melodunum) an der Seine. S. Nitsch, S. 288.

alljährlich Hagelschlag. In der äußersten Noth bat man dringend Martinus um Hilfe; es ward durch den Amtsvorstand Auspicius eine gehörig beglaubigte Gesandtschaft abgeordnet, deren Ländereien im Besonderen ein schwererer Schlag zu verwüsten pflegte, als andere Landstriche. Martinus oblag dort dem Gebete und befreite die ganze Landschaft so gründlich von dem drohenden Unglück, daß die übrigen 20 Jahre, während welcher er noch im leiblichen Leben war, Niemand in diesen Gegenden einen Hagelschauer erlitt. Damit man aber nicht glaube, es sei dieß zufällig und nicht vielmehr Martinus in Gnaden gewährt worden, so gab es in seinem Sterbejahre wiederum neuen Hagelschlag; es fühlte also sogar die Welt das Ableben des Gottesmannes so sehr, daß sie über den Tod desselben Mannes zu trauern hatte, über dessen Leben sie mit Fug und Recht sich freute. Wenn übrigens zur Erhärtung dieser Thatsache ein etwa schwachgläubiger Zuhörer Zeugen fordert, so will ich ihm nicht Einen Menschen, sondern viele Tausende vorsehren und den ganzen Senonerdistrikt zum Zeugniß der erfahrenen Wunderkraft anrufen. Und doch erinnerst du dich, Priester Refrigerius, wie ich glaube, daß wir neulich über dieß Wunder mit Romulus, des Auspicius Sohn, einem angesehenen und religiösen Mann, gesprochen haben; dieser erzählte uns den Vorfall wie etwas Neues und zeigte in seiner Besorgniß für den künftigen Ernteertrag durch anhaltende Wetterschäden, wie du selbst bemerkt, für sich tiefe Trauer und Betrübniß darüber, daß Martinus nicht die jetzigen Zeiten erlebt habe.

8. Ich kehre wieder zu Avitianus zurück. Dieser Mann stellte an allen Orten und in allen Städten entsetzliche Denkmäler seiner Grausamkeit auf; nur in Tours hielt er sich schuldlos; diese Bestie, welche von Menschenblut und vom Tode unglücklicher Erdenkinder sich nährte, bewies sich sanft und ruhig in Gegenwart des heiligen Mannes; ich erinnere mich, daß ihn einst Martinus besuchte; als er in dessen Arbeitszimmer eintrat, sah er auf seinem Rücken einen erstaunlich großen Dämon sitzen. Martinus blies

(erzufflirte) — ich muß hier ein nicht gar gutes lateinisches Wort gebrauchen — den Dämon an; Avitianus meinte aber, Martinus blase ihn an und sagte deshalb: Was empfängst du mich also, heiliger Mann? Da entgegnete Martinus: Ich blase nicht dich an, sondern jenen Säßlichen, der auf deinem Nacken sitzt. Der Teufel wich und verließ seinen Lieblings-sitz; und es ist zur Genüge bekannt, daß Avitianus nach dieser Zeit milder gewesen, sei es aus Einsicht, daß er immer den Willen des ihm aufsitzenden Teufels gethan, oder deshalb, weil der unreine Geist, von seinem Sitz durch Martinus verjagt, die Macht zu wüthen verloren, indem der Diener sich wegen seines Rathgebers schämte, dieser aber seinen Diener nicht weiter bedrängte.

In der Ortschaft Amboise,<sup>1)</sup> einem alten Castell, das jetzt häufig den Brüdern zur Wohnstätte dient, war, wie ihr wißt, ein Gözentempel von mächtigem Baue. Aus den feinsten Steinen hatte sich der thurmartige Kolosß erhoben, der, oben in Kegelform auslaufend, die Einwohner durch seine ansehnliche Größe in ihrem Heidenwahn erhielt. Dessen Zerstörung hatte der heilige Mann dem daselbst stationirten Priester Marcellus oft aufgetragen. Nach guter Weile kam der Heilige wieder in den Ort und schalt den Priester, daß der Gözenkolosß immer noch dastehe. Marcellus brachte als Entschuldigung vor, daß es kaum einer Militärtruppe und der Kraft von vielen Staatsarbeitern gelinge, ein solch gewaltiges Werk zu zerstören: um so weniger könne er die Möglichkeit der Befehls-Ausführung durch schwache Kleriker oder kraftlose Mönche für leicht halten. Martinus wendet sich nun zu seinem bekannten Hilfsmittel und durchwacht die ganze Nacht im Gebete; früh Morgens entstand ein Sturm und trieb das Gözenhaus bis auf die Grundveste in den Sand. Das sei auf des Marcellus Zeugniß hin erzählt.

---

1) In der Nähe von Tours, Loire-aufwärts, — das alte Ambacia.

9. Auf Anregung des Refrigerius hin will ich ein anderes nicht unähnliches Beispiel seiner Wunderkraft bei einer ähnlichen Gelegenheit anführen. Er schickte sich an, eine Säule von ungeheurer Größe, auf welcher ein Götzenbild stand, umzustürzen; allein es war ganz und gar keine Möglichkeit, sein Beginnen mit Erfolg zu krönen; da wendet er sich, wie es seine Sitte war, zum Gebete. Es ist gewiß, daß man eine ganz gleichförmige Säule vom Himmel stürzen sah, welche auf das Götzenbild fallend jenen ganzen unzerstörbaren Koloss in Staub auflöste; natürlich würde dieß wenig bedeuten, wenn er sich unsichtbarer Weise der Himmelskräfte bedient hätte, wenn man sich nicht mit leiblichen Augen überzeugt hätte, daß sogar die Himmelskräfte in sichtbarer Weise Martinus zu Diensten waren.

Refrigerius steht mir auch als Zeuge für die Thatsache ein, daß ein am Blutflusse leidendes Weib augenblickliche Heilung fand, als sie des Martinus Gewand, wie jenes Weib im Evangelium, berührt hatte.

Eine Schlange schwamm, das Wasser theilend, ans Ufer, auf dem wir standen; im Namen des Herrn, sagte er, befehle ich dir umzukehren. Bald drehte sich die böse Bestie auf das Wort des Heiligen und schwamm vor unsern Augen ans jenseitige Ufer hinüber. Als wir alle dieß wunderbare Schauspiel sahen, seufzte der Heilige tief auf und sprach: Die Schlangen hören mich, und die Menschen hören mich nicht!

10. Gewohnt, in den Ostertagen einen Fisch zu speisen, fragte er kurz vor der Tischzeit, ob er fertig sei. Da sagte der Diakon Cato, der Kloster-Meier, welcher selbst ein guter Fischer war, es sei ihm den ganzen Tag über kein Fang gelungen, aber auch andere Fischer, welche mit Fischen zu handeln pflegten, hätten nichts gefangen. Da sagte Martinus: Geh hin, wirf dein Fischgarn aus, der Zug wird gelingen. Ganz nahe am Flusse, wie Sulpicius hier erzählt hat, besaßen wir ein Wohnhaus. Alle gingen wir nun, wie an Ferientagen, fort, um dem Fischer zuzusehen, und waren in gespanntester Erwartung, daß die Arbeit nicht ver-

geblich sein werde, durch welche auf Martinus' Befehl ein Fisch zu Martinus' Gebrauch gefangen werden sollte. Auf den ersten Wurf zog der Diakon in einem sehr kleinen Netze einen ungeheuren Hecht heraus, und voll Freude ins Kloster eilend, wie ein Dichter, ich weiß gerade nicht welcher, sagte, — wir citiren einen Schulvers, weil wir in der Gesellschaft von Professoren reden, —

„bracht' er dem staunenden Argos hin den gefangenen Raubfisch.“<sup>1)</sup>

In Wahrheit zeigte hier der Jünger Christi als Nachahmer der vom Heiland gewirkten Wunder, die er seinen Heiligen zum Exempel vollbrachte, in sich Christus wirksam, der, seinen Heiligen auf alle Weise verherrlichend, ganz entgegen gesetzte Gnadengaben in einem Menschen vereinigte. Der Expräfelt Arborius bezeugt, daß er des Martinus Hand beim hl. Opfer mit den kostbarsten Edelsteinen wunderbar geschmückt gesehen, wie sie im Purpurlichte schimmerte, auch habe er bei Bewegung der Rechten das Geräusch der aneinander prallenden Steine vernommen.

II. Ich komme jetzt zu einer Thatfache, welche er wegen des Zeitcharakters immer verheimlichte, uns aber nicht hat verbergen können, welche Thatfache das Wunder in sich schließt, daß mit ihm von Angesicht zu Angesicht ein Engel gesprochen hat. Der Kaiser Maximus war sonst ein guter Mann, ließ sich aber durch den Rath von Bischöfen auf verkehrte Wege bringen und schützte deshalb nach Priscillians Hinrichtung<sup>2)</sup> den Bischof Ithacius, den Ankläger Priscillians, und seine übrigen Genossen, die man nicht zu nennen braucht, mit seinem königlichen Arm, damit Niemand diesem Bischof vorwürfe, daß durch seine Schuld wie immer ein Mann verurtheilt worden sei. Inzwischen sah sich Martinus durch viele wichtige Gründe, welche ihm die Bedrückten nahe legten, genöthigt, an den Hof zu gehen und

1) Statii Theb. 8, 751.

2) Im Jahre 385. Reinkens S. 252. — Siehe Chron. II, 46 sqq.

nahm den Sturm des ganzen Unwetters auf sich.<sup>1)</sup> Die Bischöfe waren in Trier versammelt, verkehrten täglich mit Ithacius und hatten für sich gemeinschaftliche Sache gemacht. Sobald diese die unerwartete Nachricht vernahmen, Martinus sei da, wurden sie in ihrem Muthe ganz erschüttert und fingen an zu zagen und zu zittern. Schon Tags vorher hatte der Kaiser nach der Bischöfe Beschluß dekretirt, Tribunen mit allerhöchster Vollmacht nach Spanien zu senden, um die Häretiker aufzuspüren, zu arretiren und ihnen Leben und Hab und Gut zu nehmen. Und es war kein Zweifel, daß diese stürmische Verfolgung auch eine große Zahl unschuldiger Christen tödtlich treffen werde, ohne besondern Unterschied für die Menschklassen. Denn man urtheilte damals bloß nach dem Augenschein, so daß man Jemand mehr aus seiner blassen Gesichtsfarbe oder seinem Kleide, als nach seinem Glauben für einen Häretiker ansah.<sup>2)</sup> Daß dergleichen Martinus keineswegs gefallen werde, fühlten die Bischöfe wohl; da sie aber ein schlechtes Gewissen hatten, so plagte sie die peinlichste Sorge, er möchte sich, wenn er käme, ihrer Gemeinschaft entziehen, und es würde nicht an Leuten fehlen, welche einem so heiligen Mann in seiner Beharrlichkeit auf Grund der ihm vorausgehenden Autorität anhängen würden. Sie beschließen also mit dem Kaiser, er möge die Hofmarschälle absenden, und Martinus die weitere Annäherung an die Stadt verbieten, außer er gehe darauf ein, dort im Frieden mit den daselbst versammelten Bischöfen zu verweilen. Martinus tauschte sie in kluger Weise und erklärt, im Frieden Christi zu kommen. Endlich betrat er Nachts die Stadt und ging nur in die Kirche um zu beten. Tags darauf ging er zu

---

1) Am Schlusse des Jahres 385. Reinkens S. 253.

2) Die Uebung strenger Ascese, z. B. häufiges Fasten und vieles Lesen, galt in den Augen der Späher und Verfolger als Verdachtsgrund für die Theilnahme an jener Sekte. Reinkens S. 156.

Hofe. Abgesehen von vielen andern Bittforderungen, deren Aufzählung zu weitläufig wäre, hatte er diese Hauptbitten: Fürsprache für den Grafen Marses und den Statthalter Leufadius, welche beide auf Seite des Gratianus gestanden hatten und in Folge zu hartnäckiger Parteinahme, welche des Näheren auseinander zu setzen nicht an der Zeit ist, den Zorn des Siegers verdient hatten; dann vorzüglich das Gesuch, es möchten die Tribunen nicht mit der Vollmacht über Leben und Tod nach Spanien abgeordnet werden. Martinus trug nämlich heilige Sorge, nicht allein die rechtgläubigen Christen, welche bei dieser Gelegenheit der Noth der Beunruhigung ausgesetzt sein mußten, sondern auch die Häretiker zu befreien. Am ersten und nächsten Tag hielt der schlaue Kaiser den heiligen Mann hin, sei es daß er der Sache Gewicht beilegte, sei es, weil er, den Bischöfen willfährig, unversöhnlich war, oder endlich weil, wie man damals allgemein glaubte, die Habsucht Widerstand leistete, da er ja nach den Gütern der Häretiker lüstern war. Maximus soll sich nämlich, obwohl er viele gute Handlungen sein nennen konnte, gegen die Habsucht allzu wenig gewappnet haben, wenn er nicht durch die Noth des Reiches leicht Entschuldigung findet, auf alle Weise und bei jeder Gelegenheit für das Reich Hilfsmittel sich verschafft zu haben, da der Staatsschatz durch die früheren Herrscher erschöpft war und der Kaiser fast stetig Bürgerkriege zu erwarten hatte oder vielmehr mitten in dieselben hineingestellt war.

12. Unterdeß laufen die Bischöfe, mit denen Martinus keine Gemeinschaft einging, in ihrer Angst zum Herrscher und jammern, sie seien im voraus schon verurtheilt, es sei um ihrer aller Stellung geschehen, wenn der Hartnäckigkeit des Theognitus, welcher sie allein, nachdem er offen seine Stimme abgegeben, verdammt hatte, die Autorität des Martinus Waffen liehe; man hätte Martinus nicht in die Stadt lassen sollen; er sei schon kein Vertheidiger der Häretiker mehr, sondern ein Rächer derselben. Der Tod Priscilians bedeute nichts, wenn Martinus Rache für ihn nehme.



Schließlich werfen sie sich unter Thränen und Jammern zu Boden und flehen die kaiserliche Majestät an, sie möge ihre Machtvollkommenheit einem einzigen Manne gegenüber zur Geltung bringen. Und es fehlte nicht viel, so wäre der Kaiser gezwungen worden, Martinus in das Schicksal der Häretiker mit zu verflechten. Wohl war der Kaiser den Bischöfen in allzugroßer Gunst ergeben; aber er wußte nur zu gut, daß Martinus an Glauben, Heiligkeit und Wunderkraft alle Sterblichen überrage: er sucht auf einem andern Weg den Heiligen zu besiegen. Zuerst gibt er ihm eine geheime Audienz und redet ihn freundlich an: die Häretiker, (bemerkte der Kaiser) seien nach dem Recht verurtheilt worden mehr auf dem Wege öffentlicher Gerichtsbarkeit, als durch Verfolgung der Bischöfe; es bestehe kein Grund, die Gemeinschaft mit Ithacius und seinen Anhängern verdammenswerth zu finden; Theognitus habe mehr aus Haß, als einer gegründeten Ursache Zwietracht geschaffen, auch sei er allein es, welcher sich inzwischen von der Gemeinschaft abgesondert habe: die Andern hätten sich nicht geändert. Ja eine Synode, welche vor wenigen Tagen abgehalten worden, hatte ausdrücklich sich dahin ausgesprochen, den Ithacius binde keine Schuld. Auf Martinus machte diese Auseinandersetzung nicht den gewünschten Eindruck, weshalb der Regent in Born gerieth und von Martinus schnell hinwegging. Bald wurden für die Personen, für welche Martinus gebeten hatte, die Fenster bestimmt.

13. Als Martinus dies hörte, drang er noch bei Nachtzeit in den Palast. Er gelobt Gemeinschaft für den Fall der Schonung, jedoch nur so, daß man auch die Tribunen, welche bereits zur Verwüstung der Kirchen-Gemeinden nach Spanien abgeordnet waren, zurückrufe. Ohne Aufschub willigt Maximus in Alles. Tags darauf bereitete man sich zur Ordination des Bischofs Felix, der in der That ein ganz unbescholtener und wahrhaft würdiger Mann war, werth in einer besseren Zeit Bischof zu werden. Für diesen Tag ließ sich Martinus in die Gemeinschaft ein, indem er es für besser hielt, momentan nachzugeben, als Diejenigen im

Stiche zu lassen, deren Häupter das Schwert bedrohte. Gleichwohl ließ er sich trotz der größten Anstrengungen der Bischöfe nicht herbei, jene Gemeinschaftseingebung durch seine Unterschrift zu bekräftigen. Am nächsten Tage machte er sich davon. Als er auf den Weg zurückkehrte und voll Betrübniß seufzte, daß er auch nur momentan in jene schuldhaftige Gemeinschaft sich eingelassen, setzte er sich nicht weit vom Orte Echternach<sup>1)</sup> nieder, wo wegen der weit und breit sich dehrenden Waldeinsamkeit stille Plätzchen sind, nachdem er seine Begleiter etwas hatte vorausgehen lassen, in seinem Geiste hin und her die Ursache des Schmerzes und der That anklagend und vertheidigend. Plötzlich stand ein Engel bei ihm. Mit Recht, sprach er, bist du, Martinus, zerknirscht, doch konntest du anders nicht davontkommen. Gewinne deine Kraft wieder, sammle deinen Muth, sonst läufst du nicht mehr für deine Ehre, sondern schon für dein Heil Gefahr. Daher nahm er sich seit dieser Zeit gar sehr in Acht, sich in jene Gemeinschaft mit der Partei des Ithacius ferner einzulassen. Als er übrigens Einige von den Besessenen langsamer als sonst und mit geringerer Gnade heilte, gestand er uns sofort mit Thränen, er merke wegen jener bösen Gemeinschaft, in die er sich nur einen Augenblick aus Noth, nicht mit freier Hingabe des Geistes, eingelassen, eine Abnahme der Wunderkraft. Sechzehn Jahre lebte er noch nach diesem Vorfalle; er besuchte keine Synode mehr und enthielt sich aller Zusammenkunft mit den Bischöfen.

14. Wie wir uns aber überzeugt, stellte er die temporär geminderte Gnade durch Mehrung des Verdienstes wieder her. Ich sah später, wie ein Besessener, den man an die Hinterpforte des Klosters geführt hatte, noch ehe er die Schwelle berührte, geheilt worden ist.

Ich hörte unlängst Jemand bezeugen, daß bei einer Fahrt auf dem thrrenischen Meere mit dem Kurse nach Rom alle Passagiere in die äußerste Lebensgefahr geriethen,

---

1) Am Flusse Sure in Luxemburg — das alte Andethanna.

weil plötzlich ein Sturm losbrach. Da habe ein Kaufmann aus Aegypten, der gar kein Christ war, mit lauter Stimme gerufen: Gott des Martinus, befreie uns! Bald habe sich der Sturm gelegt, und die Fahrt sei glücklich bei größter Windstille der beruhigten See von Statten gegangen.

Pycontius, ein gläubiger Vikar, bat Martinus brieflich um Hilfe, da eine sehr heftige Krankheit seine Familie plagte und, wie es bei einem unerhörten Krankheitsunglück geht, im ganzen Hause Kranke lagen. Damals sagte der Heilige, hier sei schwer etwas zu thun; denn er ahnte, daß das Haus von Gottes Arm heimgesucht sei; dennoch betete und fastete er unaufhörlich sieben volle Tage und Nächte lang, bis er erlangte, was zu erbitten er sich anheischig gemacht hatte. Bald eilte zu ihm Pycontius, welcher die Hilfe Gottes erfahren, und meldete und dankte zugleich, daß sein Haus von aller Gefahr befreit worden. Er brachte auch hundert Pfund Silber, die der heilige Mann nicht ausschlug und nicht annahm, sondern sofort zum Loskaufe von Gefangenen bestimmte, noch ehe das edle Metall die Klosterschwelle berührte. Da ihm die Brüder beibringen wollten, etwas von der ansehnlichen Gabe für das Kloster zu verwenden, denn Alle hätten sie spärlich Nahrung, Viele keine Kleidung, sagte er: Uns möge die christliche Gemeinde ernähren und kleiden, wenn wir nur nichts zu unserm Nutzen gesucht zu haben scheinen.<sup>1)</sup>

Es begegnen uns jetzt Wunder des Gottesmannes, die wir leichter als groß bewundern können, als erzählen. Ihr anerkennt gewiß die Behauptung: Vieles, was Martinus gethan, läßt sich schlechterdings nicht erzählen. So ist der Fall, welcher wohl nicht so von mir wiedergegeben werden kann, wie er sich ereignet. Einer aus den Brüdern, dessen Namen ihr ganz gut wisset, den ich aber nicht bezeichnen darf, um dem unbescholtenen Manne keine Blöße zu geben, dieser Bruder also hatte beim Kamine des Martinus eine Menge

1) Sinn: Wenn wir nur nicht eigennützig erscheinen, dann können wir, auch bei geringen Mitteln, zufrieden sein.

Kohlen gefunden, rückte sich einen Stuhl hin, spreizte seine Beine auseinander und setzte sich entblößten Unterleibes über jenes Feuer. Da fühlte Martinus sofort, daß das heilige Wohnzelt geschändet worden, und schrie ganz laut: Wer besudelt durch Entblößung des Unterleibes unsere Wohnstatt? Als dies der Bruder hörte und sich in seinem Gewissen durch die Rüge des Martinus getroffen sah, lief er sofort zu uns, so daß er ganz athemlos war, und bekannte seine Schande nicht ohne die Tugendkraft des Martinus ein.

15. Eines Tages saß Martinus auf dem gar kleinen Vorplatze, welcher seine Zelle umgab, auf seinem auch Allen wohl bekannten hölzernen Stuhle. Da sah er, wie zwei Dämonen auf dem hohen Felsen standen, der über das Kloster herüberraagt, und von da aus frisch und fröhlich ermunternd zuriefen: Auf, Brictio, auf, Brictio! Ich glaube, sie sahen den armen Brictio von ferne herankommen und wußten, welche Wuth sie ihm im Herzen erregt hatten. Und nicht lange, so stürzt Brictio wüthend daher; voll Wahnsinn speit er dem Martinus tausend Schmähungen zu. Er war nämlich Tags vorher von ihm ausgezankt worden, warum er sich Pferde halte und Sklaven dinge, da er doch vor seiner Priesterweihe nie etwas besessen, indem er von Martinus selbst im Kloster sei groß genährt worden. Er ward damals vielfach beschuldigt, nicht nur ausländische Knaben, sondern auch Mädchen mit seinen Gesichtern gekauft zu haben. Hiedurch gerieth der Aermste in Wuth und Galle und ging, wie ich glaube, insbesondere durch die Stachelung jener zwei Dämonen aufgeregt, in dem Grade den Martinus an, daß er kaum seine Arme zurückhielt, während der Heilige mit ruhiger Miene und mit sanftem Gemüthe den Wahnsinn des Unseligen durch milde Worte in Schranken hielt. Doch war in ihm eine solche Fülle boshaften Geistes, daß ihm nicht einmal sein wenn auch noch so eitler Sinn zu Gebot stand; mit zitternden Lippen und mit stets wechselnder Gesichtsfarbe vor Wuth warf er sündhafte Worte heraus und nannte sich

heiliger, da er von Kindheit auf im Kloster unter der Hand des Martinus selbst mitten in der heiligen Kirchenzucht aufgewachsen sei; Martinus dagegen habe in seiner ersten Lebenszeit, was er selbst nicht ableugnen könne, mit dem Militärleben sich befleckt und sei jetzt in Folge eiteln Uberglaubens und lächerlicher Visionen und Phantastereien so ganz und gar ein Narr und alter Mann geworden. Nachdem er viele solche und andere noch bissigere Worte, welche zu verschweigen besser ist, herausgespiesen, ging er endlich fort, nachdem er seine Wuth erschöpft, wie einer, der sich so ganz und gar gerächt, kehrte aber auf demselben Wege, auf dem er gekommen, eilends wieder zurück, da inzwischen, sonder Zweifel auf des Martinus Gebet, die Dämonen aus seinem Herzen vertrieben wurden, er selbst aber zur Reue sich wandte. Bald kehrt er zurück und wirft sich Martinus zu Füßen; er bittet dringend um Verzeihung, bekennt seinen Fehler und gesteht endlich gesünderen Geistes, er sei nicht ohne teuflische Einwirkung gewesen. Bei Martinus war es kein schweres Stück Arbeit, dem Flehenden zu verzeihen. Jetzt erzählte der Heilige dem Brictio und uns allen, wie er ihn von Dämonen gestachelt gesehen; die Schmähungen berührten ihn nicht und hätten mehr Demjenigen geschadet, der sie ausgestoßen. Obwohl von dieser Zeit an Brictio wegen vieler und großer Vergehen bei ihm oft im Gedränge war, ließ er sich doch nicht zwingen, ihn des Presbyterats zu entkleiden, um sich nicht den Anschein zu geben, als verfolge er das ihm angethane Unrecht, und sprach oftmals das Wort: Wenn Christus den Judas geduldet hat, warum soll ich den Brictio nicht dulden?

16. Auf dies hin sagte Postumianus: Dies Beispiel soll unser Herr aus der nächsten Nachbarschaft hören.<sup>1)</sup> Der ist ein Weiser, denkt nicht an die Gegenwart und denkt

---

1) War wohl ein Bischof gemeint, der in Opposition zu Martinus stand. Siehe Schluß der Chronica und Vita s. 27.

nicht an die Zukunft; ist er beleidigt worden, so geräth er in Wuth und hat sich nicht in seiner Gewalt; er wüthet gegen die Aleriker, schäumt gegen die Laien und regt den ganzen Erdkreis für seine Rache auf; in diesem Kampfe liegt er drei Jahre hindurch eifrigst und findet weder durch Zeit noch Vernunft Ruhe. Bedauern und bejammern muß man den Zustand des Mannes, da er unheilbar seufzt nur unter der Last dieser entsetzlichen Leidenschaftlichkeit. Du hättest ihm, Gallier, solche Beispiele der Geduld und Ruhe öfters mittheilen sollen, auf daß er nicht wüßte zu zürnen, sondern wüßte zu verzeihen. Erfährt er vielleicht, daß dies kurz eingeschaltete Wort gegen ihn vorgebracht worden, so möge er wissen, daß ich nicht minder als Freund denn als Feind gesprochen, weil ich, wenn es möglich wäre, den Wunsch hege, er möge lieber dem Bischof Martinus ähnlich heißen, als dem Tyrannen Phalaris. Doch wollen wir nunmehr, Gallier, über diese Persönlichkeit, von der zu sprechen keine besondere Freude ist, hinweggehen und zu unserm Martinus zurückkehren.

17. Da entgegne ich in Wahrnehmung des Untergangs der Sonne und des Einbruchs der Dämmerung: Der Tag, Postumianus, ist vorüber; es heißt ausbrechen; zugleich gebührt so aufmerksamen Zuhörern ein Abendimbiß. Was Martinus betrifft, darfst du übrigens nicht erwarten, daß der Erzähler an ein Ende käme; er ist allzu wunderreich, als daß die Rede seine Verdienste umschließen könnte. Das über ihn Erzählte wirst du inzwischen in den Orient bringen; während du zurückkehrst und die verschiedenen Küsten und Orte und Häfen und Inseln passirst, breite des Martinus Namen und Ruhm bei den Völkern aus; insbesondere sei Campaniens eingedenk und gehe nicht daran vorüber; obwohl es dir auf deiner Reise gar weit abliegt, so sollst du doch keinerlei Verlust selbst vieler Zeit für so hoch anschlagen, daß du nicht all dort den berühmten und weltbekannten Paulinus <sup>1)</sup> aufsuchest; ihm theile, ich bitte dich, zuerst

1) Vergl. Vita c. 19. c. 27.

unsere inhaltreiche Unterredung mit, welche wir gestern vollendet und heute noch ergänzt haben; ihm wirst du Alles berichten, ihm Alles erzählen, daß Rom alsbald durch seinen Mund die heiligen Verdienste des Gottesmannes höre, wie er unser erstes Schriftchen nicht nur über ganz Italien, sondern auch über ganz Syrien verbreitet hat. Paulinus wird, nicht neidisch auf des Martinus Ruhm und als liebevollster Beurtheiler seiner heiligen Tugendgröße in Christo, nicht anstehen, unsern Oberhirten mit seinem Felix<sup>1)</sup> zu vergleichen. Kommst du dann von der italischen Küste weg nach Afrika hinüber, so erzähle das Gehörte in Karthago; kennt es auch bereits, wie du selbst gesagt, unsern Herren, so möge es doch besonders jetzt über ihn Mehres erfahren, damit es nicht bloß seinen Märtyrer Cyprian bewundere, wenn gleich sein Boden durch dessen heiliges Blut geweiht ist. Wenn du ferner ein wenig ablenkend auf deiner Fahrt in den Busen von Achaja einläufst, so möge Korinth, so möge es Athen wissen, daß Plato in der Akademie nicht weiser, Sokrates im Kerker nicht standhafter war; daß zwar Griechenland glücklich ist als das Land, welches verdient hat, die Predigt des Apostels zu hören, daß aber die gallischen Lande von Christus nicht verlassen seien, da er sie begnadigt, einen Martinus zu haben. Kommst du aber bis nach Agypten, das freilich auf die Zahl und Verdienste seiner Heiligen stolz sein darf, so möge es dennoch sich würdigen zu hören, wie ihm, ja ganz Asien in Martinus allein Europa ebenbürtig zur Seite steht.

18. Vertraust du dich dann aufs Neue der See an, um von da gen Jerusalem zu wandern, so lade ich dir ein Werk auf, welches unser Schmerz diktiert. Betrittst du nämlich je das Gestade des berühmten Ptolemais, so forsche

---

1) Felix von Nola, Priester, schlug die bischöfliche Würde aus, litt, lebte und starb heilig. Vergl. Brev. Rom. XIV. die Januarii.



sorgfältig nach dem Grabe unseres lieben Pomponius und laß es dich nicht verdrießen, die Gebeine des Fremden zu besuchen. Viele Thränen laß dort niederträufeln, wie sie deine Liebe und unsere innige Theilnahme fordert, und ist dies auch eine eitle Gabe, so streue doch auf sein Grab purpurne Blüthe und wohlriechende Gräser. Doch sollst du ihm sagen, nicht in rauhem, nicht in bitterem Tone, mit dem Worte eines Mitfühlenden, nicht mit der Zunge eines Zankenden: Hätte er einst dich oder mich immer hören wollen, und lieber Martinus als jenem Manne nachgeahmt, den ich nicht nennen will, so würde er nie von mir so grausam getrennt, in fremdem Sand und Staube begraben liegen, nachdem er, wie ein schiffbrüchiger Seeräuber, mitten auf dem Meere den Tod erduldet und kaum am Rande des Gestades ein Grab gefunden. Es sollen dies ihr Werk sehen alle Jene, welche mir in Rache um ihn<sup>1)</sup> haben schaden wollen, sie mögen ihren Ruhm sehen und wenigstens jetzt gegen mich zu wüthen aufhören, nachdem sie gerächt sind.

Als wir in solchen Seufzern mit rührendster Stimme uns ergingen, wurden Alle durch unsere Klagen zu Thränen gerührt, worauf man unter großer Bewunderung des Martinus, aber unter ebenso großem Schmerze ob unserer Jammerthränen auseinanderging.<sup>2)</sup>

1) Den Pomponius.

2) Es sei hier die Bemerkung erlaubt, daß der Gleichförmigkeit wegen und auf besonderen Wunsch des Herrn Verlegers die alte Schreibweise, wie im „Octavius,“ beibehalten worden, da von der neueren Schreibung noch der Satz zu gelten hat: „In dubiis libertas.“ Vergl. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementar-Grammatik, Vorrede, Seite V. und X. am Ende.



## Druckfehler und Berichtigungen.

- Seite 11 Zeile 14 lies: Martinskirche.  
" 43 Zeile 10 lies: hatten sich.  
" 63 Zeile 19 lies: Mörder sein.  
" 99 Anm. lies: Renner.  
" 110 Anm.     Umfang.  
" 136 Zeile 11 lies: nur einmal.  
" 159 Zeile 13     Menschenklassen.





# Personen- und Sach-Register<sup>1)</sup>

zu

des Guspicius Severus

Vita B. Martini und den Supplementen.<sup>2)</sup>



Achaja . . . . .	D. III, 17, 6.
Adam . . . . .	D. II, 10, 3.
Aeduer, Stamm in Gallien . . . . .	M. 14, 1.
Aeghthen das Land . . . . .	D. III, 17, 7.
Aegyptischer Handelsmann . . . . .	D. III, 14, 2.
Aegyptische Klöster . . . . .	D. I, 10, 1.
Aegyptische Wüste . . . . .	D. I, 10. 13, 2 fgb.
Aethiopier . . . . .	D. I, 26, 2.
Afrika . . . . .	D. I, 3, 1. 24, 5. D. III, 17, 5.

---

1) Nach Halm's Recension, S. 256 u. fgb., und mit eigenen Zusätzen.

2) Die Vita ist mit M. (Martinus), die Briefe sind mit B. I. II. III, die Dialoge mit D. I. II. III. bezeichnet; die arabischen Ziffern geben Kapitel und Satz an.

Agnes . . . . .	D. II, 13, 5.
Agricola, Priester . . . . .	D. III, 1, 4.
Alexandria . . . . .	D. I, 3, 2, 6, 1. 9, 6. 23, 6.
Alpen . . . . .	M. 5, 4.
Amator, Priester . . . . .	D. III, 1, 4.
Amboise, Ortschaft bei Tours . . . . .	D. III, 8, 4.
Ambrosius, Bischof . . . . .	D. I, 15, 2.
Amiens, Stadt der Ambianen . . . . .	M. 3, 1.
Anachoreten . . . . .	D. I, 15, 2. D. I, 17, 3.
Anatolius, scheinheiliger Mönch . . . . .	M. 23, 2 fgb.
Andethanna = Echternach . . . . .	D. III, 13, 3.
Antichrist . . . . .	M. 24, 3. D. II, 14.
Antonius — zwei Klöster . . . . .	D. I, 17, 1.
Aper, Priester . . . . .	D. III, 1, 4. 5, 7.
Aquileja . . . . .	M. 20, 9.
Aquitancier, Volk in Gallien . . . . .	D. I, 27, 2.
Arborius, ehem. Statthalter . . . . .	M. 19. D. III, 10, 6.
Armenien, das Land . . . . .	D. I, 26, 2.
Arpagius, Priester . . . . .	D. III, 3, 1.
Arius <sup>1)</sup> — seine Häresie . . . . .	M. 6, 4.
Asien . . . . .	D. III, 17, 7.
Athen . . . . .	D. III, 17, 6.
Avilianus, Comes . . . . .	D. III, 3, 1. 4, 1. 8, 1.
Aurelius, Diakon, dann Priester, des Severus <sup>2)</sup> Freund . . . . .	B. III, 3. D. III, 1, 4.
Auspicius, ehem. Statthalter . . . . .	D. III, 7, 1.
Auxentius, der Arianer . . . . .	M. 6, 4.

1) Sonderbarer Weise ist im Severus überall „Arrianus“ geschrieben, was irrtümlich.

2) S. 260 der Palm'schen Recension irrtümlich „Martini amicus“ gesetzt.

- Bassula des Severus <sup>1)</sup> Schwieger-  
mutter . . . . . B. 3, 1.
- Belgier, belgischer Mönch . . . . D. I, 8, 5. 9, 2.
- Bethleem, Barochie unter dem Bi-  
schof von Jerusalem . . . . D. I, 8, 1.
- Bischöfe, Martinus' Verfolger . . M. 27, 3.
- Bituriger, Volksstamm in Gallien D. II, 8, 7.
- Blember (Blemher) . . . . . D. I, 22, 1.
- Bosporus . . . . . D. I, 26, 2.
- Brictio, Pflegling des Martinus,  
Priester, Bischof . . . . D. III, 15.  
III, 15, 7.
- Cäsar, Dictator auf Lebenszeit . . D. I, 3, 6.
- Calupio, Diakon . . . . . D. III, 1, 4.
- Campanien . . . . . D. III, 17, 3.
- Carnotum (Chartres) . . . . . D. II, 4, 5.
- Carnutische Stadt . . . . . D. III, 2, 3.
- Carthago . . . . . D. I, 3, 2. 23, 5.  
D. III, 17, 5.
- Cato der Uticenser . . . . . D. I, 3, 6.
- Cato, Diakon . . . . . D. III, 10, 1.
- Celsus, ehem. Consul . . . . . D. III, 1, 7.
- Celtisch sprechen . . . . . D. I, 27, 4.
- Christus — erscheint dem Martinus M. 3, 3.
- Christus — dafür gibt sich ein junger  
Mann in Spanien aus . . M. 24, 1.
- Christus wird den Antichrist be-  
wältigen . . . . . D. II, 14, 3.
- Clarus, Priester, Jünger des Mar-  
tinus . . . . . M. 23. B. II, 5.
- Claudiomagus (wahrsch. Claude  
od. Cloud) Ortschaft zwischen  
Tours u. Bourges . . . . D. II, 8, 7.

1) S. 260 der Palm'schen Recension irrtthümlich „Martini  
parens“ gesetzt.

Gleriker — ihr Stolz zur Zeit des	
Severus . . . . .	D. I, 21.
ihre Mißgunst gegen ihn . . . . .	D. I, 26, 3.
Condaten-Parochie (Candes) . . . . .	B. III, 6.
Constantius, Kaiser . . . . .	M. 2, 2.
Corinth . . . . .	D. III, 17, 6.
Cyprianus, Märtyrer . . . . .	D. I, 3, 2.
Cyrenäer — deren äußerste Küste . . . . .	D. I, 3, 6.
Cyrenäischer Eremit . . . . .	D. I, 4, 1, 23, 5.
Dagritus, Oberst . . . . .	D. III, 5, 1.
Decianische Zeiten . . . . .	B. II, 9.
Defensor, gallischer Bischof . . . . .	M. 9, 4.
Desiderius, Freund <sup>1)</sup> des Severus . . . . .	M. praef. § 1.
Elias — dafür gab sich ein junger	
Mann aus . . . . .	M. 24, 1.
Engel . . . . .	M. 21 und oft.
Esaias' Todesart . . . . .	B. II, 10.
Evagrius, Priester . . . . .	D. III, 1, 4, 2, 8.
Evanthius, von Martinus geheilt . . . . .	D. II, 2, 3.
Eucherius . . . . .	D. III, 1, 7.
Erodianus, Statthalter . . . . .	M. 20, 4.
Europa . . . . .	D. III, 17, 7.
Eusebius, Priester, später Bischof,	
Freund des Severus . . . . .	D. II, 9, 5.
Falsche Gerechtigkeit . . . . .	D. I, 22.
Felix, Bischof . . . . .	D. III, 13, 2.
S. Felix von Nola, Priester . . . . .	D. III, 17, 5.
Gallien, das Land, unter Julian	
von Barbaren überfallen . . . . .	M. 4, 1.

---

1) Von Severus nach christlicher Sitte „Bruder“ genannt.  
Vergl. Octavius S. 18 Anm. 1.



- Gallier, der Mönch, Martinus D. I, 1, 5. 27, 2. 7.  
 Jünger . . . . . D. II, 1, 1 und oft.  
 Gallier, das Volk — ihre Eßlust D. I, 4, 6. 8, 5. 9, 2.  
 ihre Brablsucht D. I, 11, 6.  
 Gallisch und celtisch sprechen . . . D. I, 27, 4.  
 (Vergl. Diefenbach, Celtisches II, 1, 84 fgd.)  
 Garde, kaiserliche . . . . . M. 2, 2.  
 Gratian, der edle Kaiser . . . D. III, 11, 8.  
 Griechenland . . . . . D. III, 17, 6.  
 Griechen-Eßlust . . . . . D. I, 8, 5.  
 Hektor . . . . . M. 1, 3.  
 Hieronymus, Pfarrer v. Bethleem D. I, 8, 1.  
 Gelehrsamkeit . . . D. I, 8, 3. 9, 5.  
 Urtheil über Origenes'  
 Werke . . . . . D. I, 7, 3.  
 der Mönchkritiker . . . D. I, 8, 4. 21, 5.  
 theils geliebt, theils  
 gehaßt . . . . . D. I, 9, 4.  
 Hilarius, Bischof von Poitiers,  
 von Arianern exilirt M. 6, 4.  
 nach Gallien zurückver-  
 setzt . . . . . M. 6, 7.  
 nimmt den Martinus  
 freundlich auf, weicht  
 ihn zum Ercicisten,  
 entläßt ihn liebevoll  
 in die Heimat, nimmt  
 den Stifter des Mönch-  
 thums zum zweiten-  
 male auf das freund-  
 lichste auf . . . . . M. 5, 1. 2. 3.  
 . . . . . M. 7, 1.  
 Homer . . . . . M. 26, 3.  
 Aethrien ein Herd des Arianismus D. III, 17, 4.  
 Inseln der Seligen . . . . . D. I, 26, 2.  
 Johannes aus Insopolis . . . D. I, 22, 1.

Johannes, Lügenprophet . . .	M. 24, 3.
Italien . . . . .	M. 2, 1. D. III, 17, 4.
Ithacius, der Zelot . . . .	D. III, 11 fgd.
dessen Partei . . . . .	D. III, 13, 5.
Julian, der Apostat . . . .	M. 2, 2.
Jungfräulichkeit gelobt . . .	D. II, 10, 4 fgd.
Juppiter . . . . .	M. 22, 1.
Leprosum = Levrour . . . .	M. 14, 3.
Leucadius . . . . .	D. III, 11, 8.
Liger (Loire) . . . . .	M. 10, 4.
Lupicinus . . . . .	M. 8, 1.
Lycontius . . . . .	D. III, 14, 3.
Marcellus Priester . . . . .	D. III, 8, 5.
Martinus Abstammung u. Kindheit	M. 2.
Katechumenat . . . . .	M. 2, 3.
Conscription . . . . .	M. 2, 5.
Bekleidung des Armen	M. 3. D. II, 11.
Traumgesicht . . . . .	M. 3, 3.
Taufe . . . . .	M. 3, 5.
Abschied von der Armee	M. 4.
Exorcistat . . . . .	M. 5, 2. 17.
	D. II, 9. III, 6 u. 8.
Ausübungsart des Weihe-	
berufs . . . . .	D. III, 6.
Ueberfall durch Räuber	M. 5, 4.
Gegner der Arianer —	
mit Ruthen gepeitscht	M. 6, 4.
Klostereinsamkeit in Mai-	
land . . . . .	M. 6, 4.
Erstes Kloster in Ligugé	M. 7, 1.
Wunderkraft = Erweise	M. 7 fgd.
	M. 11—15.
	D. II, 3 fgd.
	D. III, 2—10. 14.
Bischofswahl . . . . .	M. 9 fgd.

- Martinus Gögentempelzerstörung M. 13—15; D. III, 8, 7.  
9, 1.
- Heilungen . . . M. 16—19; D. II, 2, 3.  
D. III, 14.
- Engelgesellschaft . . . M. 21 u. öfter.
- Versuchung durch Satan M. 24, 4, 6, 21.  
B. III, 16.
- Gast des Kaisers Ma-  
ximus . . . M. 20.
- Auszeichnung durch die-  
sen Kaiser . . . D. II, 6.
- von der Kaiserin bedient D. II, 6, 4.
- fänftigt Valentinian den  
Älteren . . . D. II, 5, 5.
- Gefahr durch Brand . B. I, 10.
- ungerecht der Häresie  
angeklagt . . . D. III, 11, 3 fgd.
- von Clerikern gehaßt D. I, 25, 3. 26, 3.
- von Briccio geplagt . D. III, 15.
- versöhnt die Cleriker in  
Eandes . . . B. III, 6.
- Tod und Bestattung . B. II, 6. III, 9.  
B. III, 18.
- Lob . . . M. 25 fgd. D. I, 25.
- Reden . . . D. II, 10.
- Ansicht über den Anti-  
christ . . . D. II, 14.
- Maffilia = Marseille . . D. I, 1, 3.
- Maximus — Kaiser . . . M. 20, 2 fgd.
- von Bischöfen gemein  
geschmeichelt . . M. 20, 1.
- ehrt Martinus . . . M. 20, 5. D. II, 6, 3.
- ist nachsichtig . . . D. III, 11.
- in Aquileja gefangen u.  
getödtet . . . M. 20, 9.
- Seine guten Eigenschaften D. II, 6, 2.
- Seine Habsucht . . . D. III, 11, 11.
- Sulpicius Severus' ausgew. Schriften. 12

- Marimus, Seine Gemahlin . . . D. II, 6, 3.  
 Memphis . . . D. I, 15, 3.  
 Memphisitische Reiche . . . D. I, 23, 6.  
 Mercurius . . . M. 22, 1. D. II, 13, 6.  
 . . . D. III, 6, 4.  
 Minerva . . . M. 22, 1.  
 Mönche von Hieronymus getadelt D. I, 8, 5 fgd.  
 Mönche in der ägyptischen Wüste D. I, 9, 7 fgd.  
 Narbo, Stadt in Gallien . . D. I, 1, 3. 3, 1.  
 Narses, Comes . . . D. III, 11, 18.  
 Nemausus (Nîmes) — Synode D. II, 13, 8.  
 Nero, Kaiser . . . D. II, 14.  
 Neronianische Zeiten . . B. II, 9.  
 Nil . . . D. I, 10, 1. 13, 1.  
 Misklöster . . . D. I, 10, 1. 17, 6.  
 Nitria, Distrikt Oberägyptens . D. I, 15, 3. 23, 6.  
 Origenes — der Schriftausleger D. I, 6, 1.  
 . . . Schriften; Streit darüber D. I, 6.  
 . . . Irthümer . . . D. I, 6, 5.  
 . . . D. I, 7, 1.  
 . . . Anhänger censurirt . . D. I, 7, 2 fgd.  
 Balmen in der Wüste . . . D. I, 13, 5.  
 Bannonien . . . M. 2, 1.  
 Bariser . . . M. 18, 3.  
 Barther . . . D. I, 26, 2.  
 Bascha = Oftern . . . D. III, 10, 1.  
 Paulinus . . . M. 19, 3. 25, 4.  
 . . . D. I, 23, 4. D. III, 17, 3.  
 Paulus, Apostel . . . D. II, 13, 6. B. I, 5.  
 Paulus der erste Eremit . . D. I, 17, 1.  
 Perser . . . D. I, 26, 2.  
 Petrus, Apostelfürst . . . D. II, 13, 6. B. I, 6.  
 Phalaris der Tyrann . . . D. III, 16, 3.  
 Pictaven = Stadt (Poitiers) . . M. 5, 1.

- Plato . . . . . D. III, 17, 6.  
 Pomponius, Bekannter d. Severus D. III, 18, 1.  
 Postumianus, Freund des Severus D. I, 1 fgd.  
 Priscillianus . . . . . D. III, 11, 2.  
 Ptolemais . . . . . D. III, 18, 1.
- Refrigerius, Priester . . . . . D. II, 14, 5.  
 . . . . . D. III, 1, 3. 5, 1. 9, 1.
- Rom . . . . . D. I, 24, 4.  
 Romulus, des Auspicius Sohn D. III, 7, 5.  
 Rufus, verjagter Bischof . . M. 24, 2.  
 Rusticius, ein Turone . . . M. 9, 1.
- Sabaria, Stadt in Pannonien M. 2, 1.  
 Sabbatius, Mönch . . . . . D. III, 1, 4.  
 . . . . . (M. 23, 7.)
- Salomon . . . . . D. II, 6, 6.  
 Saturninus . . . . . D. III, 3, 6.  
 Senonen-Landschaft . . . . D. III, 7, 1 u. 4.  
 Sokrates . . . . . M. 1, 3. D. III, 17, 6.  
 Spanien . . . . . D. III, 11, 4 u. 9. 13, 1.
- Sulpicius Severus besucht  
     Martinus . . . . . M. 25.  
     seine Vita eifrig gelesen B. I, 1.  
     " " weit verbreitet D. I, 23, 3.  
     von Mönchen gehaßt D. II, 8, 3.
- Syene (Senä) . . . . . D. I, 16, 1.  
 Syrien . . . . . D. I, 26, 2.  
 Syrte . . . . . D. I, 3, 2.
- Tätadius, ehem. Proconsul . . M. 17.  
 Thebais, obere oder Hoch-Thebais D. I, 9, 6. 23, 6.  
 Thella . . . . . D. II, 13, 5.  
 Theognitus (auch Theognistus) D. III, 12, 1 u. 3.  
 Ticinum (Pavia) . . . . . M. 2.  
 Tolosa (Toulouse) . . . . . B. 3, 3.

Treviri (Einwohner von Trier)	B. III, 3.
und Stadt Trier	D. II, 9, 1.
Synode . . . . .	M. 16, 2.
	D. III, 11, 3 fgd.
Turoni (Turonen, Tours)	B. II, 6.
	D. I, 25, 6. II, 8, 7.
	III, 8, 1. D. III, 4, 1.
Turonische Kirchengemeinde	M. 9, 1.
Thyrrenisches Meer . . . . .	D. III, 14, 1.
Valentinian Kaiser . . . . .	M. 20, 8 fgd.
	D. II, 5, 5.
Valentinus, Bischof . . . . .	D. III, 2, 4.
Vangionen-Stadt (Worms)	M. 4, 1.
Venus . . . . .	M. 22, 1.
Victricius, Bischof . . . . .	D. III, 2, 4.
Vincentius, Praefectus . . . . .	D. I, 25, 6.
Zacharias, des Johannes Vater	D. I, 27, 4.



# Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
Allgemeine Einleitung . . . . .	5
Einleitung zur Vita und den Briefen . . . . .	19
Vita . . . . .	26
Brief an Eusebius . . . . .	62
Brief an Aurelius . . . . .	67
Brief an Bassula . . . . .	73
Dialoge . . . . .	81
Einleitung . . . . .	83
Erster Dialog . . . . .	92
Zweiter Dialog . . . . .	126
Dritter Dialog . . . . .	147
Personen- und Sachregister . . . . .	171





K e m p f e n.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

---

A 1975





BR  
60  
B5  
L3

**Lactantius, Lucius Cassilius Firmianus.**

Ausgewählte Schriften des Firmianus Laktantius  
„Cicero," nach dem Urtexte übersetzt. Mit  
Vorbericht über das Leben und die Schriften des  
P. H. Jansen. Kempten, J. Kösel, 1875.

306p. 16 cm. (Bibliothek der Kirchenväter.)

Bound with Severus, Sulpicius. Ausgewählte  
Kempten, 1872.

I. Jansen, P. H. II. Series.

CCSC/

A 1975

